Erste Abtheilung.

Historische Skizzen und Scenen aus Wiens früherer Zeit.

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein Jeder lebts, nicht Vielen ists bekannt
Und wo ihr's packt, da ists interessant.
Goethe.

Die Sage vom Basilisken und das Basiliskenhaus in Wien.

Den 26. Juni 1212 entstand Frühmorgens großes Geschrei und Lärmen in und um dem Hause des Bäckermeisters Garhibl, in dem Stadttheile von Wien, welcher dazumal unterm Tempelhof*) genannt wurde. Das Haus hieß aber zum rothen Kreuz und es versammelte sich auf solchen Wehe- und Hilferuf vor demselben eine große Menge Volkes, ungeduldig und vorwitzig, was wohl solch klägliches Geschrei zu bedeuten habe. Da kam endlich auch der Stadtrichter, Herr Jakob von der Hülben mit seinen Knechten und Schardienern geritten und forschte, ob etwa Jemand ungebührlicher Weise Schaden und Gewalt geschehen, oder der Stadtbann durch freventlichen Friedensbruch verletzt worden sei. Meister Hans aber trat bleichen Angesichts aus dem Hause und erzählte folgendermaßen die Ursach all dieser Unruhe: „Eine seiner Mägde sollte in der Frühe aus dem im Hofraume stehenden Ziehbrunnen Wasser schöpfen. Dieselbe war aber mit leerem Kruge und großem Geschrei zurückgekommen, meldend, es sei ein gräulicher Gestank aus dem Brunnen hervorgegangen, der sie

*) Von dem Tempelgebäude, welches einst an der Stelle gestanden, wo in der Folge Dominikanerkirche und Kloster gebaut wurden, also genannt; gegenwärtig die Schönlaterngasse.

fast betäubet und ihr das Schöpfen verleidet; es habe auch aus dem Brunnen verwunderlich geflinkert und geglitzert, so daß sie für Angst und Schrecken fast des leidigen Todes verkommen. Alsbald unterwand sich nun ein rüstiger Bäckerknecht, das seltsame Phänomen näher zu untersuchen, ließ sich wohl an ein Seil binden und mit angezündeter Pechfackel in den Brunnen hinablassen; — erhob jedoch, da er kaum eine Klafter hinabgekommen, plötzlich ein entsetzliches Geschrei und wurde auf das Schleunigste für todt wieder aus dem Brunnen herfür geholet. Nachdem man ihn mit allerlei Arcana sorglich gelabet und er in Etwas wieder zum Leben zurückgekommen, sagte er mit bebender Stimme aus, wie daß er ein gar gräßlich Thier im Brunnen gesehen, fast in Gestalt eines großen Hahnes, aber gräulich anzusehen, mit vielzackigem Schuppenschweife, plumpen, warzigen Füßen, wunderlich glühenden Augen und ein Krönlein auf dem Haupte. Schien ihm fast, als sei das abholde Thier aus einem Hahn, einer Kröte und einer Schlange zusammengesetzt, und hätte er sein Leben lang so was Abscheuliches und Abschreckendes nicht gesehen. Schloß auch alsobald die Augen und schrie um Hilfe, denn ihm wollte bedünken, als ob ihm durch den überglühenden Blick des Ungethümes das Blut in den Adern zu erstarren beginne, und hätte er sonder Zweifel jämmerlich dahin ersterben müssen, so man ihn nicht schnell zurückgezogen, dann auch der widerliche Gestank habe ihm die Brust beengt und den Athem versetzt.“ So weit Meister Hans mit seiner Erzählung. Jedermänniglich aber wunderte sich baß über die seltsame Mähr, begehrte aber Niemand weiter, seinen Vorwitz zu büßen und allesammt wußten nicht, was von der Begebenheit zu halten und was bei so gestalten Sachen anzufangen. — Da trat hervor Herr Heinrich Pollitzer, der Weltweisheit Doktor, ein geschickter

Medicus und in der Kenntniß von den natürlichen Dingen wohl erfahren, der erklärte den Leuten, daß solch' ein gräulich Thier Basiliskus genannt werde, und wie dasselbe wunderbarer Weise aus einem Ei entstände, das ein Hahn geleget und eine Kröte ausgebrütet habe. Er erzählte weiter, wie schon der alte berühmte Naturforscher Plinius, der Ältere, ein solches Thier beschrieben, wie sein Blick so giftig sei, daß jedes Menschenkind, den es damit erfasse, davor ersterben müsse und wie es endlich auf keine andere Weise zu ertödten sei, als wenn man ihm eine blanke Metalltafel vorhalte, wo es sodann, darin sein eigenes Bild erblickend, sich über dessen Scheußlichkeit also entsetze, daß es vor Wuth und Ingrimme zerberste. Sei aber ein solches Unternehmen immer mit ziemlicher Gefahr verbunden und möge er, Meister Pollitzer, hier keine Probe damit anstellen. — Nachdem man sich noch eine Weile bestens berathen, wurden endlich auf die Anweisung Meister Heinrichs eiligst große Steine und viel Erden in den Brunnen geworfen, auf daß das Unthier dadurch erdrücket und ertödtet werden mochte. Zuletzt ward besagter Brunnen bis an den Rand mit Erden angefüllt und dieselbe fest gestampfet, so daß kein fürderes Unheil mehr geschehen konnte. Mögen aber während dieses, obwohl vorsichtigen, Beginnens so böse und gefährliche Dünste aus dem Brunnen gestiegen seyn, daß einige Arbeiter urplötzlich erkrankten und jämmerlich dahin starben, wie auch der ermeldte Bäckenjung in ein paar Tagen darauf vor Entsetzen und Grausen eines elenden Todes verblichen. Zum ewigen Gedächtnisse aber wurde das Haus, so früher zum rothen Kreuze geheißen, fortan zum Basilisken genannt und ward auch das getreue Abbild des gräulichen Ungethüms in einer Nische des oft bemeldten Hauses aufgestellet, wo selbes noch 1577 durch Herrn Hansen

Spannring, damaligen Eigenthümer, renovirt und mit folgender Aufschrift versehen worden:

Anno Domini MCCXII.

Ward erweldt Kayser Friedrich der II. Undter seynem Regiment ist von aynem Hann entsprungen ain Basilisk, welcher obstehender Figur gleich, und ist der Brunn voll angeschütt worden mit Erden, darinnen solliges Thier gefunden worden ist: ohn Zweiffel, weil ob seyner giftigen Aygenschafft vill Menschen gestorben und verdorben seyndt.

Renovirt A. 1577 durch den Hauß-Herrn Hannß Spannring Buchhandler.

Soweit entlehne ich die Relation aus alten Urkunden, namentlich aus **Lazius Rer. Vienn. Lib. 3. cap. 6.** und **Nessel Catal. Bibl. Vindob., part. VIII. pag. 164.** — Wie sich aber eigentlich die Sache in unverfälschter Wahrheit verhalten haben mag, darüber finden wir in keinem gleichzeitigen und nachfolgenden Schriftsteller genügende Aufklärung. Wir müssen uns daher mit den wahrscheinlichsten Vermuthungen helfen. Daß die Tradition, wegen des gefährlichen und tödtenden Brunnens, selbst begründet sei, darüber kann wohl kein Zweifel obwalten, da jeder Geschichtschreiber Wiens von dieser Zeit an denselben erwähnt. Daß aber kein Basilisk daran Schuld gewesen, ist wohl noch einleuchtender, indem die Existenz eines derartigen Ungethümes längst auf das Überzeugendste in das Reich der Fabel verwiesen wurde und das wirklich existirende Thier dieses Namens nicht nur allein ganz unschädlicher Art ist, sondern sich überhaupt wohl schwerlich von den Wäldern Guyana's oder Amboina's, wo es allein heimisch ist, nach Wien verirren konnte. Es mochte sich also wahrscheinlich in dem Brunnen, durch was immer für eine Ursache, durch was immer für eine Zuströmung, schädliche

Luft entwickelt haben, die gefährlich, ja tödtlich auf die Einathmenden wirkte. Fand man noch obendrein einen, muthmaßlich todten, Hahn in demselben, der sich vielleicht dahin verflogen hatte, oder, wie es damals nicht selten, muthwilliger oder boshafter Weise hinabgeworfen worden war *), so erklärt sich die Geschichte mit dem Basilisken auf die einfachste und natürlichste Weise, besonders in jener leicht- und starkgläubigen Zeit, wo der fabelnde Plinius selbst für Gelehrte das einzige Orakel in den Naturwissenschaften war.

Das Abbild des Basilisken ist übrigens noch heute, obschon in sehr verwittertem Zustande, an dem Hause Nr. 678 in der Schönlaterngasse, worin sich auch noch, seit Alters her, ein Bäcker befindet, in einer Nische zu sehen. Das Standbild ist aus Stein gehauen und stark übertüncht. Der gezackte Schweif ist aus Eisen verfertigt, von welchem Materiale das Thier auch früher eine Krone auf hatte, die aber längst verschwunden ist. Die erwähnte Inschrift war schon zu Pater Fuhrmanns Zeit (1736) nicht mehr vorhanden.

---

*) So entstand nach 1669 großer Rumor in Wien, da man in einem Brunnen auf der Bastei, der zur kaiserlichen Mundküche benützt wurde, einen Truthahn, eine gewöhnliche Henne, einen Hund und zwei Katzen, sämmtlich todt und schon halb verfault, gefunden hatte. Damals gab man, nach den Ansichten jenes Zeitalters, vorzüglich den Juden Schuld, welche das Wasser damit hätten vergiften wollen und dieser Umstand gab vielleicht mit Anlaß zu deren Vertreibung um Wien, die bald darauf erfolgte. (S. Fuhrmann Alt- und Neu Wien, 2. Bd. S. 955).

Herzog Heinrich der Grausame.

Historische Novelle in zwei Abtheilungen.

Erste Abtheilung.

Die erhebende Weihnachtsfeier in Wien.

Am heiligen Christabend des Jahres 1226 zeigte sich auf den Gassen der, durch den glorreichen Leopold, dieser höchsten Zierde der Babenberge, erneuerten und erweiterten Fabiana, damals schon Wienne im Munde des Volkes genannt, viel freudige Bewegung. Edle Ritter in stolzen geschlitzten und faltenreichen Kleidern, ansehnliche Bürger mit stattlichen, weitfaltigen Gewändern, dunkler Farbe und ehrbaren Schnittes, minnigliche Frauen und Jungfrauen jeder Classe in der bildsamen Tracht dieses ritterlichen und poetischen Zeitalters, wogten in den krummen und eckigen Gassen und Lucken *) voll fröhlicher Miene umher; besonders lebhaft war es in der Gegend des Schweins- **) und Kohlenmarktes wegen der Nähe der neuerbauten Herzogburg, dann am Kohlenmarkte und in der durch Leopold erst neu geschaffenen Wollzeile, damals die schönste Straße Wiens, und wegen der Nähe der eben in Aufnahme begriffenen, im byzantinischen Style erbauten Kirche zu St. Stephan, sehr belebt. Hier sah man auch Züge der von Leopold neu aufgenommenen Mitglieder des Prediger-Ordens von St. Dominik in ihren fremdartigen weißen Gewändern ehrwürdig und Ehrfurcht gebietend

*) Lucken hießen bis zur zweiten türkischen Belagerung 1683 jene unansehnlichen Häuserreihen und Gruppen, deren manche bis an den Stadtwall reichten und welche den Grund zu den heutigen Vorstädten legten.

**) Der heutige, sogenannte Bürgerspital- und Lobkowitzplatz, welcher jenen Namen erst um 1700 verlor.

einherwallen und Alles deutete auf ein großes, ungewöhnliches Fest, das an diesem Tage Statt finden sollte.

Es war aber dieses die schon damals mit großer Feierlichkeit und heiterer Fröhlichkeit begangene Feier des heiligen Weihnachtsabends zur Erinnerung und zum frohen Gedächtnisse der gnadenreichen Geburt des heiligsten Erlösers; eine schöne Sitte, die, vom glanzbestrahlten Morgenlande herstammend, in Wien bald Eingang gefunden hatte, und alljährlich auf das Freudigste und Festlichste gefeiert wurde. An diesem heiligen Tage ruhten alle Gewerbe, nicht ertönte mehr in der Traibotenstraße *) das klirrende Getöse der Waffenschmiede, in der geräuschvollen Nadlergasse **) war es still und friedlich, die rußigen Balken der vielen Schmiede, Schlösser und Klempner waren geschlossen, selbst das monotone Geschrei der Ausrufer und Herumträger von Lebensmitteln verstummte und es trat eine erhebende feierliche Sabbatstille ein, wo sich das Herz von dem gewöhnlichen Treiben und den gemeinen Bedürfnissen des Lebens abkehrte, und sich in reiner Weihe und heiliger Begeisterung zu dem erhabenen Geiste des Weltalls wendet, um ihm seine Freuden und Leiden, seine Bitten und Hoffnungen mit kindlichem Vertrauen vorzutragen und aufzuopfern. Des Tages über wurden zu diesem Zwecke die ehrwürdigen Tempel Gottes besucht, vorzüglich jene zu St. Stephan; die damals schon altehrwürdige, um 800 im fränkischen Style gebaute St. Peterskirche ***), dann die Klosterkirchen zu den Schotten und zu

---

*) Jetzige Rauhensteingasse.

**) Jetzige Naglergasse, worin vor Alters Schmiede, Schlosser und andere lärmende Gewerbe zu finden waren.

***) Nach der Tradition von Karl dem Großen erbaut. 1700 wurde die

Maria Rotunda bei den Dominikanern. Aber auch die kleineren Kirchen und jene extra muros *) waren voll von andächtigen Seelen, die Heil und Segen vom Allmächtigen, nicht allein für sich und ihr Haus, sondern vorzugsweise auch für den allgeliebten Herzog Leopold, dem Vater des Vaterlandes, inbrünstig erflehten, so z. B. das alte Kirchlein zu St. Pankraz auf dem Herzogshof; Wiens ältestes Nonnenkloster zu St. Magdalena ante portam Scotorum **), das neu erbaute Kirchlein zur Himmelspförtnerin, das zu St. Rupprecht und andere.

Indessen blieben doch auch die Bedürfnisse des Lebens nicht ganz unbeachtet. In den roth angestrichenen Fleischbänken am Eingange des tiefen Grabens und am Fleischmarkte prangten auf weißen Tüchern die einladenden Festbraten, die Bäcker hatten in den eng und bauchig gegitterten Fenstern ihre weißen Semmel und Wecken, Festtagsflecken und Kringeln zu Schau gestellt, und auf dem Petersplatze befand sich der fröhliche und wohlbesuchte Markt mit Christgaben aller Art, Krippen und weiß besäeten Bäumchen, übergüldeten Früchten und Christkindlein mit großen Strahlen von flimmerndem Rauschgolde auf weichem Moos liegend, zur Augenweide und Belohnung artiger und fleißiger Kindlein, die an der Hand ihrer Eltern diese Herrlichkeiten mit weit aufgesperrten Augen betrachteten, und deren Händchen nach solch erfreulichem Besitz zitterten. Auch waren schon damals in dieser Ge-

---

alte Kirche mit dem starken, viereckigen Thurme abgebrochen und bald darauf die jetzige erbaut.

*) So wurden damals die Gebäude außerhalb der Stadtmauern, wie jene innerhalb infra oder intra muros genannt.

**) Wurde bei der ersten türkischen Belagerung 1529 zerstört.

gend einfache Bretertände mit allen Gattungen Dürrobstes, das zum Austheilen für die Kinder und Hausleute des Abends nach althergebrachter Sitte häufig angekauft wurde.

Mit einbrechendem Abend aber pflegte es gewöhnlich stiller und einsamer auf den Gassen zu werden; nur einzelne Lungerer, müssige Leute ohne Weib, Familie und Vaterhaus, fremde fahrende Ritter und Söldner schweiften langsamen Schrittes in den Gassen und Gäßlein auf und nieder, verwundernde und neugierige Blicke auf die mit geöltem Papier, Blätter des Marienglases und auch wohl in ansehnlicheren Gebäuden mit kleinen, achteckigen Glasplatten, in Blei gefaßt, versehenen und hell beleuchteten Fenster richtend. Denn nun begann im Innern der Häuser ein geschäftiges, fröhliches Leben zu erwachen. Die holzgetäfelten Gemächer wurden durch Wachskerzen, Wand- und Hängeleuchter, bei Armen durch Talg und Thran, ja selbst durch Kienspäne freundlich und festlich erhellt. Die Marmortische der Reichen, so wie die achteckigen eingelegten eichenen der bemittelten und die derben Pfosten- und Klapptische der ärmeren Bürger und Handwerker trugen Christgeschenke für Kinder und Hausgenossen, dann mancherlei Speise und Trank, sich des festlichen Abends zu erfreuen und Gott dabei zu loben. Darum erklang auch aus manchem Gemache süßes Saitenspiel und anmuthiger Gesang, mit Frauen- und Männerstimmen wundersam gemischt, dazwischen aber ertönte immer auch das Lob des guten, edlen Herzogs, welchem die Stadt und die Bürger so viele Wohlthaten zu verdanken hatten, und man ließ ihn aller Orten, die Becher zusammenklingend, hoch und freudig leben. So verfloß der Abend unter Fröhlichkeit und sittigem Wohlleben, bis um 10 Uhr der Hausvater mit dem gewichtigen Thorschlüssel auf den Tisch klopfte und an die am heutigen Tage stets unwillkommene Ruhezeit mahnte. Dann

vereinigten sich die Hausgenossen zum lautgesprochenen Dankgebete, die Becher des herkömmlichen, sogenannten Johannissegens wurden geleert, darauf die Lichter ausgethan und Jedermann begab sich fröhlichen Gemüthes zur Ruhe.

Dieß war die Weise, wie zu jener Zeit alljährlich in Wien der heilige Weihnachtsabend gefeiert wurde. Allein anders und bei Weitem festlicher und erhebender hatte diese Feier in dem erwähnten Jahre 1226 Statt. Dieses Jahr war für den edlen Herzog ein freudenvolles gewesen, seine geliebteste Tochter, Agnes, hatte sich im Lauf desselben mit Albrecht, Herzog von Sachsen, vermählt und seinem Vaterherzen wieder neue Freude verheißen, nachdem ihm die nicht glückliche Ehe seiner Erstgebornen, Margaretha, mit dem römischen König Heinrich VII. und sein eigener ausgearteter Sohn Heinrich, genannt der Grausame, tiefes Herzenleid verursacht, er auch der stolzen und herrschsüchtigen Gemüthsart seines zweiten Sohnes Friedrich wegen viele Sorgen hatte. An Leid und Freude des guten Herzogs aber nahm sein treues Wien den innigsten Antheil, denn nach den Liedern der trefflichen Minnesänger seiner Zeit *), die einstimmig von seinem Lobe überströmen, erschien Österreich in diesen Tagen als das Land, „wo Milch und Honig fließt, und das Manna vom Himmel niederthaut.“ Unter ihm blühte in Österreich zwei und dreißigjähriger Friede, ein wahrhaft goldenes Alter, „bei ihm war Gold und Silber und alles Edelgestein ganz gewöhnlich und gemein, bei ihm

*) Überhaupt war unter den schwäbischen Kaisern die gesegnetste Zeit des edlen Sanges in Deutschland, ein wahrhaft poetisches Zeitalter, und Leopold war von frühester Zeit an freigebiger Beschützer der edlen Dichtkunst. An seinen Hofe lebten der gesangreiche Heinrich von Ofterdingen und der tieffühlende Walter von der Vogelweide, und sie erfreuten sich seiner ausgezeichnetsten Huld.

war Tanzen und Singen, Turnieren, Laufen und Springen und Rosse mit güldnen Decken, und darauf die stolzen Recken, und schöne Frauen und viele Lust und Gefahr der Minne, welcher Leopold mit Treue hold, und sie ihm lieber war, denn alles Gold — und einzig war die Herrlichkeit seines Wien, der Wohlstand, das Selbstgefühl und die Prachtliebe seiner Bürger, und die Künstler und Liederdichter sammelten sich von allen Seiten an seinem Hofe.“ Also preist der berühmte Heinrich von Ofterdingen den edlen und glorreichen Leopold in seinen Lobgedichten. Sein herrlicher Sangesgefährte, Walter von der Vogelweide aber eilte aus Kärnthen „an den minniglichen Hof zu Wienne, wo Leopold's Hand immer offen ist und dessen nie erschrickt, wo ein Hof ist, wie König Artus Hof, und die Milde des Fürsten von Österreich dem süßen Regen gleicht, der befruchtend an Maientagen fällt, — selig der Wald, und selig auch die Haide, mit Blumen schön und wohl geziert.“ So wurde Leopold auch bei dem berühmten Sängerstreite auf der Wartburg (1207) von Heinrich von Ofterdingen vor allen Fürsten als die Sonne deutscher Lande gepriesen. — Darum war es wohl natürlich, daß der milde Leopold auch von seinen Unterthanen auf das Herzlichste geliebt wurde und daß sie keine Gelegenheit versäumten, ihm irgend eine Freude zu machen. Darum hatte an dem erwähnten Tage schon aus der Ursache das Fest eine feierlichere, erhebendere Weihe, weil sich der Herzog nach längerer Abwesenheit wieder in der Mitte seiner getreuen Bürger befand, und weil man vielleicht hoffen durfte, ihn im Laufe des Tages zu erblicken und freundlich zu begrüßen; denn, wo immer der Herzog seinen Wienern sich zeigte, war ein froher Zusammenlauf und ein in allen Gassen wiederhallendes Gejauchze erhob sich, wenn sein Fuß auch

nach der kürzesten Abwesenheit wieder das Weichbild der Stadt betrat.

Diesmal aber schienen die sehnsüchtigen Erwartungen nicht in Erfüllung zu gehen. Bereits begann sich der Tag zu neigen; hinter den waldigen Höhen des Kahlengebirges sank bereits die rothglühende Scheibe der Wintersonne; auf den Gassen begann es sich zu lichten und mit traurigen, betrübten Mienen ob der schmerzlichen Täuschung verloren sich allgemach die an diesem gottgeweihten Tage festlicher als gewöhnlich gekleideten Wandler und zogen sich in das Innere der Häuser zurück, daselbst still die gewohnte Feier zu beschließen.

Auf einmal aber, als es schon gänzlich dunkel geworden war und sich die Fenster zu erhellen begannen, erhob sich vom Kohlenmarkte her Pferdegetrappel und ein stattlicher Zug nahte sich der inneren Stadt. Den edlen Herzog hatte es getrieben, mit seinen Wienern den Weihnachtsabend zu begehen und er war ausgezogen aus seiner neu erbauten Herzogsburg, sich an der Freude seiner geliebten Bürger zu ergetzen und die allgemeine Lust zu theilen. Auf stattlichem weißen Zelter mit goldenem Gebisse und rothem, golddurchwirkten Zügel ritt Leopold, sein blütenweißes Gewand mit breiter, goldener Schärpe umwallte ein langer Purpurmantel, reich mit Hermelin verbrämt; ein weitfaltiges rothes Barett, mit breitem Hermelinsaume und einer schwingenden weißen Feder deckte die anmuthsreiche Stirne und die lichtbraunen Haare, die in reichen, sanft geringelten Locken darunter hervorquollen. Das sanft gerundete Kinn umgab ein kurzer, breiter und leichtgekräuselter Bart, die Oberlippe schmückte ein zierlicher Knebelbart; um seine Schulter hing eine weite reiche goldene Kette mit Edelsteinen besetzt; majestätische Würde, Herzensgüte und unwiderstehliche Anmuth strahlte aus seinen Gesichtszügen

und belebte das sanfte Licht seiner hellblauen Augen; seine Gestalt und sein ganzes Wesen trug das Gepräge des gebornen Herrschers, aber auch des gütigen Vaters seiner Unterthanen. Ihm zur Seite ritten in halber Rüstung und in der malerischen Hoftracht jener Zeit der edle Hadmar von Kuenring und der erprobte Ulrich von Liechtenstein, als männlicher Held im Kampfe und als begeisterter Sänger zarter Minne gleich ehrenvoll bekannt, beide die innigsten Freunde und Räthe des Herzogs. Hinter ihm ritt auf schnaubendem Rosse in glänzender Rüstung der feurige, sechzehnjährige Friedrich, in der Folge der Streitbare genannt, Leopold's Erbe und Nachfolger nach dem vorzeitigen Tode seines ältesten Sohnes Heinrich. Nur etwa drei oder vier Reiter in reicher, wunderlicher Tracht, dem Anscheine nach aus edlem Stamme, aber nicht ritterhaft gekleidet, schlossen den Zug. Einer darunter, von noch jugendlichem Ansehen, und mit freier offener Miene, schien der Vornehmste unter ihnen zu seyn, zeichnete sich auch durch freisame Geberden und keckes, sorgloses Benehmen aus und machte sich besonders viel mit dem jungen Herzog Friedrich zu schaffen, der seinen leichtfertigen Reden gerne Gehör zu schenken schien. Er trug ein knappes, geschlitztes und mit Atlas besetztes blaues Wamms mit gebauschten Ärmeln, lichtgelbe lange Beinkleider, rothe, geschlitzte Schnürschuhe, einen kurzen, breit mit Silber verbrämten lichtrothen Mantel von Mailänder Seide und aus dem bauschigen, blauen Barett mit Schwungfedern drängten sich gar lieblich und anmuthig goldene wallende Locken hervor, die den Reiz seines jugendlichen frohsinnigen Antlitzes nicht wenig erhöhten.

Bis in die Gegend des Roßmarktes *), wo der Freisinger-

*) Der jetzige Graben.

hof *) mit seiner schönen Kapelle prangte, war der Zug gekommen und Alle hatten sich an dem herzerfreuenden Anblicke der festlich erleuchteten Straßen, an den von bewegten Lichtern und hin und wieder eilenden Gestalten zu seltsamen nächtlichem Leben erwachten Fenster inniglich ergötzt und der Herzog vermeinte schon, seinen Zug unbeachtet vollenden zu können; allein das Getrappel der Pferde, die laute freudige Lust seiner Gefährten machten bald die einsamen Waller auf den Straßen aufmerksam, von allen Seiten ertönte der gewöhnliche Ruf: „Hoch lebe der Herzog Leopold, der Vater des Vaterlandes!“ Da erklangen auch bald hier und da sich schnell eröffnende Fensterflügel, die eben so schnell wieder zugeworfen wurden; das leise Summen im Innern der Gemächer erhob sich zum lauten, freudigen Geräusche und im Kurzen belebte wie mit einem Schlage nur Ein Sinn, nur Ein Gedanke die Bürger Wiens. Die engen Thore mit den gothischen Spitzbogen öffneten sich und alle Bewohner, Groß und Klein, Jung und Alt, strömten festlich geschmückt heraus, den geliebten Herrn zu sehen, ihm ein lautschallendes Lebehoch zu bringen und ihn zu bitten, in der schönen mondhellen Winternacht das fröhliche Fest in ihrer Mitte zu feiern.

Da es ihnen der Herzog freundlich zusagte, scharten sich alsobald die Wienerischen Gilden und Zünfte in ihren besten Feierkleidern zu einem festlichen Zuge zusammen. Vor ihm gingen die Münzer **) mit Kleidern von reichem Gold-

*) Von Herzog Otto, Bischof zu Freisingen, Sohn Leopold IV. um 1120 erbaut. 1773 wurde das Gebäude sammt der Kapelle zum heiligen Georg abgetragen, und auf seinem Grunde der jetzige Trattnerhof erbaut.

**) Herzog Leopold hatte die Münzstätte von Krems nach Wien übertragen und derselben den alten Herzogshof eingeräumt, bis ihn in der

stück, mit Bechern und Ringen von Gold und Silber, die sie dem Herzog zum Christgeschenke widmeten. Ihnen folgten in dunkler Tracht, mit weitfaltigen Hosen und kurzen Mänteln die Kaufleute, die ihm köstliches Tuch von allen Farben, dann Rüst- und Waffengezeuge darbrachten, worauf vor Allen der junge Herzog Friedrich das gierige Auge warf. Die reichen, in kostbaren Sammt gekleideten Wildwerker**) trugen Hermelin, blauen Fuchs und anderes köstliches Pelzwerk; die Krämer Seidenzeug, Zendal und kostbare Gewürze, darauf folgte unmittelbar vor dem Fürsten eine Schar weiß gekleideter Jungfrauen mit wallenden Haaren, mit bunten Bändern geschmückt und zarte Weisen der Minnesänger zum Lobe des Herzogs anstimmend. Die jungen Herren aber, besonders der leichtentzündbare Herzog Friedrich und sein freisamer Gefährte mochten sich lieber mit diesen rosigen Huldinnen als mit den ernsthaften und bärtigen Bürgern zu schaffen machen, so daß es manches mahnenden und ernsten Blickes von dem Herzog bedurfte, sie in den gehörigen Schranken zu halten. Unmittelbar nach dem Herzog und seinem Gefolge schritt ehrenfest die ehrsame Bäckergilde in ihrem grauweißen Zunftgewande einher, Kipfel und Flecken, Semmeln und Kringeln tragend, weißer als der Schnee, welcher die spitzen Dächer sparsam bedeckte und wundersam, von der vollen Mondesscheibe beleuchtet, erglänzte. Endlich schlossen den Zug, in faltige Gewänder von grobem

---

Folge die von ihm nach Wien berufenen Carmelitermönche bezogen. Zum Behufe der Münze ließ er fremde Werkverständige aus den Niederlanden nach Wien kommen, die man deßhalb Flandrenser hieß, und die er mit allen Rechten der Bürger begabte. Der erste Münzmeister, Dietrich, war seines Reichthums wegen allberühmt.

**) Pelzwaarenhändler, daher die Wipplingerstraße, worin die meisten derselben ansäßig waren, auch einst Wildwerkerstraße hieß.

Salzburgertuche gehüllt, mit blendend weißen kurzen Schürzen versehen, die stämmigen Fleischhacker, dreißig und mehr der fettesten Rinder, mit Bändern geschmückt, an Seilen daher führend. Voran und hinten ging eine Anzahl Fackelträger.

So ging der festliche Zug unter lautem Jubel und Frohlocken, so daß sich, übermannt von solcher Liebe, der Herr selbst oft die Augen wischte und sein Gefolge seinen Stolz sowohl als seine Leichtfertigkeit abseit legte, über den Roßmarkt, bei St. Stephan vorbei, durch die Wollzeile, die Stubenreihen *) und St. Jakob an der Hülben **) vorüber, die Siningerstraße und Traibotenstraße durch, durch die Karrnerstraße abermals über den Roßmarkt auf den Herzogshof und von da über den Kohlenmarkt zur neuen Herzogburg. Im Burghofe angekommen, legten die Zünfte und Gewerbe ihre Gaben dem Herzog zu Füßen; tausendstimmiges Jubelgeschrei erfüllte die Luft, so daß die edle Herzogin ***) mit dem zarten Fräulein Konstantia, nachmals die Gattin Heinrich des Erlauchten, Markgrafen von Meißen, an das Fenster trat, und beide vor inniger Rührung und Überraschung die weißen Tüchlein schwenkten. Wer in dem Gedränge sich nur dem Herzog nähern konnte, dünkte sich selig, seine Hände, seine Füße, ja selbst nur die goldenen Sporen an seinen weiten pelzverbrämten Stiefeln oder den Saum seines Mantels zu küssen.

---

*) In dieser Gegend bestanden christliche und jüdische Badehäuser, die man schlechtweg Stuben nannte, woher das Stubenthor seinen Namen.

**) Jetzt orientalische Akademie und Tabakverwaltung.

***) Theodora Comnena, Tochter des griechischen Kaisers Manuel I., vermählt 1203. Sie starb 1246, also 16 Jahre nach Leopold's Tode und ihre letzten Tage wurden ihr noch durch den frühzeitigen Tod ihres letzten Sohnes Friedrich und das Erlöschen des erlauchten Stammes der Babenberge verbittert. Wahrscheinlich führte dieser traurige Fall auch ihren Tod vorzeitig herbei, da sie nur sieben Tage nach Friedrich starb.

Da brach dem edlen Herzog, überwältigt durch so viele Liebe und Anhänglichkeit seiner treuen Bürger, das Herz; einigemale suchte er zu sprechen, doch seine Stimme wurde jederzeit von seinen Empfindungen so sehr als von dem lauten Jubel des Volkes unterdrückt, da erspähte Herr Hadmar, woran es gebrach und mit seiner Donnerstimme heischte er Stille und Ruhe. Aber noch immer beschwichtigten sich die erregten Wogen nicht. Da erhob Herzog Leopold seine Hand, zum Zeichen daß er zu sprechen begehre, und wie durch einen Zauberschlag legte sich der gewaltige Sturm, tiefe Grabesstille trat ein, daß man wohl den leisen Fall der Schneeflocken in der hellen Mondnacht zu hören vermeinte und aller Augen hingen an den Lippen des Herzogs, welcher die ersten Stufen der Treppe erstieg und mit bewegter Stimme also sprach: „Gute und Getreue! Nehmt hin meinen Dank, so seid auch ihr mir werth und theuer, wie Ihr mich liebt, erbittet Euch daher mir zu Liebe und diesen Tag zum Angedenken eine Gnade von mir.“ — Ein dreimaliges Lebehoch durchrauschte abermals die stille Luft und viele verwirrte Stimmen erhoben sich, durcheinanderkreischend, ohne daß man den Sinn ihrer Rede zu unterscheiden vermochte. Da erhob sich abermals Herrn Hadmars gewaltige Stimme und bedeutete sie, sie möchten den Herzog nicht ungebührlich aufhalten und aus ihrer Mitte einen Sprecher erwählen, der ihnen ihr Begehren vortrage. Und nach einer kurzen Berathung trat der ehrenfeste Neidhard der Pippinger *) aus dem Gedränge, nahte sich dem Herzog, beugte dreimal das Knie vor ihm und redete ihn also an: „Gnädigster Herr und Herzog! Wir allesammt mögen uns an

*) Aus der reichen Bürgerfamilie dieses Namens, nach welcher in früheren Zeiten die Annagasse Pippingerstraße hieß.

der vielen Huld und Gnade, so Ihr und Eure Vorvordern der Stadt und Gemeine zu Wien angedeihen ließt, daß genügen lassen und nur wünschen, daß Ihr und Euer erlauchtes Haus fort und fort floriren und über uns herrschen mögen. Da ihr uns aber für die Euch erzeigte schuldige Liebe einen eigenen Dank zugedacht, so mögen wir auch nicht verhehlen, daß wir Eures Schutzes gegen die Fremden bedürftig, die uns schier großen Eintrag in Handel und Wandel thun und uns große Summen schuldig, an deren Erstattung wir ohne Eure gnädigste Beihilfe fast Zweifel tragen. —" Der luftige Ritter im rothen Wammse und Mantel konnte bei dieser Anrede eine unwillige Bewegung nicht verbergen, weshalb der ehrsame Bürger bedächtig fortfuhr: „Nicht die edlen Sangesheldeu mein ich, erlauchter Herr, wie dort den Junker Ofterdingen und seine wackeren Gefährten, die Eurem Hofe und unserer Stadt zu Ehren so süße Weisen singen und von Euch, wie billig, dafür belohnt und geehrt werden, — ich meine die Flandrenser und wälschen*) Gewerbleute, die sich der ihnen geschenkten Huld fast überheben und uns in ehrlicher Nahrung verkürzen. Beliebe es Euch, gnädigster Herr, unsere Rechte zu untersuchen und nach eurem Wohlgefallen zu entscheiden." Und wieder mit einer dreimaligen Verbeugung trat Pippinger in die Reihen seiner Genossen zurück, die ihm lebhaft Beifall winkten. Der Herzog aber sah, trotz der schelen Mienen der Münzer, die Bitte mit gnädigen Augen an und beschied auf den folgenden Tag einen Ausschuß der Bürger auf die Burg, ihm ihre Forderungen und Briefe vorzulegen, für deren Bezahlung

*) Wälsch oder wallisch, wallich wurde damals alles Fremde genannt, daher die Wallach-, jetzige Wallnerstraße, größtentheils von Zugereiseten bewohnt wurde.

er die strengste Sorge zu tragen versprach, was sich in der Folge auch bewährte. Auf eine neue Aufforderung, ob sie ihm noch etwas vorzutragen hätten, war Anfangs gänzliche Stille, dann wiederholter Jubelruf, worauf der Herzog mit der Hand gnädig zum Abschiede winkte und selbst so lange auf den Stufen verweilte, bis sich die jubelnde Menge ziemlich verloren hatte.

Eben aber, da Leopold sich wandte, die Treppe hinaufzusteigen, nahte sich ein zitternder Greis mit kahlem Haupte, das nur wenige weiße Locken am Rande zierten, stürzte vor ihm nieder und rief mit gellender Stimme: „Gnädigster Herr, Ihr habt heute mit mildem Sinne Gnade versprochen und ausgeübt für Euer Volk, gegen Fremde — ich flehe Euch um Schutz an — gegen Euer eigenes Haus! —“ Bestürzt, schrecklicher Ahnung voll, wendete sich der Herzog um und schien, durch die plötzliche Erscheinung und die seltsamen Worte des Fremden schaudernd ergriffen, etwas zu wanken. Herr Hadmar und Ulrich von Liechtenstein sprangen schnell herbei und Herzog Friedrich schien fast in Versuchung, seinen mächtigen Degen zum Schutze des geliebten Vaters zu ziehen, schon hatte er den Griff desselben mit gewaltiger Faust erfaßt, als sich Herzog Leopold ermannte, mit bedeutsamer Geberde seinem Gefolge zuwinkte, den alten Mann bei der Hand nahm und ihn mit sich in das Innere des Schlosses zog, wohin ihm die Übrigen mit bedenklichen verwunderten Mienen folgten. Bald schloß sich die Pforte der Burg hinter ihnen zu und die Stadt blieb in tiefes Nachtdunkel und schweigsame Stille versunken. Von des Herzogs Gemächern aber blinkte noch lange nach Mitternacht der Lichtschein durch die kleinen bleigefaßten und buntgefärbten Fensterscheiben.

Zweite Abtheilung.

Das alte Pilgramhaus in Mödling.

Am Ende der sogenannten Holzgasse in Mödling, wo der Weg zur Brühl führt, sieht man rechts die alterthümliche Spitalkirche zum heil. Ägydius, eines der ehrwürdigsten Baudenkmale aus der babenbergischen Zeit, ganz in jenem einfachen Baustyle jener unvergeßlichen Periode und bis auf das überweißte Portal auch Gottlob in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten. Sie ist zwar nicht sehr geräumig, allein ihre ganze äußere Gestalt, die hohe spitze Vorderseite, der altergraue steinene Thurm, zeugen von dem frühesten Ursprung und stimmen mit den wenigen noch in ursprünglicher Reinheit erhaltenen Bauten aus dem 13. Jahrhundert vollständig überein. Es war viel davon die Rede, daß sie Mödlings ursprüngliche Pfarrkirche gewesen sei, was Andere wieder heftig bestritten und mit Recht als solche die alte, bereits verschwundene St. Martinskirche, an deren Stelle sich jetzt der Gottesacker befindet, bezeichnen. Allein wie Musäus spricht: „Es treibt sich keine Rede im Volke herum, es ist ein Körnlein Wahrheit darin," so auch hier. Die Ägydienkirche vertrat allerdings eine geraume Zeit wenigstens die Stelle einer Pfarrkirche und zwar von 1529 an, zu welcher Zeit die 1454 erbaute jetzige große Pfarrkirche zu St. Othmar von den Türken zerstört wurde, und über 150 Jahre Ruine blieb, bis 1690, wo sie wieder hergestellt wurde. Die St. Martinskirche hatte dasselbe Schicksal getroffen, dem nur der feste Bau der St. Ägydienkirche widerstand, und so erscheint letztere in Merian's schätzbarer Topographie vom Jahre 1672 auch wirklich als Pfarrkirche von Mödling. Eben so gewiß ist aber, daß diese Kirche ursprünglich zu dem noch heute bestehenden Pilgram-

hause gehörte. Letzteres, ein ebenfalls aus dem 13. Jahrhunderte stammendes Gebäude, das noch heute alle Spuren hohen Alterthums an sich trägt, steht in der Nähe dieser Kirche in der heutigen Neusiedlergasse und wurde von Heinrich Jasomirgott zu dem Zwecke gestiftet, nach dem heiligen Grabe fahrende Pilger und überhaupt bedürftige Wegfahrer aufzunehmen und zu verpflegen. Als diese Wallfahrten ein Ende nahmen, wurde die Pilgerherberge in ein Armenhaus verwandelt und der Obsorge des Ortsgerichtes übergeben. Es trägt jedoch noch heute den Namen Pilgramhaus und sein ganzes Ansehen, besonders das kleine, spitzbogenartige Eingangsthor und die Strebepfeiler zeugen noch hinlänglich von seinem uralten Ursprunge.

Vor langer Zeit trug sich hier eine merkwürdige Begebenheit zu, die mit dem vorigen Aufsatze in unmittelbarem Zusammenhange steht. Seit seinem Zerwürfnisse mit Herzog Leopold, seinem nur zu gütigen Vater, hielt dessen Erstgeborner, Herzog Heinrich, genannt der Grausame, in feindseliger Abgeschiedenheit, Hof auf der Herzogsburg Mödling. In Gemeinschaft von Wenigen seiner Vertrauten, unter welchen Ritter Wirrich von Scharfenegg den ersten Rang behauptete, lebte er daselbst finster und abgeschlossen, nur mit wüsten Zechgelagen und der Jagdlust in jenen, damals fast unwegsamen felsigen Gebirgen beschäftigt. Sein wüstes Treiben hatte ihn zum Schrecken der ganzen Gegend gemacht. Die Bürger des landesfürstlichen Marktes sowohl, als die Bewohner der einzelnen Thalhütten, die sich, seit der freundliche Jasomirgott diese mächtige Felsenburg erbaut hatte, in deren Nähe als Köhler und Holzhauer ansiedelten, scheuten des jungen Fürsten düsteres Antlitz und fürchteten seine Gewaltthaten, die er oft, von böser Laune erfüllt, auf die willkürlichste

Art ausübte. Mehrfache Klagen über sein wüstes Treiben waren schon zu den Ohren des edlen Herzogs gelangt, der es auch an milden und ernsten Ermahnungen nicht hatte fehlen lassen. Erst kürzlich hatte Herr Hadmar von Kuenring ernste Drohung überbracht, welche jedoch, weit entfernt, den bösen Willen Herzog Heinrichs zu zähmen, in ihm den argen Trieb erregt hatte, sich gegen seinen edlen und gütigen Vater in offenem Aufruhr zu erheben, in welchem Plane er durch seine Genossen auf das Eifrigste unterstützt wurde. Die folgende unselige Begebenheit gab endlich den letzten Anstoß zur Ausführung des frevelhaften Entschlusses.

Am heiligen Weihnachtsabend 1226, eben zur Zeit, als sich Herzog Leopold in der Mitte seiner treuen Wiener der erhebenden Feier freute, zeigte sich im Pilgramhause zu Mödling ein gar trauriges Leben. In einem bogenförmig gewölbten Gemache, mit Scheiben von geöltem Papiere versehen, lag daselbst auf einfachem Lotterbette ein schöner Jüngling in der ersten Blüte des hoffnungsvollsten Lebens, aber mit einer breiten klaffenden Wunde in der Gegend des Herzens, mit bereits zuckenden Muskeln und brechenden Augen wie hoffnungslos darnieder. Ein Mädchen, hold und lieblich, wie der anbrechende Frühlingstag, aber zusammengedrückt durch unendlichen Schmerz, beugte sich verzweiflungsvoll über ihn und umklammerte trostlos seine linke Hand mit ihrer rechten. Eine ältliche Matrone, dem Anscheine nach aus der Klasse der damals so hilfreichen Hospitaliterinnen, war mit Besichtigung und Behandlung der Wunde des Jünglings beschäftigt und indem sie ihm eben einen neuen Verband auflegte, warf sie den besorgten Blick auf seine in feuchter Glut schwimmenden Augen und schüttelte mit betrübter Miene, fast unmerklich, das ehrwürdige Haupt. Aber den besorgten Blicken der Jung-

frau war dieses unheilverkündende Zeichen nicht entgangen. Thränen entstürzten stromweise ihren Augen, sie beugte sich langsam auf den Jüngling herab, küßte seine heißen und blassen Lippen und klagte mit dem Tone des bittersten Schmerzes: „Armer Meinhard!“ — Nur ein leises und schmerzliches Stöhnen bezeugte, daß er ihre Theilnahme wohl gewahr wurde, dann schloß er sanft die Augen wie zum letzten Schlummer. Einige Augenblicke sah ihn die Jungfrau mit starren ängstlichen Blicken an, dann sprang sie erschüttert auf und rief mit verzweiflungsvoller Stimme: „Um Gottes und seiner Heiligen Willen, Mutter Agnes, er ist dahin!“ Die Matrone aber beschwichtigte sie mit erhobener Hand, beugte sich über den Jüngling, betrachtete ihn aufmerksam und sprach dann leise, indem sie sich aufrichtete: „Beruhigt euch, edles Fräulein, noch ist nicht alle Hoffnung verloren, obwohl die Wunde fast schlimm die edlen Theile seines jugendlichen Körpers bedroht. Noch aber ist das Leben von ihm nicht gewichen, seine erschöpften Kräfte sind in mattem Schlummer aufgelöst und es steht nun dahin, ob sie sich wieder zu neuem Leben erholen oder ganz von ihm fliehen werden. Tödtlich aber wäre es, seinen entscheidenden Schlummer zu unterbrechen, daher setzt euch zu mir in diesen Erker und erzählt mir den Hergang eures traurigen Abenteuers, auf daß ihr euer Herz erleichtert und ich euch mit Rath und That beizustehen vermag.“ Händeringend ewiederte die Jungfrau: „Ach Gott! wenn nur erst der alte Baltram wieder hier wäre, wer weiß, ob er sein Gewerbe ausrichten kann und ob ich Arme nicht noch Schlimmeres zu befürchten habe. Noch immer bin ich im Bereiche Herzog Heinrichs und seines argen Busenfreundes.—“ „Eben darum,“ erwiederte Mutter Agnes, „vertraut euch mir vollständig an, ich bin entschlossen Alles zu unternehmen, was zu euern

Frommen gedeihen mag. Über euern alten Diener macht euch keine Sorge. Herzog Leupolds Ohr ist jedem Hilfeflehenden offen und gewiß wird er den Weg zu ihm finden. Unmöglich aber ist es, daß er auf so schwierigem und gefährlichen Wege zu solch' später Nachtzeit zu euch zurückkehre. Seht, der Sand ist bereits zur Hälfte verronnen, Mitternacht ist nicht weit und so ihr nicht etwa zu schlummern gewillt seid, so folgt meinem Rathe und vertraut euch mir an; Gott wird Alles zum Besten lenken. —" Mit einem schweren Seufzer und einen Blick auf den unglücklichen Jüngling setzte sich die Jungfrau zu der guten Matrone, nachdem diese noch das Feuer am Kamin angeschürt und leise den Verband untersucht hatte. Folgendes war der Inhalt ihrer Erzählung:

In einsamem Thalesgrunde, auf felsiger Anhöhe hinter buschreichem Walde versteckt, eine Stunde von der Burg Mödling entfernt, stand eine kleine, aber feste Burg, auf welcher der edle Ritter Kunibert von Wildegg hauste *). Der wackere Ritter hatte im Gefolge des glorreichen Herzogs 1216 den Zug in's gelobte Land mitgemacht und da seine Hausfrau, Katharina von Kammerstein, bereits 1213 verstorben war, so übertrug er die Obhut seiner verwaisten Kinder Meinhard und Richardis, seinem treuen Burgvogt Baltram und hatte auch die ehrwürdigen Mönche der Cisterze zu Heiligenkreuz im Walde um Schutz und Oberaufsicht für dieselben angefleht. Bei seiner Abreise war der Jüngling 15, das Fräulein aber erst 9 Jahre alt. Beide aber waren von wundersam edler Gestalt und Gesichtsbildung; dabei frommen

*) Noch heute ist dieselbe in wohlerhaltenem Zustande unweit von dem Dorfe Sittendorf im Heiligenkreuzerwalde zu sehen und jetzt Eigenthum dieses Stiftes.

und gottesfürchtigen Gemüths, so daß Jedermann, der sie erblickte, herzinnige Freude an ihnen hatte. Leider traf schon im folgenden Jahre die traurige Nachricht ein, daß ihr Vater bei Damiate im fernen Morgenlande als Streiter Gottes gefallen sei. Der Herzog selbst nahm sich nach seiner Rückkehr der betrübten Waisen an, ernannte den mächtigen Ritter Adalbert von Scharfenegg, einen seiner weisesten und treuesten Räthe, zum Schirmherrn der Burg und zum Vormünder der Waisen, die unter seiner treuen Obhut Gott und den Menschen zur Freude, sittig und holdselig emporblühten und durch den sorgsamen Unterricht der wackeren Mönche von Heiligenkreuz mancherlei Kenntnisse erwarben, deren sich damals wenige ihres Gleichen rühmen mochten. Meinhard aber wuchs zum stattlichen Ritter heran und erfreute sich der Gunst seines edlen Vormundes und des Herzogs selbst.

Im Jahre 1220 wurde ihm die väterliche Burg als rechtes landesfürstliches Lehen übergeben und er lebte fortan daselbst theils den mannigfachen ritterlichen Übungen, theils dem Wohle seiner Vasallen. Seine Schwester aber blieb, bis sich Meinhard beweibt haben würde, unter der Obhut des edlen Adalbert von Scharfenegg und wuchs zur seltenen Schönheit empor, so daß zu ihrem Preise manche Lanze gebrochen wurde. Richardens Herz blieb jedoch ungerührt, sie hing nur mit ganzer Seele an ihrem Bruder, der sie oft auf der Burg Scharfenegg besuchte und sich der Zeit freute, wo er seine geliebte Schwester wieder in die väterliche Burg einführen konnte. So floß ihnen die Zeit ruhig dahin, als auf einmal durch Einen Schlag ihr Glück zerstört wurde.

Kurz vor Wiederkehr des Herzogs begann der edle Adalbert zu kränkeln und fand es für nöthig, seinen Sohn Wirich zu sich zu entbieten, welcher sich im Heere befand und mit

demselben manche Züge gemacht hatte. Wiederholte Gerüchte von dessen verwilderter Gemüthsart trafen das Herz des bekümmerten Vaters, so daß er sich entschloß, sich noch vor dessen Ankunft der Vormundschaft über Richardis zu begeben, und sie ihrem Bruder zur ferneren Obsicht zu überlassen, aber Gottes unerforschlicher Rathschluß verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens. Zwei Tage vor der Ankunft des Junkers erlag der edle Adalbert einem wiederholten Schlagflusse.

Wirrich von Scharfenegg zog nun als unumschränkter Herr in die Burg seiner Väter und kaum war die Leiche seines Vaters zur Gruft bestattet, als sich mit dem neuen Herrn auch die Verhältnisse im schroffen Gegensatz zu den vorigen änderten. Die Unterthanen wurden hart bedrückt, die frommen Andachtsübungen machten wilden Zechgelagen und lärmenden Festlichkeiten Platz. Richardis wurde in ihrer aufblühenden Schönheit und holden Jungfräulichkeit bald der Gegenstand der wilden Begierde des Schloßherrn und da sie, durch seine glühenden Blicke, durch seine oft aber vergebens wiederholten Versuche, sie in den Strudel seiner Gelage zu ziehen, seiner niedrigen Absichten bewußt ward und ihn flehentlich bat, sie nach dem Willen ihres verewigten Vaters in ihres Bruders Burg ziehen zu lassen, vertröstete er sie leichthin von Tag zu Tag und gab ihr endlich unverholen zu verstehen, der Herzog habe ihr Schicksal seinem Hause anvertraut und er werde seine Rechte über sie als Wardein um so mehr zu bewahren wissen, als der Herzog nicht im Lande und seine Rückkehr unbestimmt sei. Bald darauf wurde auch ihrem Bruder unter nichtigem Vorwande der Eintritt in die Burg verweigert und so war sie denn ausgeschlossen von jeder Hilfe, da Meinhard bei seiner geringen Macht es nicht wagen durfte, gegen den reichen und mächtigen Scharfenegger in offener

Fehde aufzutreten. Vor der Zurückkunft des Herzogs konnte er auch keine Klage laut werden lassen, da Wirrich als Vertrauter Heinrich's bekannt war. Er wendete sich wohl an die frommen Mönche zu Heiligenkreuz, denen der selige Herr Kunibert die Mitaufsicht über das Fräulein übertragen hatte, allein auch diese, so willig sie ihm Gehör und Rath ertheilten, vermochten nicht mit thätigem Erfolge gegen den mächtigen Ritter aufzutreten, der obendrein den Anschein des Rechtes für sich hatte. Doch einer ihrer Mitglieder, Pater Anselmus, war Burgpfaff auf Scharfenegg, er nahm sich auf das freundlichste um Richardis an, tröstete sie in ihrer Trübsal und wußte durch sein Ansehen manchen Frevel und manche Kränkung von ihr abzuwenden.

Eines Tages, als eben Herzog Heinrich in Scharfenegg eingeritten war, faßte sich Richardis, durch Pater Anselmus von dem Stande des Gastes belehrt, ein Herz und stürzte im Burghof zu dessen Füssen, ihn um Schutz gegen ihren Verfolger anflehend. Heinrich aber, welchem der Ritter einige Worte in das Ohr gelistert hatte, hob sie mit spöttischer Stimme auf und rief: „Gehabt euch wohl, schönes Fräulein, die Schönheit ist der tapfern Minne Preis und nicht umsonst hält mein Vater solch' herrlichen Sängerhof, der Minne Gunst mit süßen Verslein stürmend; wir wollen ihm auch in unserer Wildniß nachahmen. Seid ohne Furcht und nehmt zum Zeichen meines Schutzes den Liebeskuß auf eure zarten Lippen und wer sich edler Rittersitte und zarter Liebe rühmen mag, der folge meinem Beispiele.“ Und damit umfaßte er die zum Tode erschreckte Jungfrau, die sich, wo sie noch allein Schutz und Rettung gehofft, verlassen, verrathen und zur gemeinen Dirne herabgewürdigt sah. Das Gefühl der jungfräulichen Würde aber gab ihr Riesenkraft, sie entwand

sich seinen Armen und floh wie ein gescheuchtes Reh in die inneren Gemächer der Burg.

Lautes Gelächter und wilde Flüche tönten ihr nach und schon wollte ihr Wirrich nacheilen und sie mit roher Faust zu neuem Spott zurückschleppen, als Pater Anselmus erschien und erklärte, daß die geheiligte Zeit der Ankunft des Erlösers sich nicht zu so wildem Treiben schicke und daß er Ruhe und Frieden heische, oder er wolle zur Stunde die Burg verlassen und der Segen Gottes werde mit ihm ziehen. Ritter Wirrich machte zwar böse Miene zu dieser Strafpredigt, allein der religiöse Sinn des erlauchten Stammes Babenberg erstreckte sich selbst auf den rauhen und entarteten Sohn des glorreichen Leopold, er zog den erzürnten Ritter mit sich, der ihm widerwillig folgte und bald erklangen die Becher im fröhlichen Gelage und spottende Weisen wurden ausgebracht über die scheue Dirne und ihren geistlichen Beschützer, während dieser die arme Verlassene tröstete und ihr Gemüth durch freundlichen Zuspruch stärkte.

Nun sah er wohl, war keine Zeit mehr zu verlieren; das arme verlassene Mädchen mußte gerettet werden und noch in derselben Nacht flog ein Brieflein vom hohen Erkerfenster der Burg in den Schloßgraben und wurde von dem lauersamen Meinhard, der dieselbe schon zwei Nächte umschlichen hatte, eiligst aufgerafft. Bereits den drittfolgenden Tag, den Tag vor dem heiligen Weihnachtsabend, wurde die verabredete Flucht in's Werk gesetzt, da sich Ritter Wirrich am Morgen dieses Tages nach der Burg Mödling begeben hatte, um die Feiertage im wüsten Treiben daselbst zuzubringen. Mit Hilfe Pater Anselms, der einen Knecht gewonnen hatte, erschloß sich die Hinterpforte der Burg in dunkler Nacht, die zitternde Richardis sank in die Arme ihres entzückten Bruders, der sie

nebst dem treuen Baltram zum Ausgange des Waldes geleitete, woselbst zwei Pferde angebunden standen und nun flohen sie schnell von dannen. Vater Anselm aber begab sich am folgenden Morgen unter dem Vorwande eines Besuches nach Heiligenkreuz zurück, da es sein Gewissen verschmähte, seine Mitwirkung bei Richardens Flucht zu läugnen und er im Falle des Geständnisses dem Ritter ein neues Verbrechen ersparen wollte. Auch wollte er seine frommen Brüder in Kenntniß von dem Vorfalle setzen und der Armen ein einstweiliges Asyl unter dem Schutze des Abtes sichern. Darum sollte Richardis zuerst nach Heiligenkreuz gebracht werden und daselbst in Gesellschaft ihres Bruders so lange harren, bis der treue Baltram nach Wien gelangt und den Herzog, dessen Ankunft vor einigen Tagen erfolgt war, um Schutz angefleht und ihre Flucht gerechtfertigt hatte.

Bei dunkler Nacht verfehlte jedoch der Knecht die Richtung des Weges in dem rauhen schneebedeckten Gebirge und mit Entsetzen bemerkten die Flüchtigen beim Morgengrauen, daß sie statt links gegen das Thal von Heiligenkreuz zu, rechts in das wilde Klausenthal gekommen waren, in dessen Nähe Herzog Heinrich sein wüstes Treiben übte. Doch entsank ihnen noch immer nicht der Muth; Tagüber verbargen sie sich in eine Felsenhöhle und beschlossen, da den Erschöpften der Rückweg nicht möglich war, sich mit einbrechendem Abend gen Mödling zu begeben und den Marktrath um Schutz anzusprechen, wenigstens nur auf so lange Zeit, bis Baltram dem Herzog seine Botschaft ausgerichtet.

Kaum aber waren sie dem Eingange des Ortes nahe gekommen, als ihnen der wilde Jagdzug des Herzogs begegnete und den Weg verlegte. Zwar Ritter Wirrich war nicht darunter, da er ein anderweitiges Abenteuer zu bestehen hatte,

auch hatte sich Richardis in kluger Vorsicht verhüllt und vermummt und Ritter Meinhard sein Visir herabgeschlagen; demungeachtet aber glaubte der freisinnige Herzog ein willkommenes Abenteuer zu wittern und gebot dem Zuge Halt zu machen. Meinhard hielt es nicht für gerathen, dem drohenden Gebote Folge zu leisten, rasch drängte er vorwärts und erwiederte nur mit dumpfer Stimme, daß er ein freier Rittersmann sei und mit seiner Schwester sich nach Mödling begeben wolle, daselbst den heiligen Weihnachtsabend zu feiern.

„Diese Antwort genügt mir nicht," schrie der Herzog zornentbrannt, „ihr seid hier in meinem Gebiete und müßt mir Rede stehen. Vor Allem öffnet euer Visir!" — Meinhard that es augenblicklich und bat nur, sie nicht länger aufzuhalten. Nachdem ihn der Herzog aufmerksam betrachtet hatte und sich sichtlich anstrengte, seiner Gesichtszüge sich zu erinnern, gebot er auch Richarden, ihren Schleier fallen zu lassen. Diese wickelte sich jedoch zitternd nur noch fester darein. Der Herzog, ungeduldig und keines Widerstrebens gewohnt, faßte nun selbst den Schleier mit ungestümer Hand, um ihn ihr zu entreißen. — Da entbrannte Meinhard's mühsam unterdrückter Zorn und er sagte mit kräftiger Stimme: „Das Gebiet, Herr Herzog, ist Euer; meine Schwester aber steht unter meinem Schutz; ich bin nicht Euer geschworner Lehensmann, darum laßt ab von jeder Gewaltthätigkeit, oder ich werde meine Rechte zu bewahren wissen."

„Schweig, verwegener Sklave!" zürnte der Herzog, „herab mit dem Schleier, nicht jeder Fant ist befugt, seine Dirne ungehindert in mein Gebiet einzuführen." Nicht mehr mächtig seiner selbst, griff Meinhard wuthentbrannt an sein Schwert, während der alte Baltram die ohnmächtig hinsinkende Richardis in seinen Armen auffing. Der Herzog aber,

schäumend vor Wuth, entriß sein Schwert der Scheide und stieß es dem unglücklichen Jüngling in die Brust, der stöhnend zusammen sank. Richardis stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte, in wildem Schmerze aufgelöst, neben ihrem blutenden Bruder zur Erde. — Unentschlossen und mit finsteren Blicken stand der Herzog da und hielt das von Blute triefende Schwert zu Boden gesenkt. Als sich jedoch auf das Geschrei der Jungfrau und das laute Jammern Baltrams mehre Stimmen nahten, warf er sein Schwert in die Scheide und entfernte sich mit seinen wilden Genossen, indem er murmelnd zu sich sprach: „Er hat es nicht anders gewollt, sein Blut komme nicht über mich!“

Einige Männer aus Mödling traten staunend herzu, trugen den schwer Verwundeten in das Pilgramhaus, ihn der Pflege seiner Schwester und der Mutter Agnes überlassend. Der alte Baltram aber machte sich, sobald er die Geschwister einigermaßen sicher untergebracht sah, bei einbrechender Dämmerung noch auf den Weg nach Wien, um dem gütigen Herzog selbst die unglückselige Begebenheit mitzutheilen und seinen Schutz zu erflehen. Die Einwohner von Mödling aber nahmen fürder keinen Antheil an dem Schicksal der unglücklichen Geschwister, da die wilde Gemüthsart und die rücksichtslose Rachsucht des Herzogs allzubekannt war, um sich unberufen seinem Grimme auszusetzen.

Also hatte die schöne Richardis ihre traurigen Schicksale der theilnehmenden Matrone erzählt, als es allmälich Mitternacht geworden war. Von Außen hatte sich seit Kurzem stürmisches Wetter erhoben, die zerrissenen Wolken zogen in unheimlichen Gruppen am Firmamente und dumpfes Brausen erhob sich vom Gebirge her. Der Schlummer schien von dem verwundeten Jünglinge noch nicht gewichen, obwohl er

von Zeit zu Zeit schweraufathmend stöhnte. Schon während der Erzählung war Mutter Agnes mehre Male zu seinem Lager geschlichen, hatte seinen Athem behorcht und mit leiser, sorgsamer Hand den Verband gewechselt, auch Richarden, die sich jedes Mal ängstlich erhob, beschwichtigend zugewinkt. Als sich jedoch nach der zwölften Stunde die Nacht vom Tage schied, und die Öl-Ampeln düsterer brannten, athmete der Kranke einige Male schwer auf, und krümmte sich mit convulsivischen Bewegungen auf seinem Schmerzenslager. Die Wärterin winkte nun Richardis näher zu treten. Noch ein Mal schlug Meinhard das brechende Auge auf, blickte seine Schwester mit starrem Blicke an, und machte eine krampfhafte Bewegung mit der linken Hand, worauf er wieder in sich zusammensank, und in tiefe Ruhe versenkt schien. Mutter Agnes aber, indem ihr die Augen von bitteren Thränen überquollen, schlug ein andächtiges Kreuz, ergriff sanft die Hand der erstarrten Richardis und sprach mit weicher zitternder Stimme: „Fasse dich, liebes Kind, und lasse uns ein andächtiges Vater Unser beten, er ist eingegangen in die Wohnung der ewigen Herrlichkeit, und hat seine Pilgerfahrt vollendet.“ Richardis stieß einen furchtbaren Schrei aus und sank leblos auf die Leiche des geliebten Bruders, während Mutter Agnes weinend neben dem Sterbebette niederkniete und laut und inbrünstig betete.

In diesem Augenblicke erhob sich ein furchtbarer Sturm am Himmel; die dichten Schneeflocken trieben sich kräuselnd durch das Dunkel der Nacht, die Pfosten der Thüre und der Fensterladen krachten, und unheimlich pfiff die Windsbraut durch die Fugen derselben und rasselte in den Schornsteinen, also, daß man wohl einem allgemeinen Aufruhre der Natur entgegen zu sehen vermeinte. Durch das

allgemeine Tosen und Brausen des Sturmes aber vernahm man deutlich, erst fern, dann näher, dumpfes Getrabe. Plötzlich erschallte Geräusch vor der Thüre des Pilgramhauses, diese wurde hastig aufgerissen und der furchtbare Wirrich, in dunklen Mantel gehüllt, trat herein, seinen Gefährten, die er vor der Thüre ließ, einige Worte zuflisternd. Durch die Erzählung des Herzogs hatte er geahnt, wer die einsamen Pilger gewesen, da ihm auch mittlerweile die Botschaft von der Flucht Richardens zugekommen, und alsbald machte er sich auf, um durch schnelle Entfernung der Jungfrau in Güte oder Gewalt, sich klagfrei zu stellen. Mit starken Schritten ging er auf sie zu und sagte: „Folgt mir augenblicklich, unbesonnene Dirne und begnügt euch mit dem Unheile, das eure unbedachte Flucht anrichtete.“ Kaum aber hatte er sie bei der Hand ergriffen, als die schüchterne Jungfrau, durch die Verzweiflung zu Löwenmuthe aufgestachelt, sich heftig von ihm losriß, auf die Knie sank und mit erhobener Stimme rief: „Mörder! Mörder! weiche von hier; Gottes Rache möge euch ergreifen — ihr Zerstörer meiner Ruhe und meines Glückes.“

Ehe sich aber Wirrich von seinem Erstaunen erholen und weitere Maßregeln ergreifen konnte, hatte sich von Außen neue Bewegung erhoben und es erschallten vom Eingange die ernsten Worte: „Die Rache ist mein, spricht der Herr und ich will vergelten. Im Namen des allmächtigen Gottes und des Herzogs, Ruhe und Frieden in diesem Orte!“ Und da sich Alles staunend gegen die Thüre wandte, trat Pater Anselm mit dem treuen Baltram herein, letzterer einen Befehl des Herzogs in der Hand haltend, den er schweigend dem Ritter Wirrich übergab. Dieser enthielt das gemessene Gebot, sogleich Richardis von Wildegg der Gewahrsam zu

entlassen, und sein Benehmen vor einer landesfürstlichen Commission zu verantworten, welche zu diesem Ende zugleich mit Baltram abgesendet worden war, und bereits im Herzogsschlosse zu Mödling seiner harrte, wo sie auch wichtige Aufträge an Herzog Heinrich zu bestellen hatte. Mit einem unterdrückten Fluche verließ Wirrich das Trauergemach, warf sich auf sein Roß und sprengte der Herzogsburg zu. Richardis aber erfüllte noch ihre letzten Pflichten bei der Leiche des geliebten Bruders und begab sich, nachdem dieselbe am folgenden Tage zur Ruhe bestattet worden war, in Gesellschaft des treuen Baltrams und unter einer Bedeckung von herzoglichen Reisigen, nach ihrem Verlangen auf das Schloß Wolkersdorf zu ihrer Jugendfreundin Hildegunde, um an deren Busen ihren Gram auszuweinen und mit Gottes Hilfe bessere Tage zu erwarten.

Über ein Jahr war seit dieser Begebenheit verflossen. Herzog Heinrich hatte schon längere Zeit düstere Plane gegen seinen gütigen Vater genährt, oft hatte der edle Herzog seine Ausschweifung verziehen, und ihn durch Güte wieder auf den rechten Weg zu leiten verhofft, stets aber scheiterte dieselbe an der verderbten Gemüthsart des verleiteten Fürsten, und die letzte Begebenheit machte die Spaltung zwischen Sohn und Vater unheilbar. Er weigerte sich auf das Bestimmteste, seinen Freund Wirrich der strengen Verantwortung zu überlassen, verlachte sogar die Drohung des Bannes und die herzogliche Commission kehrte unverrichteter Sache nach Wien zurück und erfüllte durch ihre Erzählung das Herz des edlen Fürsten mit tiefem Kummer, überzeugte ihn aber auch von der Nothwendigkeit, ernstere Maßregeln zu ergreifen. Ehe es aber dazu kommen konnte, wußten sich Herzog Heinrich und

sein Busenfreund ihren Wirkungen zu entziehen. Kaum hatte die Commission die Burg verlassen, als Beide mit einer Schar von Anhängern auf unbetretenen Pfaden nach Mähren entflohen, woselbst ihnen der damalige Markgraf Ottokar, lange ein geheimer Feind der wachsenden österreichischen Macht, willig Unterstand gewährte und mit Rath und That ihre Anschläge zum offenbaren Aufruhr gegen Herzog Leopold förderte. Mit einem ziemlich bedeutenden Heere gerüstet, faßten sie den Plan, in Österreich einzufallen, Hainburg zu überfallen und zu erobern und von da gegen Wien zu ziehen und nicht nur das Regiment an sich zu reißen, sondern auch den edlen Herzog und den ritterlichen Friedrich, Heinrichs noch übrigen Bruder *) zu ermorden. Unterdessen hatte Wirrich mit einem rohen Söldnerhaufen Einfälle in das österreichische Gebiet gemacht, viele Örter, unter andern auch das Schloß Wolkersdorf, überfallen und zerstört. Zu seinem Grimme aber wurde seine Hoffnung, Richardis daselbst zu finden, getäuscht. Die Schloßbewohner hatten sich bei der ersten Nachricht von den Unruhen entfernt, ohne daß er ihren Aufenthalt erforschen konnte.

Im December **1227** sollte der Hauptschlag vor sich gehen, durch diese Expedition aber wurde die Macht der Empörer zu sehr getheilt; Herzog Leopold gewann Zeit, sich zu rüsten und den 9. dieses Monates erhielt das Rebellenheer vor Pulkau eine gewaltige Niederlage, wobei auch Ritter Wirrich seinen Tod auf dem Schlachtfelde fand. Nach dieser Niederlage zerstreuten sich die regellosen Schaaren der Aufrührer, Markgraf Ottokar bezeugte keine Lust mehr, das

*) Der dritte Sohn Herzogs Leopolds, wie sein Vater genannt, verlor schon 1216, im zehnten Jahre, das Leben durch einen Sturz von einem Spilling- (Pflaumen-) Baum.

gewagte Unternehmen zu unterstützen und zog seine Truppen zurück.

Also war Herzog Heinrich sich selbst, seiner Verzweiflung und den Wenigen überlassen, die es trotz des auf ihn lastenden Bannes noch mit ihm hielten. Gram, Verdruß und vielleicht auch Reue über seinen Ungehorsam und seine bösen Thaten zehrten bald an seinem kräftigen Leben, es ergriff ihn ein schnell verzehrendes Fieber. Verlassen und elend irrte er einige Tage an den mährischen Gränzen herum und es war den 24. December Abends, eben an dem Jahrestage seiner bösen That, als er, unfähig mehr weiter zu kommen, an der Pforte eines Klosters der Hospitaliterinnen, nahe bei Feldsberg, ankam. Nur zwei seiner getreuesten Knappen waren ihm geblieben, als er daselbst anlangte und unter fremdem Namen willig Einlaß erhielt. Eine der jüngsten Schwestern wurde ihm zur Pflege zugewiesen, die ob seinem elenden Aussehen, von dem sich keine Besserung mehr erwarten ließ, zurückschauderte, ihm aber die sorgfältigste Pflege angedeihen ließ. Von Stunde zu Stunde verschlimmerte sich sein Zustand. Gegen Abend sollte er eben noch einmal Arzenei nehmen, sank aber kraftlos in die Arme seiner Wärterin zurück, deren Schleier sich dadurch etwas verschob. Kaum aber hatte ihr Heinrich in das Gesicht gesehen, als sich Todtenblässe über seine Züge verbreitete. Verwirrte Erinnerungen, unvertilgbare Gewissensbisse durchbebten sein Inneres, er stöhnte laut auf, sank dann kraftlos auf das Kissen zurück und gelangte von diesem Augenblicke an nicht mehr zur Besinnung. Durch drei Stunden kämpfte er den qualvollsten Todeskampf und verschied um die zwölfte Stunde. Schwester Martha, die fortwährend ihrer Pflicht gemäß an seinem Lager gewacht hatte, drückte ihm sanft die Augen zu, betete dann inbrünstig an seinem

Sterbebette und endete mit den Worten: „Gott selbst hat gerichtet, der blutige Schatten meines Meinhard ist versöhnt, der Allmächtige möge auch diese verirrte Seele versöhnt in sein Freudenreich aufnehmen.“

Also war das traurige Ende Herzog Heinrichs, genannt der Grausame; durch ein gerechtes Verhängniß hatte ihm jene Seele den letzten Trost und die letzte Pflege ertheilt, welcher er den letzten Trost und den Frieden auf Erden geraubt hatte.

Sein edler Vater wurde durch die Nachricht von dem schnellen Tode seines entarteten Sohnes auf das Tiefste erschüttert; er beweinte sein Ende und seine Verirrung lange und ließ ihn in der Fürstengruft zu Heiligenkreuz beisetzen, woselbst noch seine Grabstätte zu sehen ist. Heinrich war mit der schönen und tugendhaften Prinzessin Agnes, Tochter des Landgrafen von Thüringen, vermählt gewesen, welche jedoch durch seine trotzige und unbeugsame Gemüthsart sich wenige glückliche Tage in ihrer Ehe zu erfreuen gehabt und hinterließ nur eine Tochter Gertrud, welche in der Folge an den Markgrafen Hermann von Baden vermählt wurde, deren Sohn Friedrich mit seinem Freunde, dem unglücklichen Conradin von Hohenstaufen 1269 zu Neapel auf dem Schafotte endete und welcher der letzte männliche Sproße des Hauses Babenberg genannt wird.

Richardis von Wildegg aber hatte sich, als sie Schloß Wolkersdorf verließ, darnieder gedrückt von ihrem unglücklichen Schicksale und müde des wilden Treibens der Welt, in jenes Kloster zurückgezogen und beschloß daselbst ihr frommes und gottesfürchtiges Leben den 12. October 1236. Das väterliche Schloß, welches ihr nach dem Tode ihres unglücklichen Bruders als Eigenthum zugefallen war, überließ sie als

die Letzte ihres Stammes durch eine Schenkung dem Stifte Heiligenkreuz, welches noch heute im Besitze desselben ist.

Seltsame Mähr von dem Pfaffen auf dem Kahlenberge.

Vor dem alterthümlichen und umfangreichen Schlosse der Babenberg auf dem Kahlenberge *) befand sich einst eine erhöhte Terrasse, welche dem Blicke eine unbeschränkte Aussicht in die schönen Gefilde der Donau rings umher, so wie über die Residenz gewährte und deren Spuren noch heute, trotz der unverantwortlichen Zerstörung dieses ehrwürdigsten Denkmales Österreichs, zu erkennen sind. Daselbst stand den 12. Juli 1332 ein wunderlicher Mann und sandte seine scharfen Blicke unter den buschigen Augenbrauen lauersam und mit sinnigem, zufriedenem Lächeln in der Gegend umher. Er war im mittleren Alter, wohl genährt und der Ausdruck seiner Gesichtszüge zeugte von jener inneren Behaglichkeit und sarkastischen Jovialität, die sich bei heiteren, lebensfrohen Personen oft so unverkennbar darstellen. Seine Kleidung bestand in einem groben, weiten Rocke von dunkelgrauer Wolle, der ihm bis an die Ferse ging, mit, nach damaliger Sitte, weit geschlitzten Knopflöchern und großen Messingknöpfen; das Haupt bedeckte der damals übliche grobe Filzhut mit halb hinaufgeschlagener Krempe und an Schnitt und Farbe der Kleidung mochte man unschwer entnehmen, daß ihr Besitzer dem geistlichen Stande angehöre. Es war aber dieß Meister Weigand oder Wigand von Theben, genannt der Pfaff vom Kahlenberge, der sich lange als Hauscaplan am Hofe Herzogs Otto

*) Seit 1691 Leopoldsberg genannt.

des Fröhlichen aufgehalten hatte und durch seinen ehrbaren Wandel und frohsinnige Laune die Gunst des scherzliebenden Herzogs in hohem Grade genoß. Als Otto nach dem Tode seines ältesten Bruders, Herzogs Friedrich des Schönen (1330), gemeinsam mit seinem Bruder Albrecht dem Weisen die Regierung der Erblande antrat, sich ernsthafteren Geschäften widmen mußte und deßhalb seinen Lieblingssitz zu Neuberg in Steiermark, wo er ein artiges Klösterlein gestiftet hatte, verließ und sich gen Wien begab, da versäumte er auch nicht, seinen Liebling und fröhlichen Rath Weigand mit sich zu nehmen. Dieser erhielt nun die ledige Pfarre am Kahlenberge, stand seiner Pflicht mit Würde und Ernst vor, stiftete auch vieles Gute, indem er arme Waisenkinder vorsorglich unterstützte und die halbverwilderte Jugend in den zerstreuten Hütten dieser waldigen Gegend zu besserer Zucht und Sitte anhielt. Dabei aber verließ ihn seine lustige Laune nicht, und er übte auch wohl gerne manch' kurzweiliges Possenspiel, doch immer auf die harmloseste Weise und bloß zu Schimpf*) und Lust, Niemandem zu offenbaren Schaden. Seiner witzigen Schwänke wegen war er auch weit und breit berühmt zu seiner Zeit und noch lange nachher; so spricht z. B. der gelehrte Sebastian Münster in seiner Cosmographey (Basel 1564, S. 974) von: „dem seltzsam Pfaff und Pfarher vom Calenberg, von dem man durch daß gantz Deutschlandt weißt zu sagen."

Eben jetzt war er wieder mit der Ausübung eines Schwankes beschäftigt, der seinem vertrockneten Beutel zu Nutzen kommen und obendrein einen guten Zweck erfüllen sollte. Ihm

*) Nach der alten Bedeutung: Spaß, z. B. Schimpf und Ernst; ein ritterlich Schimpfspiel und in dem alten deutschen Petrarca (Trostspiegel). „Von Affen, Meerkatzen und andern schimpflichen (spaßhaften) Spielthieren."

waren nämlich nebst verschiedenen Beiträgen an Lebensmitteln auch einige Viertel*) Weinland am Fuße des Kahlenberges zur Dotation angewiesen, mit der in jenen, wohl auch in späteren Zeiten nicht ungewöhnlichen Bewilligung, dessen Erträgniß im Kleinen ausschenken zu dürfen, zu welchem Zwecke er zwei rüstige Knechte hielt, die das Schankgeschäft besorgten und die Rechnung legen mußten. Den zahlreichen Besuchern des Berges war es ebenfalls willkommen, nach zurückgelegtem mühsamen Wege hier sich gütlich thun zu können, denn damals waren begreiflich auf dem Lande die Gelegenheiten dazu noch nicht so häufig als jetzt. Ja selbst Leute höheren Standes verschmähten es nicht, häufige Wanderungen nach dem Kahlenberge anzustellen, den muntern Pfarrherrn daselbst zu sehen, seine eindringenden und körnigen Reden zu hören und sich endlich mit seinem Weine zu laben.

So verzehrte denn immer ein Jahr die Vorräthe des früheren und Weigand befand sich weidlich baß in seiner Stellung. Das Jahr 1331 aber war ein gar arges Mißjahr in Hinsicht auf den Weinbau gewesen. Es wuchs zwar überflüßig des edlen Productes, allein die immerwährende nasse Witterung und die früh eintretende Herbstkälte waren Ursache, daß der Wein dieses Jahrganges sauer und fast ungenießbar wurde. Er hatte nach alten Chroniken eine röthliche Farbe, einen fauligen Geruch und Niemand begehrte ihn zum Trinken. Da stand es denn gar übel um den Nahrungsstand des würdigen Meisters Weigand. Die Bauern, welche sich früher in Scharen eingefunden hatten, da sie sich nach dem

*) Viertel ist ein österreichisches Flächenmaß für Weingärten, deren eines 400 Quadratklafter oder ein Vierteljoch hält. Die Viertel werden wieder in 5 Pfunde eingetheilt, deren jedes 80 Quadratklafter mißt.

mühsamen Wege und nach angehörtem Gottesdienste mit gutem Getränke laben konnten, kamen immer sparsamer, besuchten andere Gotteshäuser, zu denen der Weg nicht so beschwerlich war, oder blieben gar lungernd zu Hause. So hätte denn der Pfarre am Kahlenberge allmälicher Verfall gedroht, wäre nicht eben der kluge Meister Weigand an ihrer Spitze gestanden, der bald einen Plan erdacht hatte, seine Vorräthe aufzuräumen und die Leute wieder herbei zu ziehen.

Es war aber im darauffolgenden Jahre 1332 gar ein äußerst heißer Sommer. Da ließ er eines Tages durch seine Leute allenthalben die Kunde verbreiten, wie daß er mit vielem Nachdenken eine große Kunst erfunden habe, und am folgenden Sonntage vom Kirchthurme aus über die Donau fliegen werde. — Außerordentliche, wenn auch — besonders in jener Zeit, in welcher an die Äronautik noch nicht im entferntesten gedacht wurde — unglaubliche Dinge finden bei den Landleuten gerne Eingang und so geschah es, daß Meister Weigand schon am frühesten Morgen zu seiner innersten Ergötzung viele Leute herbeiströmen sah und mit Zunahme des Tages, der einer der heißesten war, mehrten sich die Scharen von allen Seiten, um das unerhörte Spectakel mit anzusehen. Der kluge Pfarrherr aber verzögerte die Anstalten zu seiner sehnlich erwarteten Production so lange, bis die ermüdeten und durstigen Bauern sattsam den schlechten Wein hineingeschlürft hatten, so daß endlich sämmtliche Fässer auf die Neige gingen und der Zahltisch voll von Silberpfennigen lag. Nun bestieg er mit ernster und wichtiger Miene den Thurm, betrachtete die mit offenen Mäulern und in lautloser Stille gaffende Menge längere Zeit schweigend und fragte endlich, sich an das Geländer haltend und herabbeugend:

„Habt ihr Leute schon einmal einen Menschen fliegen gesehn?“— Auf ihre verblüffte verneinende Antwort sagte er ganz gelassen: „Wenn ihr also noch keinen Menschen fliegen gesehen habt, so werdet ihr mich auch nicht fliegen sehen,“ und stieg gravitätischen Schrittes von dem Thurme herab. — Die getäuschten Bauern erhoben zwar Anfangs ein lautes Gemurre, endlich brachen sie unwillkürlich über die List des Pfarrherrn in ein unauslöschliches Gelächter aus und bereuten weder den Weg, noch das ausgegebene Geld über den guten Schwank. Auch schämten sich Viele, daß ihnen der Weg zu beschwerlich gewesen war, um allhier dem Gottesdienste abzuwarten, daß sie denselben aber aus eitler Neugierde gerne gemacht hatten. Und in der Folge fanden sich wieder allsonntäglich viele Kirchengänger ein, die einstweilen willig an der frischen Quelle, die im Burghofe sprang, ihren Durst löschten, bis Meister Weigand sich für das gelöste Geld guten Frankenwein eingelegt hatte, der ihnen baß mundete.

Und solcher Weise erhielt der wackere Pfarrherr seine Pfründe am Kahlenberge noch durch viele Jahre. Seine weiteren Schicksale hat uns die Chronik nicht aufgezeichnet; wahrscheinlich ist es jedoch, daß, als sich Herzog Otto um 1337 wieder nach seinem Schlosse Neuberg, wo er das Kartheuserkloster gestiftet hatte, zurückzog, ihm Meister Weigand dahin nachgefolgt und auch daselbst gestorben sei.

Nach späteren bewährten Urkunden soll schon 1400 eine eigene Sammlung von Weigand's Schwänken und witzigen Einfällen erschienen seyn. Wenigstens bezieht sich die bekannte älteste Quelle über den lustigen Pfarrherrn vom Kahlenberge: Fugger's Ehrenspiegel des Hauses Österreich (1555) darauf. Außerdem erschienen 1582, 1596, 1602, 1613 und 1620 neue Auflagen dieses Buches, deren letztere unter andern Schwänken

die Geschichte des Pfarrherrn von Kahlenberg in unbeholfenen, aber recht lebendigen und volksthümlichen Reimen darstellt. Der rühmlich bekannte Friedr. Heinr. von der Hagen liefert das seltene Gedicht in seinem schätzbaren Narrenbuche (Halle 1811). Die hier erzählte Mähre lautet darin folgendermaßen:

Darnach der Pfarrherr thät gedenken,
Wie er seine Weine möcht ausschenken,
Sie waren alle kahmich und zähe,
Daß ihm nicht Schad' daran geschähe.
Ein Ebentheuer er bald zurichtet,
Wohl vor der Bauern Angesicht,
Und sagte ihnen da ohne Triegen
Er wollte über die Donau Fliegen
Wohl von dem Thurm von Kalenberg;
Es wär doch nirgend Ries' noch Zwerg
Beide, von Männern oder Frauen,
Sie sollten allda Wunder schauen,
Und wie er doch nun Fliegen wollt,
Pfauenfedern hätt' er geholt,
Die hing er hinten und vorn an sich,
Und daucht sich gleich als ein Sitrich;
Also trat er bald hin und dar
Und leuchtete wie ein Engel klar
Der da kommt aus dem Paradeise,
Er trieb seltsame Geberd' und Weise,
Schwang da gar oft sein Gefieder,
Als wollte er Fliegen nieder.
Und sprach allewege: „Nun harrt,
Es ist noch nicht Zeit meiner Fahrt,"
Das Volk litt Durst von großer Hitz,
Wohl von der Sonne heißen Glitz.
Da thät der Pfarrherr als ich sag,
Seinen Wein bracht er auf den Kirchtag,

Den Volk war da die Weil zu lang,
Den Wein es da alle austrank,
Da sie der Ebentheu'r inne wur'n,
Der Meßner lief auf den Thurn
Und sagte das bald dem Pfarrherr,
Von Herzen freut er sich der Mähr,
Daß ihm sein Wein also ausging,
Mit hübschen Worten er anfing:
Und sprach zu ihnen mit Worten lind:
„Nun höret all meine lieben Kind,
Eh daß ich fliege, so sagt mir hie,
Solch Wunder groß, wie seht ihrs ie,
Daß ein Mensch ie geflogen hat?
Mit Fleiß er ihne das sagen that,
Sie sprachen all mit gemeinen Mund:
„Wir sahens nie zu keiner Stund,
Ja Herr, wir sahen es noch nie"
„So sollt ihr es auch sehen hie,
Daß ich nicht will fliegen pflegen.
Geht jetzt nur alle eure Wegen,
Und sprecht, ihr seyd allhier gewesen,
Gott, der laß euch wohl genesen;
Daß ihr mir mehr austrinket den Wein,
Will ich zu Gott euer Bitter seyn,
Deß sollt ihr keinen Zweifel han,
Ich will seyn euer Kapellan."
Dieß einen freut, doch den andern nit,
Der dritte sprach: das Fieber dich schütt'
Als einen betrogenen Pfaffen,
Du hast heut gemacht viel Affen."
Der Vierte schmunzelte und lachte,
Der Fünfte schalt, daß es krachte,
Einer red't dieß, der andere das,
Dem Pfarrherr mühte wenig das,

Und war ihm gar eine kleine Klag,
Also endete sich der Kirchtag.

Die grosse Landplage in Oesterreich.

Die arge Landplage, welche im vierzehnten Jahrhunderte, und namentlich im Jahre 1338, Österreichs Gefilde verheerte, ist unter dem Namen: „die Heuschrecken-Noth" aus alten Chroniken hinlänglich bekannt und auch in neuerer Zeit oft genug besprochen worden. Gegen Pfingsten zu erschienen auf einmal von Osten her so zahlreiche und dichte Schwärme dieser verheerenden Insecten, daß ihre Züge gleich schwarzen, großen Wolken anzusehen waren, und im eigentlichen Verstande die Sonne verdunkelten. Sie erhoben sich gegen Sonnenaufgang, durchstreiften den Tag über die Luft in gemessenen Räumen und Abtheilungen und ließen sich gegen Abend auf die Fluren herab, wo sie Laub und Gras, Blüten und Saaten, Blätter, Blumen und Kräuter bis auf den Grund verheerten und die blühenden Gefilde Österreichs fast gänzlich verödeten. Zum Glücke blieben die Weingärten sämmtlich von diesen schlimmen Gästen verschont, deren herbes Product an Ranken und Blättern dem vielleicht verwöhnten Geschmacke derselben nicht zusagen mochte.

Der nachmalige Kaiser Karl IV., damals noch Markgraf in Mähren, erzählt in seiner Selbstbiographie, daß, als er auf der Reise von Ungarn in einem Zelte bei Pulkau übernachtete, ihn mit Sonnenaufgang ein Reisiger mit dem furchtbaren Geschrei geweckt habe: „Steht auf, o Herr! der Weltuntergang ist nahe!" Und als der Markgraf sich mit seinem Gefolge schnell aufraffte, sahen sie einen sieben Meilen langen (?), die Sonne verfinsternden Zug von Heuschrecken,

welche ringsumher ein dumpfes, unheimliches Getöse und einen unerträglichen Gestank verbreiteten. Sie flogen, einen starken Vortrab voran, in gemessenen Räumen und Abtheilungen, hatten 6 Flügel und ihre Zähne sollen wie Edelsteine geglänzt haben. Auch verfehlte in jenem finstern Zeitalter der Aberglaube nicht sein ängstliches Spiel zu treiben, und man wollte auf den vordersten Flügeln deutlich die Buchstaben **I. D.** bemerkt haben, die dann schnell durch **ira Dei** (Zorn Gottes) interpretirt wurden.

So weit fußen wir mit dieser Überlieferung durchaus auf historischem Grunde. Die folgende Begebenheit aber gehört dem Reiche der Sage an, obwohl sie in jener Zeit, und lange nachher steif und fest geglaubt wurde: Es lebte nämlich zu jener Zeit ein gar arger und böser Ritter, Bertram von Grillenstein genannt. Viel Unheil hatte er durch seine Raubzüge und Gewaltthaten von seinem ziemlich verfallenen Schlößlein aus unternommen, das am Fuße des Kahlenberges, in der Nähe von Sievering, gestanden haben soll, und dessen Spur nicht mehr zu finden ist. Daselbst hauste er, der Schrecken der ganzen Umgebung und aller friedlichen und unwehrsamen Wanderer, mit einigen seiner Raubgesellen, eben so verdorbenen Gemüthes, wie er selbst. Eines Tages aber, und zwar den 22. Juni 1338, zog er mit ihnen früh Morgens in der Absicht aus, ein schönes, reiches Fräulein, Hildegunde von Wildberg, zu entführen, deren Vater ein stattliches Schloß an der Fischa besaß, und den Raubritter mit seinen Anträgen spottend abgewiesen hatte. Bei ihrem Auszuge aber wurden die Ruchlosen schon durch eine dichte Wolke von Heuschrecken, die eben im Auffliegen begriffen waren, erschreckt, nur der böse Ritter lachte über die Furcht seiner Genossen und führte mit seinem breiten Degen mehre Kreuz-

hiebe gegen die sausenden Schwärme, die wunderlich durcheinander wirbelten, sich aber bald, gleichsam seinem ohnmächtigen Angriffe spottend, mit furchtbarem Gebrause hoch in die Luft erhoben und ihren Flug gegen Westen nahmen. Bei dem Schlosse Wildberg angelangt, lagerte sich die ruchlose Rotte in der nahen Thalebene und erspähte die günstige Gelegenheit, ihr schändliches Vorhaben auszuführen. Aber erst gegen Abend zeigte sich das Fräulein, die in Begleitung einer treuen Zofe außerhalb des Burgzwingers gegen die Fischa zu lustwandelte. Wie der Geier auf die schüchterne Taube, stürzte Ritter Bertram auf die Erschrockene zu; all ihr Flehen und Bitten war umsonst, mit wilder Gewalt warf er sich mit ihr aufs Roß und sprengte mit Blitzesschnelle davon, während seine Gefährten die Zofe gewältigten und mit gleicher Eile ihrem Gebieter folgten, ehe irgend ein Burgbewohner den frechen Raub gewahren konnte. So ging es fort über Strauch und Moor, um noch vor Anbruch der Nacht das Raubnest zu erreichen.

Schon aber begann es zu dämmern, als sie auf der weiten Fläche ankamen, welche der erst vor Kurzem ausgerodete Wald in der Gegend des heutigen Lerchenfeldes bildete; da schien eine sich dicht herabsenkende Masse von Heuschrecken ihren Weg sperren zu wollen, während man schon von ferne die Hifthörner ihrer Verfolger ertönen hörte. Bertram's Gesellen riethen, einen andern Weg einzuschlagen, denn sie entsetzten sich ob dieser furchtbaren Masse des Ungeziefers, dem unheimlichen Sausen und Brausen derselben, so wie des fast erstickenden Gestankes, der sich rings verbreitete. Ritter Bertram aber lachte ihrer Furcht und indem er sich rühmte, diesem Unwesen bald ein Ziel zu setzen, übergab er schnell das Fräulein einem seiner Begleiter und spornte mit hochge-

schwungenem Schwerte in den schwirrenden Haufen hinein, ihn zu zertheilen meinend. Aber bald war er von der wild durcheinander tobenden Masse dicht umgeben und aus den Augen seiner Gefährten verschwunden. Niemand getraute sich, ihm nachzufolgen, und da sich der Insectenschwarm immer verdichtete und weiter verbreitete, so wollten sie eben mit ihrer Beute einen andern Weg nehmen, als Ritter Wildberg mit seinen Mannen herbeistürzte, die bösen Gesellen nach kurzem Kampfe überwältigte, ihrer mehre erschlug und die Übrigen hart gebunden mit nach Schloß Wildberg führte. Fräulein und Zofe freueten sich der unverhofften Rettung, die bösen Gesellen aber wurden des andern Tages zur wohlverdienten Strafe ihres ruchlosen Unternehmens an die Bäume der dem Schlosse nahen Au aufgehenkt.

Ritter Bertram aber war nicht in seine Burg zurückgekehrt, weßhalb unter den wenigen daselbst Zurückgelassenen große Bestürzung entstand. Des andern Tages früh Morgens machten sich darum einige Reisige auf, um zu sehen, was aus dem Ritter und seinen Gefährten geworden. Eben begann der Morgen mit röthlichem Lichte zu dämmern, als sie auf das genannte Blachfeld kamen; sieh, da brauste eben der gewaltige Schwarm von Heuschrecken auf und nahm, durch seine dichten Massen das Licht der aufgehenden Sonne verdunkelnd, seinen gewohnten Flug nach Westen, einen verpestenden Gestank zurücklassend. Kaum aber hatten sich die Reisigen von ihrer Verwunderung über diese unheimliche Erscheinung erholt, als sie mit erstarrendem Schrecke auf dem vom Laub und Gras entblößten Platze, den das verheerende Ungeziefer so eben verlassen hatte, das schaudervolle Gerippe eines Pferdes und Mannes entdeckten, und aus den umherliegenden Leichen ihrer Gefährten, so wie

aus dem glänzenden Schilde, der neben den Skeletten am Boden lag, des Ritters furchtbares Ende entnehmen konnten. Sie mochten daher nicht mehr in die Burg zurückkehren, gingen in sich und vollbrachten fortan als Einsiedler in den waldigen Höhlen des Kahlengebirges ein bußfertiges Leben. Die Raubveste aber wurde bald darauf durch einen Executionszug des gerechten Herzogs Albrecht des II. von Grund aus zerstört, so daß ihre Stätte nicht mehr gefunden werden mochte. Gegen den Monat September aber nahmen die Heuschreckenschwärme ihren ersehnten Abzug in die östlichen Länder, und seither blieb Österreich von einer ähnlichen Landplage verschont.

Der geheimnisvolle Fremde in Wien.

Im Frühjahre 1485 war Wien von dem Heere des Ungarkönigs Mathias Corvinus umschlossen worden. Eine bedeutende Truppenmacht unter dem Kronfeldherrn Stephan Zapolya hielt die Stadt im Halbkreise von St. Marx bis zu den dortmaligen Schaufler- und Rosenlucken außerhalb des Holz- oder Burgthors umgarnt. Der König selbst hatte mit den erlesensten Truppen, worunter sich besonders die von ihm neugeschaffenen Husaren *) auszeichneten, sein

*) Diese neue Truppe wurde dadurch gebildet, daß von je 20 Häusern ein Mann dazu gestellt werden mußte. Aus dem Worte zwanzig, ungarisch husz und ar Löhnung, entstand ihr Name. Ihre Kleidung war ursprünglich von der heutigen sehr verschieden. Sie trugen knappe lange Beinkleider mit Bundschuhen, ein knappes Wamms mit kurzen Schößen, das ein lederner Gurt zusammen hielt; darüber einen weiten Mantel oder Pelz. Die Kopfbedeckung war eine hohe Mütze nach Art jener der Kosaken, mit einer Feder ohne Schildchen. Schimmer, Wien 2c.

Lager vom Schottenthore bis gegen den Döblingerbach ausgedehnt. Obschon in der Stadt die geeignetsten Vertheidigungsmaßregeln getroffen waren, so war dennoch deren Besatzung zu gering und die Hoffnung auf Entsatz, bei der immerwährenden Geldnoth des Kaisers Friedrich III., zu ferne, als daß auf langen Widerstand zu rechnen war. Überdieß hatte bei der engen Einschließung, da auch der untere Werd (heutige Leopoldstadt) in den Händen der Feinde war, die Noth in der Stadt so um sich gegriffen, daß eine furchtbare Theurung entstand; so z. B. kostete das gewöhnliche schwarze Brot, statt 3 Pfennige, 20; das Pfund Fleisch statt 2, 10 Pfennige; ja am Ende sah man in den Fleischbänken fast nur mehr Pferdefleisch; die ärmeren Classen schlachteten selbst Hunde und Katzen, wo sie deren nur habhaft werden konnten und Alles schrie nach Erlösung oder Übergabe. Alle Hilfe war fern, der Kaiser befand sich ohne hinlängliche Macht zu Innsbruck; Erzherzog Maximilian, auf dessen Energie man noch die meiste Hoffnung setzen konnte, war in den Niederlanden, wo er selbst mit Unruhen zu kämpfen hatte. So war es denn unter diesen Umständen kein Wunder, daß allgemeine Muthlosigkeit in der Stadt herrschte, ja, daß in manchen Häusern heimliche Zusammenkünfte von Mißvergnügten gehalten werden konnten, bei welchen sich nicht selten selbst Abgeordnete aus dem Lager des Ungarkönigs einfanden, die sich unbeachtet in die Stadt geschlichen hatten. Die vorzüglichsten Sammelplätze derselben waren die Schenke zu den drei Raben im Rothgäßchen und das größere Wirthshaus zur Sonne unter den Seilern (heutige Seilergasse). In letzterem, welches schon damals große Einkehr hatte und dessen geschwärzte Außenseite eine lange, mit einem Strebepfeiler gestützte Stange bezeichnete, von wel-

cher ein mächtiger Busch von Tannenreisig herabhing, woran wieder zwei der gewöhnlichen Bierzeichen, aus Spänen geflochten, herunter baumelten; waren diesen geheimen Zusammenkünften einige geräumige braungetäfelte Hinterstuben gewidmet und der Anbruch des Abends war die gewöhnliche Zeit der Versammlung. Um diese Zeit trieb sich gewöhnlich ein auf Kellnerart gekleideter stämmiger Bursche vor den Fenstern und der niederen Einfahrt des Hauses herum. Die Eintretenden, gewöhnlich in weite, dunkle Mäntel gehüllt, mit den damals üblichen, rauhen Mützen mit kurzer Feder auf dem Kopfe, warfen ihm nur einen bedeutenden Blick zu, den er gewöhnlich ganz unbeachtet ließ, worauf sie ohne weiteren Aufenthalt eintraten. Manchmal aber beantwortete er denselben, in Form eines Grußes, mit dem ungarischen Worte Matsák, worauf sich die Nahenden wieder eilig und geräuschlos entfernten. Es bedeutete aber dieses Losungswort, daß Fremde in dem Gasthause anwesend waren, folglich die Versammlung nicht Statt haben könne.

Den 11. April, eben als eine kurze Waffenruhe geschlossen worden war, nahten sich um die Dämmerungsstunde abermals zwei Verhüllte mit vorsichtigen Schritten und im leisen Gespräche begriffen, dem Thore des Wirthhauses. Der Eine, etwas über die mittlere Größe, breiten und markigen Angesichts, mit hoher Stirne, fester und stämmiger Gestalt, mit dicht gekräuselten Haaren, warf den lebhaften Blick seiner dunkelbraunen blitzenden Augen neugierig und forschend rings um sich, während sein kurzes bäurisches Gewand mit breiten Metallknöpfen, das, wie sein Mantel klaffte, zum Vorscheine kam, wunderlich mit seinem würdevollen Ansehen kontrastirte und der funkelnde Griff eines kurzen Schlachtschwertes von Zeit zu Zeit, wie sich sein Gewand im raschen

Gehen auseinander schlug, sichtbar wurde. Kaum beachtete er aber in feuriger Ungeduld die Vorsicht empfehlenden Winke seines Begleiters. — Am Eingange tönte ihnen jedoch das bedeutungsvolle **Matsák** des aufgestellten Postens entgegen. Demungeachtet aber bedurfte es der ganzen Überredungskraft und den Bitten seines Begleiters, den Ungeduldigen vom Eintritte zurückzuhalten. Unwillig entfernte er sich mit den lauten Worten, die zuerst Verdacht über den geheimnißvollen Fremden erregten: „Was haben wir wohl zu fürchten? Zwei ansäßige Bürger sind mit uns einverstanden und werden uns die Stadt bald überliefern.“ Auf die leise Bitte seines Begleiters, Verräthern kein Vertrauen zu schenken, erwiederte er hohnlachend: „Sorge nichts, diese trügen uns nicht, sie heißen Hunger und Zwietracht,“ und sein lautes, wildes Gelächter erstarb erst mit ihren verhallenden Schritten.

Am folgenden Morgen verbreitete sich das Gerücht, der große Ungarkönig selbst habe sich in der Verkleidung eines Handwerksmanns in die Stadt gewagt und in der Kneipe zu den drei Raben mit den Häuptern seiner Parthei Unterredung gepflogen. Er sei auch von einigen kaiserlich Gesinnten erkannt worden und nur mit genauer Noth, während eines von seinen Anhängern erregten Auflaufes und mittelst ausgestreueter falschen Spuren zum Schottenthore wieder hinaus entkommen. — Des folgenden Tages schritt der König in Folge seiner Unterredung zu offener Gewalt; die Ungarn erstürmten die Landstraße, zerstörten den starken Verhau, der daselbst errichtet war und drangen bis zum Stubenthore, während die eroberten Vorstädte den Flammen Preis gegeben wurden. Die Hoffnungslosigkeit der Belagerten führte endlich einen Vergleich herbei, nach welchem, wenn kein Entsatz bis dahin käme, die Stadt am 1. Juni übergeben werden solle. Da

unter den obwaltenden Umständen an keinen Entsatz zu denken war, so lieferte der 1. Juni 1485 die Stadt unbestritten in die Gewalt der Feinde. Um acht Uhr früh hielt an diesem Tage König Mathias, von 8000 Mann seiner besten Truppen begleitet, und unter deren tausendstimmigen Siegesjauchzen, seinen feierlichen Einzug in Wien. Hoch zu Pferde, in die schimmernde Tracht seiner Nation gekleidet, von Gold und Edelsteinen strahlend, ritt er in freudigem Stolze, von den Großen Ungarns, Mährens und Schlesiens umgeben, im festlichen Zuge durch die Wollzeile über den Stephansplatz, wohnte in der Domkirche einem feierlichen Tedeum bei und nahm seine Wohnung einstweilen in einem Bürgerhause in der Kärnthnerstraße, bis er sich daselbst eine eigene Residenz erbaute, dem Eingange der Weihenburg gegenüber. Dieses Gebäude, damals die Königsburg genannt, hieß in der Folge das Hasenhaus (vermuthlich von Jagdscenen, womit es irgend ein nachfolgender Besitzer bemalen ließ). Gegenwärtig trägt es das Schild zu den drei Löwen, es wurde jedoch durch neue Bauten vielfach verengt und verschmälert. Zu König Mathias Zeiten hatte es an beiden Seiten freie Räume und Wachthäuser.

In der Folge bestätigte der König die alten Freiheiten und Handfesten Wiens und nannte sich nun König zu Ungarn und Böhmen, Herzog zu Österreich und Schlesien, Markgraf zu Mähren und in der Lausitz. Obwohl er aber Wien zur Haupt- und Residenzstadt seines Reiches erkoren hatte, wie denn auch auf einem alten italienischen Plane Wien la città principale d'Ongheria genannt wird; so betrat er, vielleicht aus einem Gefühle, daß ihm die Vorzeit fremd und nur die Gegenwart sein sei, doch nie die Kaiserburg und lebte fortan in seiner neu

erbauten Residenz, wo er auch den 5. April 1490 starb, worauf Österreich und Wien wieder in den Besitz ihrer angestammten Herrscher zurückkamen. Die Sage erzählt, daß in der Stunde seines Todes die Donau aus ihren Ufern trat, die Löwen im königlichen Schloßgarten starben und große Scharen von Raben (Abzeichen des Geschlechtes Hunyad, daher Corvinus) mit schauderhaftem Gekrächze gen Stuhlweißenburg, dem Begräbnißorte der ungarischen Könige, flogen.

Da König Mathias von seiner zweimaligen Ehe, mit der Tochter des Königs Georg Podiebrad von Böhmen und mit Beatrix, Prinzessin von Sicilien, keine Kinder, sondern nur einen natürlichen Sohn, den Herzog Johann Corvinus, hinterließ, so erlosch mit seinem Tode die Hauptlinie des ruhmwürdigen Geschlechtes Hunyad. In Wien aber blieben als Zeichen seiner Anwesenheit das steinene Standbild am Ecke der Tuchlauben in die Landskrongasse, welches, der Sage nach, den König vorstellt, wie er sich verkleidet in die Stadt geschlichen, und der veränderte Name des Wirthshauses in der Seilergasse übrig, das seit jener Zeit, wo man das geheimnißvolle Matsák so oft zu hören bekam, der Matschakerhof bis auf den heutigen Tag genannt wird und das erst seit kurzer Zeit durch neuen Umbau seine alterthümliche Gestalt verloren hat.

Die folgenreiche Doppelheirath in Wien.

Eine der glänzendsten und folgenreichsten Begebenheiten für den österreichischen Kaiserstaat fiel im Jahre 1515 in Wien vor und war von prachtvollen, bisher noch nicht gesehenen Festlichkeiten begleitet. Kaiser Maximilian I. dachte in seinem bereits vorgerückten Alter (er war damals 56 Jahre alt) vor Allem daran, die durch seine eigene burgundische Heirath, dann durch die Vermäh-

lung seines einzigen Sohnes Philipp mit der reichen castilischen Erbin Isabella, gegründete Größe seines Hauses zu sichern und noch mehr zu befestigen. Maximilian hatte in seinem ritterlichen und echt deutschen Sinne zuerst die Nothwendigkeit gefühlt, eine bedeutende deutsche und östliche Macht zu gründen, um der damals schon um sich greifenden französischen Macht ein hinlängliches Gleichgewicht zu halten und auch wohl den italienischen Staaten zu imponiren. Seit den Zeiten der glorreichen Hohenstaufen war wohl Niemand zu solchem Plane geeigneter als Maximilian. Unzählige Hindernisse hatte er bereits zu diesem Zwecke überwunden; klug und gewandt, wie er war, übersah er auch keine Gelegenheit, die seinen Absichten förderlich seyn konnte und endlich, nach langem Mühen und Harren zeigte sich auch die günstige Zeitperiode dazu.

Deutschland war durch den von Maximilian eingeführten ewigen Landfrieden zum größten Theil beruhigt, Spanien habsburgisches Erbe, Frankreich hatte den einst spottweise: „Bürgermeister von Augsburg“ benannten Maximilian kennen, achten und fürchten gelernt *), selbst die Osmanen hielten sich, durch die Siege der Ungarn gedemüthigt, ruhig, nur in Ungarn und Böhmen selbst galt es, die Erregung der Parteien zu beschwichtigen und wo möglich dem österreichischen Hause wenigstens die Anwartschaft auf jene wichtigen Länder zu verschaffen, welche durch Albrecht II. und dessen Sohn Ladislaus Posthumus bereits Eigenthum des habsburgischen

*) Bekannt ist die Anekdote, daß einst ein Höfling des Königs Ludwig XI. von Frankreich, eines der heftigsten Widersacher Maximilians, verächtlich von diesem sprach und ihn nur den Bürgermeister von Augsburg nannte. Ludwig aber erwiederte unwillig: „Sprich nicht so schimpflich von Max, glaube mir, wenn dieser Bürgermeister die Glocke ziehen läßt, so ist ganz Deutschland im Harnisch und Frankreich zittert.“

Stammes gewesen waren und nur durch eine Verkettung der Umstände demselben wieder entrissen wurden. Noch einmal waren jedoch beide Kronen auf einem Haupte, jenem des polnischen Prinzen Uladislaus IV. vereinigt und abermals sollten, wie zu den Zeiten Kaiser Sigmunds, durch eine Wechselheirath nicht nur die Interessen dieser Reiche mit jenen des Hauses Habsburg verknüpft, sondern auch letzteres neuerdings die legale Anwartschaft auf die Erbfolge erhalten. Das Mittel zu diesem großen Zwecke boten die beiden Enkel des Kaisers, Karl und Ferdinand (sein Sohn Philipp war schon 1506 in der Blüthe seiner Jahre gestorben) und Uladislaus' Kinder Ludwig und Anna. Über diese Angelegenheit wurde über fünf Jahre verhandelt und mehrmals reiste der gelehrte Historiker und kaiserliche Rath, Johann Spießhammer, genannt Cuspinian, in dieser Angelegenheit mit Aufträgen des Kaisers nach Ungarn. Der alternde König Uladislaus war bald für diesen Plan gewonnen, länger aber währte es, die verschiedenen Parteien in Ungarn zur Übereinstimmung zu bringen. Endlich wurde zu Ofen im Beisein der Gesandten des Königs Sigismund von Polen, Uladislaus jüngeren Bruder, beschlossen, daß wegen der allgemeinen Wohlfahrt der gesammten Christenheit sowohl der Kaiser als die Könige von Ungarn und Polen eine persönliche Zusammenkunft halten sollten und bei dieser Gelegenheit nebst andern wichtigen Angelegenheiten, auch die wechselseitige Vermählung Statt haben sollte.

Die Zusammenkunft der hohen Herrscher wurde Anfangs auf den Lätare-Sonntag des Jahres 1515 im Schlosse zu Preßburg festgesetzt, woselbst auch die königlichen Brüder den 20. März eintrafen. Kaiser Maximilian aber ließ sie durch eine feierliche Gesandtschaft nach Wien einladen, wo die Festlichkeiten mit größerem Pompe vor sich gehen konnten. Durch

Reichsgeschäfte aufgehalten, konnte der Kaiser erst den 10. Juli nach Wien kommen und eilte sogleich, von einem zahlreichen Hofstaate begleitet, den Königen entgegen, die durch langes Harren fast schon ungeduldig geworden. In der Nacht vom 15. auf den 16. brachte Sigismund mit seinen stattlichen Polen, Lithauern und Reussen an der Leitha zu. Der 16. Juli war zur Zusammenkunft auf der weiten Ebene zwischen Hainburg und Bruck, nahe bei dem Schlosse Trautmannsdorf, bestimmt. Ein mächtig hoher Baum bezeichnete den Platz der Zusammenkunft, und als sich die ersten Kriegerscharen von Weitem zeigten, wurde ein aufgethürmter Scheiterhaufen angezündet und loderte als freudiges Zeichen hoch auf. Zuerst trafen die beiden Könige ein; der alternde Uladislaus in einer prachtvollen, mit rothen Sammt überzogenen, und mit Goldstickerei gezierten Sänfte, an seiner Seite die Prinzessin Anna in einem herrlichen, mit allegorischen Basreliefs verzierten, mit 8 Schimmeln bespannten Staatswagen. Ihnen folgte auf muthigem Pferde der kräftige Polenkönig, ganz in Scharlach gekleidet, mit weißsammtenem, roth befiederten Barett, ihm zur Seite ritt Prinz Ludwig auf einem mit Gold und Silber, Perlen und Edelgestein reich verzierten Schimmel, ebenfalls in rothem, mit Gold durchwirkten Scharlachkleide, ein schwarzsammtenes Barett mit prachtvollem Reigerbusche auf dem Haupte. Den König von Polen begleiteten viele Reichsräthe, Bischöfe und Woiwoden, zumeist himmelblau gekleidet, dann folgte ein unübersehbarer Troß zu Fuß und zu Roß. Uladislaus umgaben die Großen des Reiches, die Ungarn in strahlender Nationalkleidung mit geflochtenen, mitunter mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückten Haaren und Bärten, dann jene von Böhmen, Mähren und Schlesien, theils in ritterlicher, theils in der malerischen Hoftracht jener Zeit.

Kaum hatte sich das zahlreiche Gefolge der beiden Herrscher auf der weiten Ebene verbreitet, so erscholl auf einmal feurige Kriegsmusik und heller Glanz blendete vom Hort, einem schattenreichen Waldhügel herab, die Augen, kriegerische Waffen glänzten weithin durch das Gefilde. Es war der Kaiser, umgeben von den Herzogen von Baiern, von Würtemberg und Mecklenburg, den Gesandten von England und Spanien, von vielen Grafen, Fürsten und Herren des deutschen Reiches und der Erbreiche und gefolgt von dem zahlreichen streitbaren Adel aus allen österreichischen Ländern, in Allem mit ihren Reisigen über 5000 Pferde, sämmtlich glänzend gewaffnet und gerüstet. Bei dem Anblicke eines so stattlichen Heeres mit seinem kriegerischen Aussehen wollte sich schon Mißtrauen der Ungarn bemächtigen. Die Könige aber beschwichtigten es sogleich und Sigismund sprach die erhebenden Worte, die jeden Zweifler beschämt verstummen ließen: „Wir sind Alle in gutem Zutrauen auf des Kaisers ritterliches Gemüth hierher gekommen. Noch nie hat sich Maximilian unedel benommen. Wer Arges fürchtet, möge daher ungehindert umkehren und heimziehen!“

Auch der Kaiser wurde in einer purpurbehangenen goldgeschmückten Sänfte getragen. Als er jene des Königs erreicht hatte, um den sich seine Angehörigen scharten, reichte er den Königen und den Kindern die Hand und rief hell und freudig aus: „Dieß ist ein Tag von dem Herrn gesendet; darum laßt uns freudig und fröhlich seyn.“ Eben so herzlich wurde er von den Fürsten bewillkommt und laut jubelnd begrüßten die Edlen und das Volk die herzliche Zusammenkunft. Eine und eine halbe Stunde dauerte die erste Zwiesprache. Dann wurde eine kleine Jagd veranstaltet, wobei sich besonders der Kaiser, der König von Polen und Prinz Ludwig hervorthaten. König

Uladislaus aber blieb seines Alters und seiner Kränklichkeit wegen Zuschauer. Erst spät Abends trennten sich die Fürsten. König Uladislaus blieb mit den Kindern in der nahen Feste Trautmannsdorf, König Sigismund übernachtete zu Enzersdorf, der Kaiser selbst aber begab sich mit seinem Gefolge nach Laxenburg, von wo er sich den folgenden Tag nach Schwechat erhob, um die Könige dort zu erwarten und mit ihnen den feierlichen Einzug in Wien zu halten.

An diesem Tage blieb außer den Alten und Kranken schier kein Mensch in Wien. Bei St. Marx, durch die Ungargasse, den Rennweg und über das damalige Weingebirg am Laaerberge strömten Tausende und wieder Tausende von Menschen der Gegend zu, von wo der Zug beginnen sollte. Im freien Felde, zwischen Schwechat und Simmering bewillkommten 1500 der reichsten und angesehensten Bürger und Bürgerssöhne von Wien, alle in Scharlach gekleidet, an ihrer Spitze sechs, mit ritterlicher Würde geschmückte Rathsherrn in silbernem Harnisch zu Pferd, die Fürsten im Namen der Stadt mit Gruß und werthvollen Gaben. Hinter ihnen zogen 600 deutsche Landsknechte, mit Hellebarden und langen Handröhren, gleich und zierlich gekleidet, welche die Stadt zu diesem Zwecke eigens aus dem Reichsheere angeworben hatte. Der Zug bewegte sich nun stattlich und langsam vorwärts. An der steinenen Brücke vor dem Stubenthore harrte die Obrigkeit der Stadt, schwarz gekleidet, mit blendend weißen gesteiften Halskrausen; die hohe Schule; die gesammte Geistlichkeit mit den Heiligthümern; die Schulknaben, weiß gekleidet, jeder mit einem Fähnlein, worauf die Wappen Österreichs, Ungarns, Böhmens und Polens, dann die Zünfte und Zechen der Handwerke und Gewerbe, über 60 an der Zahl, jede mit ihrer Fahne. Den Zug aber eröffnete die zahl-

reiche Reiterei aus den verschiedenen Ländern in malerische Gruppen abgetheilt. Dann folgte der glänzende österreichische Adel in blanker Rüstung, dann die Feldmusik, über 200 Trompeter und Heerpauker. Hinter ihnen ritten Sigismund und Ludwig, ihnen folgten Maximilian und Uladislaus in ihren Sänften, zu deren beiden Seiten die vornehmen Großen des Reiches zu Fuße schritten. Darauf erschien der goldstrahlende Wagen der Prinzessin Anna von 15 Kutschen mit ihren Hofdamen gefolgt. 400 deutsche Reiter prachtvoll gerüstet und glänzend geschmückt, schlossen den Zug, welchem zahllose Reiter und Kutschen und eine unermeßliche Menge Volkes durch die Wollzeile nach St. Stephan folgten. Von den Wällen donnerten unausgesetzt die Karthaunen, alle Glocken der Stadt ertönten und auf vielen Balkonen der mit kostbaren Tapeten und Blumen reichgeschmückten Häuser erschallten fröhliche Musikchöre. Tausendstimmiger Jubel ertönte von der entzückten und freudetrunkenen Volksmenge. Am Riesenthor des St. Stephansdomes harrte der damalige Wiener Bischof, Georg von Slatkonia mit der Geistlichkeit seiner Metropole des Zuges und sprach den Segen über die Fürsten und das Volk. Der Kaiser zog hierauf mit Uladislaus und den fürstlichen Kindern in die Burg; Sigismund aber nahm seine Wohnung in der einstigen Residenz des großen Ungarkönigs, Mathias Corvinus, in der Kärnthnerstraße, dem damals sogenannten Hasenhause*) und bewohnte dieselben Gemächer, in denen dieser große Herrscher gewohnt hatte und gestorben war. — Mehre folgende Tage vergingen mit Berathungen, dann mit Besichtigung der Stadt, der nahen Lust-

*) Auf dessen Platz steht gegenwärtig das Haus Nr. 1073, zu den drei Löwen genannt (s. S. 53).

schlösser und vielfältiger Kurzweil in der Burg und auf den Straßen und Plätzen, wie denn auch den 18. Juli ein großes, also genanntes Scharlachrennen am Rennwege abgehalten ward, wobei König Sigmund den ersten Preis, in einer goldenen Schale bestehend, gewann.

Der 22. Juli wurde endlich zur Feier der Doppelvermählung bestimmt, wodurch Ungarns und Böhmens Kronen in der Folge für immer an das Haus Habsburg gedeihen sollten. Nach neun Uhr früh ging der feierliche Zug nach St. Stephan. Uladislaus wurde wieder in seiner Prachtsänfte getragen; der Kaiser aber, König Sigismund und Prinz Ludwig als Bräutigam erschienen in prachtvoller Kleidung zu Pferde; in Prachtwagen folgten die Prinzessin Anna, als die Braut eines der noch in Spanien abwesenden Enkel des Kaisers, dann die Prinzessin Maria, ebenfalls Enkelin Maximilians als bestimmte Braut des Prinzen Ludwigs. Der Dom war mit Tapeten, grünem Gebüsch und Blumen aller Art auf das prachtvollste ausgerüstet, rechts im Presbyterium befanden sich der Kaiser und die Könige, durchaus in Goldstoff gekleidet, zwischen ihnen die Prinzessinnen Maria und Anna in strahlendem Hochzeitsschmuck; links die päpstlichen Legaten, der Nuntius, der Cardinal-Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn, der Cardinal von Gurk, 14 Bischöfe und viele Prälaten. Bischof Slatkonia hielt die feierliche Messe, der Kapellan des Cardinals von Gurk, der gelehrte Michael Bertolin, hielt die feierliche Anrede.

Mittlerweile hatte sich Maximilian am Grabe seines Vaters mit dem prachtvollen Kaiserornate bekleidet, der über eine Million geschätzt wurde. Zuerst trat der Kaiser mit der Prinzessin Anna vor den Altar und wurde von dem Primas von Ungarn im Namen eines seiner beiden Enkel getraut. Die

Prinzessin überreichte ihm einen kostbaren künstlichen Blumenstrauß und der Kaiser redete sie hierauf mit folgenden Worten an: „Obwohl wir jetzt Euer Liebden das Wort gegeben, daß Ihr unsere Gemahlin seyn sollt, so ist dieses doch geschehen im Namen unserer abwesenden beiden Enkel, des Sinnes, Euer Liebden mit Einen von ihnen zu vermählen, dem wir Euch auch hiermit ehelich versprechen. Und weil mein Enkel Karl die Königreiche Kastilien und Arragonien, mein Enkel Ferdinand aber die Kronen von Neapel zu erben und zu erwarten hat, so nennen wir hiermit Euer Liebden eine Königin und wollen Euch zu einer solchen gekrönt haben.“ Mit diesen Worten setzte er ihr eine Krone auf. — Darauf wurde Prinz Ludwig mit der Prinzessin Maria getraut und Uladislaus ernannte denselben zu seinem Reichsvikar und Nachfolger. Zum Schlusse schlugen der Kaiser, die Könige und der Kronprinz Ludwig über 20 Jünglinge des ersten Adels zu Rittern.

Zu Mittag war offene Tafel mit großem Gepränge in der Burg und Nachmittag wurde auf dem neuen Markte ein glänzendes und prachtvolles Ritterspiel gehalten. Der ganze Platz war zu diesem Zwecke mit Blumen und Gebüsch ausgeschmückt, so daß er schier einem Lustwalde glich; die Häuser waren mit kostbaren Teppichen und Blumenguirlanden, die sich in allen Geschossen von einem Gebäude zum andern zogen, behangen. Hier wurde vor einer unzähligen Menge Volkes von sechs ritterlichen Paaren, worunter die Markgrafen Georg und Kasimir von Brandenburg; Adolph von Bibra, David von Knöringen, Hanns Graf von Hardegg und Hans Jakob von Landau Turnier und Scharfrennen gehalten.

Am Abend desselben Tages aber feierte der Kaiser noch die Heirath seines Lieblings und steten Waffengefährten Sig-

mund von Dietrichstein mit der schönen Barbara, Tochter Georgs von Rottal, österreichischen Landmarschalls. Der Kaiser selbst und König Uladislaus führten die Braut zum Altare. Sie erhielt auch zwischen ihnen ihren Platz an der reichen Tafel, auf welcher 300 Gerichte standen, und welche von Gold, Silber und Edelsteinen glänzte. Außerdem waren bei diesem glänzenden Brautfeste der König von Polen, die königlichen Brautpaare, die eben anwesende Königin von Dänemark, Isabella, ebenfalls eine Enkelin des Kaisers, die Herzoge von Baiern, Braunschweig, Mecklenburg und Brandenburg, dann zwei Kardinäle, 13 Bischöfe, 16 Fürsten und eine Unzahl von Grafen, Herren und Rittern zugegen *). Am folgenden Tage hatten zu Ehren dieser Vermählung abermals glänzende Ritterspiele Statt und noch heute befinden sich im fürstlichen Schlosse zu Nikolsburg zwei gleichzeitige werthvolle Gemälde, deren eines die prachtvolle Tafel, das andere die Ritterspiele vorstellt.

Den 29. Juli begaben sich die Fürsten nach der Neustadt und trennten sich daselbst mit der innigsten Rührung, nachdem sie den herzlichsten Freundschaftsbund geschlossen hatten.

Zum Schlusse dieser Darstellung sind noch die Folgen dieser Bündnisse zu erwähnen. Prinz Ludwig gelangte schon 1516 durch den Tod seines Vaters auf den Thron von Ungarn und Böhmen. Seine Ehe blieb jedoch kinderlos und er fiel in der Blüte seiner Jahre 1526 in der Schlacht bei Mo-

*) Die Anhänglichkeit Maximilians an seinen treuen Sigmund von Dietrichstein war so groß, daß dieser auch, nach des Kaisers Willen, nach seinem Tode an der Seite des Kaisers in der St. Georgskapelle zu Wiener-Neustadt beigesetzt wurde.

hacs gegen die Türken. Die Prinzessin Anna aber vermählte sich 1521 mit dem Erzherzog Ferdinand, welcher durch diese Ehe in der Folge rechtmäßiger Erbe von Ungarn und Böhmen wurde und auch den habsburgischen Stamm in Deutschland fortpflanzte. Anna hatte ihm 15 Kinder geboren und starb erst 1547, neun Jahre vor ihrem Gemahle, dem nachherigen Kaiser Ferdinand I.

Ein frommer Aufruf an die Christenheit, dann ein höchst merkwürdiges Tagebuch vom Jahre 1529.

Der erwähnte Aufruf, wahrscheinlich von einem Geistlichen, erschien 1530 in Nürnberg, gedruckt durch Hans Guldenmund und die Broschüre ist bereits so selten geworden, daß es nur mehr wenige Exemplare davon geben dürfte. Hauptsächlich handelt er von dem damals am Himmel erschienen seyn sollenden Wunderzeichen, welche der Verfasser mit jedenfalls eindringender Kraft paraphrasirt und in der treuherzigen und gedrungenen damaligen Schreibart manches goldene Wort ausspricht, das wohl auch zu anderer Zeit seine Anwendung finden dürfte. Dem Büchlein sind auch zwei Holzschnitte beigegeben, welche die Wundererscheinungen am Firmamente vorstellen, und die in doppelten Sonnen, Feuerstreifen, Sternbüschel wie aufsteigende Raketen ꝛc. bestehen. Auch eine alte Kirche befindet sich als ein gar bedeutsames Phänomen darunter.

Die Relation lautet folgendermaßen: „Von dysen Wundertzeichen ist vil Propheceyt und geschrieben worden, wie daß sy solten bedeyten eyn sinntfluß, darob männiglich grossen schrecken empfangen; es war aber nit angezeygt von dem syntfluß deß waßers oder vnseres sundtlichen lebens ayn uberfluß.

Die straff und plag der grossen blutuergiessung des vnschuldigen Christlichen pluts, das leyder der zeit her und zum andernmal in Vngarn, Osterreych und anderer Nation, durch die Tyrannischen Turcken also erbermlich uergossen worden, welcher groß yamer straff vnd plag bey vns armen elenden Creaturen wenig beherzigt wird. Dyse wunderzeychen des Himmels erschynen mit der plutigen handt, schwerdter vnd angesichten seynd sichtbarlich gesehen worden im landt zu Westerreich, zwischen Metz und Trier gelegen. Auch etzliche ortt des Welschen landts in dem 1527 jar auf den eylfften tag Octobris, in der vierdten stundt gegen tag. Jr scheyn und gestallt hat gewert eyn gantze stundt vndt eyn viertteyl, seyndt auch durch glaubhafftig personen gesehen, welche vor tag an dem Reyn an jr arbeyt gegangen, zwischen Frankfurt und Heydelberg ꝛc. auch vormalß im Truck angezeygt. So sindt die andern zeychen mit den drey Sunnen in die Regenpögen verschlossen zu Prag im landt zu Behem, zu Kauffpeuern, am Gepirg Jßpruck zu gesehen worden und auch des siben vnd zweynzigsten Jares, auff den siben vnd zweyntzigsten tag Februarij. Jr anfang hat gewert von eym in der nacht, biß auff die dritte stundt nachmittag. Was etwa der wunderzeychen bedeutnuß vnd außlegung sey, ist keynem menschen auszusprechen oder gewißlich zu wissen. Phtolomeus, Albumasar ꝛc. der Astronomey erfinder wollent, daß bey den Sunnen werden angezeygt die obersten Heupter, als Keyser, Kunig, Fursten vnd Herrn ꝛc.

Auch wo die wunderzeychen am Himmel erscheynent, daß allzeyt etwas wunderlichs kurtz hernach volgt, in sonderheyt an den ortten, da sy gesehen werden, das nem wir für ayn exempel, die erschynen wunderzeychen zu Wienn die auch von allen menschen verspott vnd veracht wurden, was grossen

mordes prant vnd raub kurtz nachher gefolgt. Dan nach einnemung von Prugk an der leyta und schloß Trautmannsdorff ward der türckhen grausambliche uortrab, der Saykmann genannt im verschynen Jar vnd alle dje im vorrennen, so merer teyls kein sold haben, allein auf gewinn vnd raub alle gegendt vorgeschickht, die sich in das landt hinauff ob der Enns und hinein in Steyer zerstreut, dieselben Fleckhen allenthalben durchstreifft, verwuest und verprennt, die leut vil tauffent jämmerlich ermordt, erschlagen und weggefuert, vnd das zum erbermlichsten sie Khinder aus mutterleib geschnitten, weghgeworfen oder an die spyß gestekht, die jungfrawen, der cörper man vil auff der strassen liegen sieht, bis in todt genötigt, der selen der almechtig got gnedig seyn vnd solch mordt vnd vbel an den grauwsamben pluthunden nit vngerochen lassen wölle. Das ist, meyn ich, wol ayn sichers zeichen das solche wunderscheynungen nit vmbsonst vorher am hymel erschynen, und daß sich die menschen daher wol deren bedeutung vorsehen mugen. Dieweil aber nun leyder keyn warung, keyn straff an vnns helffen wil, vnd keyn brüderlich trew, keyn Christliche lieb mer gespurt, der sun wider den vatter, die töchter wider die mutter, eyn reich wider das andere vnd die unlautrigkeyt die hoffart, der groß geytz vnd eygennutz sogar vberhandt genummen bey allen Stadten, vndter allen secten vnd handtierungen, das nicht mer hillft keyn warung von Hymel herab, man predig, man lern, man verkundig, man gepiet, man sing, man sag ist alles bey dieser wellt vernicht, verspott vnd veracht.

Zu der zeyt Noe vertilget der Zorn Gottes durch den synntfluß die ganze wellt von wegen jrer vngehorsam vnd sundtlichen laster ꝛc. Des er aber vns genugsam uersprochen, die Wellt durch den synntfluß des Wassers nit mer zu vertilgen,

des haben wir zu eyn exempel den scheynbaren Regenpogen. Got hat vnns vil plag und straff zugesannt von den Franntzosen, pestilentzen, thewrung vnd krieg ꝛc. Hat alles nit an vns geholfen. Nun aber will er seyn väterliche liebe, noch nit von vns wenden, vnns seynen Göttlichen Zorn offenbar machen. Wer möcht aber die plagen vnd straffung, die er vnns zugeschickt, wunderbarlicher erdenken: dann sy und auf erdtreich vor augen sindt, alß nemblich, der Englisch Schweyß („die damals herrschende sogenannte Schweißsucht“) deren die menschen also schlaffent dahin sterben vnnd das allso schnell aus einem landt in das ander laufft, das vnns alles zu eyner warung vnnd straff gegeben. Item etzlicher Nation gegen Mitternacht sind den menschen plattern auf der zungen gewachsen, die weder tag noch nacht keyn rhu gehabt, biß sich aufgebissen vnnd alßbaldt darnach gestorben. Dagegen haben auch etzliche lewt getantzt vnnd auf die letzt drei sprung gen Hymel hynauff gethan vnnd also gehling daran gestorben. Wie kundt vnnd mocht aber daß Turckhen hanndtlung vnnd tyranney yetzt in Vngarn vnd Osterreych ꝛc. grawsamer gehandelt vnnd ergangen seyn. Welch groß wunderwerkh vnnd tyranney grawsame und erschreckliche in vnnserer Teutschen nation nye erhört worden.

Wöllen nun aber die straffungen vnd plagen von got all nit an vnns helfen? Ja vil hört man klagen, aber wenig finndt man die sich bekeren ꝛc. Eyner klagt kriegh, brant, mord vnnd raub, der ander klaght theyrung, hunger vnnd unntrew, dargegen aber findt man wenig, die das zeytlich verlassen, vnnd trachten nach den ewigen, oder die da abstehen, von jrem wuecher und geytz, von jrem neydt vnnd haß ꝛc. Wenig seyndt die da verlassen jr hoffart und vbermuth, der muß all laster der sunden entspringen, der vnnd vil andrer ver-

suchen halben die wellt leider gräßlich, straffwürdig vnnd in jrem sundtlichen leben böß vnnd verstockt ist, daß schwerlich zu besorgen, wo wir vnns nit beßeren vnnd bekeren, mit unserm sundtlichem regiment, gott werde vnns eyn anderes zuschickhen, daß auch der vnschuldig des schuldigen entgelten, wie zu der zeyt Noe mit dem synntfluß vnnd Sodoma vnnd Gomorra, Vnnd vil ander straff vnnd warung des die schrifft voller.

O jr durchleuchtigsten vnnd durchleuchtigen Fursten vnnd herren, jr Hochwürdigsten und hochwürdigen Bischoff vnnd Prelaten, jr andechtigen vnnd geystlichen, jr hochgelehrten vnnd Doctoren, jr ersamben vnnd weysen, jr Burger in den Stedten, jr Bawrslewt auff dem landt, jr schwestern vnnd Brueder all mit eym. Wacht auff uon dem schlaff, wann es ist große Zeyt. Secht in den Spygel an alle ortt der gantzen wellt, wie begindt das Fewer des Götlichen zorns zu prinnen von allerhöchst der Hymel biß auff das erdtreich in der wellt. O last vnns absteen von vnnsern sundtlichen leben, last vnns nyderfallen auff vnsere knye, hendt und Füß vnsern Barmhertzigen got anruffen vnnd bitten mit reweten Herzen vnnd weynenden Zehern, seufftzen vnnd schreyen zu vnserm got, das er vnns gnadt verleyhe, vnsere verstockten hertzen erleucht zu erkendtniß des rechten wegs der waren Göttlichen lybe; was vnser Barmhertzige got von vns gethan und gelaßen wil haben auff das nit seyn göttliche lieb zwischen vns und jm durch vnser vngehorsam verbracht werde.

Vnd ob es dann vor got und der wellt ein ansehen hatte, als wolte got die wellt jetzt uertilgen, dennocht sollen wyr in vnseren Hertzen zufryden seyn, dieweyl wir wissen, das wir so eyn gnedigen got haben, durch wellichs verhennknuß alle ding geschehen, vnns zu nutz und gut uersehen. Vnd in

eyn Augenblick verkeren vnnd wenden mag. Als wir auch bitten: Vater deyn will geschech auff erden als im Hymel. Auch als uns got vil exempel geoffenbaret, von Abraham, Tobiä, Job und vill andern propheten vnd heylige, die gelaubten vnd vertrauten in got. Dauid war ein angenemer Freundt gottes, dennocht verhenget got über jn, das er uon seynem eygenen sun Absolom muß auß seyn aygenen landt entfliehen. Sprach er: Wann ich soll genadt finden vor dem angesicht des herrn, so wirt er mich wiederum fueren. Aber so er spricht, Du gefelst mir nit, so bin ich bereyt zu thun, was jm gefelt vnnd gut ist.

Also sollen wir auch vnnsern willen in gottes Willen stellend vnnd nit mit dem schwert vnnd spyßen fechtend, so ferr es an vnns ist, als vnns die zeychen am Hymel erschynen vnnd antzeygen. Dann wer mit dem schwerte sicht, der wirt mit dem schwerdte gericht ꝛc. Allso jr lieben getrewen Bruder vnnd schwestern, last vnns absteen uon unsern sundtlichen leben, vnnd vnsre Hertzen vnnd gemut zu got keren, vnsern willen in gottes willen stellen, Als der kuniglich Prophet, Dauid vnnd vil andere Heyligen und diener gottes gethan. Vnnd zu aynem Exempel für vnns armen die wunderzeychen des Hymels, die vnns zu getreuer warung uon got erschynen vnnd zugesannt. Auch des großen yamer und Blutuergießens vnnd pittern schmertzens des wütenden Tyrannischen Turckhen vnnd uervolger der Christenheyt, so er yetzt in Vngarn vnnd Osterreych ꝛc. begangen. Ob gott der allmechtig vber vnns sundtigen Creaturen zu straff erzürnt ware das wir jm nit Vrsach geben, das der vnnschuldig deß schuldigen entgelten muß.

Last vnns got den allmechtigen anruffen, pitten und ermanen, seyner väterlichen lieb vndt großen gelübt, die er vnns aus großen gnaden vnd barmherzigkeyt uersprochen.

Uorzüglichen aber muge sich yeder Christenmensch der übergroßen syndt hueten, seynem got der weise abtrynig zu werden, daß er sich Freuentlicher weise an den Erb- vnd Ertzfeindt uerkauffte vndt so nit allein sein Seel jn den abgrundt der höllen uerliere, sondern auch der menschlichen gerechtigkeyt zum schröcklichen strafexempel uerfalle, wie wir der beyspyl im letzten krieghe erfaren, wie denn ayn webr von Otting auß dem Beyerlandt mit namen Hensel Rauscher, sich in Hungarn zu Preßburgk zum Turckhen geschlagen, jme auff vnd auff khundschafft gethan, mit jme ins lager zogen, vnnd wie ehr sich uor Wien gelegert, die Turckhisch streyffent rott an sich gehenkht, viel Dörffer vnd menschen, herauß auff dem lande verratten, auch seyne gethanen Vrgicht nachselbst mit dem schwerte gemördt vnd geprennt, der ist dem Pfalzgraf Friederich verkhundschafft worden, hat seyn Furstlich genad nach jme griffen vnnd zu Crembs Vierthayllen lassen. Dergleichen ayn burgher und metzker zu Tulln Hensel Fuchs genandt, auff Beschehen antzayg zu fenklichem Hafft nemen vnnd bey jme erfaren, das er gleycher gestallt den Turckhen veratten, vndt jn sunderheyt mit den Thurckhischen strayffungen sein khundtschafft gemacht, das er die statt Tulln bei nachts wöllen antzünden, sie jmselben den Fleckhen vberfallen vnnd Innemen solten, den sein Furstlich genaden seynem pilligen uerdynen noch Spyßen lassen.

Vnnd in sollchen thun hat auch der genandt Oberst-Veldhaubtmann alles gesynde auff dem platz beym Prediger-Closter zu Crembs anfordern vnnd durch seinen Secretarien Erasm Nadler schrifftlich uerlessen, fürhalten und des gotslesternde, zu drüncken vnd andere leichtfertigkheit, mit erjnderung, zu was nachtheyl vns diese laster wider den Vheinde dienten, ernstlich, vnnd zum höchsten bey schwerer straff und ungnad

verbietten lassen. Also mag ich euch gleichmalls erjndern, daß wir fleissig zu Gott ruffen: Herr du bist vnser heylandt, vnser sterk, vnser gewalt, vnser schild, fels vnd höchste Zuversicht, laß uns nit in die schlingen des Bößen fallen, vnnd behute vns vor leyd und vbermuht. In dich wöll wir hoffen, du weresst uns bewaren uor all unsere Feindte vnnd allen das vns schedlich sey an seel und leyb Amen."

Höchst interessant ist auch folgendes Tagebuch eines Wiener Bürgers, welcher während der Belagerung 1529 an der Vertheidigung Theil nahm und den ganzen Gang der Sache mit vieler Treuherzigkeit und auch wohl Freimüthigkeit erzählt. Diese Relation ist aus einem höchst seltenen Original-Manuskripte genommen und lautet, wie folgt: „Nach eroberung Ofen und anderer Fleckhen ist alsbaldt darnach ain hauffen über den andern der Türckhen amb 21. tag Septembris anno im 29 Jar hier bey Wien ankhomben, die Stadt hie berennt und besichtigett, etlich scharmitzl mit unß gehalten, unzt so lang der Türkhysche Khayser aigner Person mit Heerskhrafft amb Sonntag den 26 Septembris jüngst vergangen auch ankhomben ist, der hatt fünff große vor unersehene Leger geschlagen, nämblich: Da Er mitt aigener Pershon gelegen, das ist gewesen unter Sanct Marx auf den Rennweg fuer Simmering und schier gar gegen Schwechat, ungeferlich anderthalb meillwegs lang in der rundtt gar zun Wienerperg langentt. Das andere Leger nach Länge des Wienerpergs vast groß. Das dritt vor dem Purgkthor bey St. Ulrich, da des Zamossers Gartten ist. Das fiert bey Sievering undt dem Gebirg gegen Sanct Veit werz nach undt das fünfft bey dem Wasserwall oberhalb des Schottenthor, da dann die turkhyschen Nassadisten sambt andern hauffen gelegen seyn. Also daß dieselben fünff

Leger mit andern einschichtigen Zellen main undt anderer schatzung und überschlahung nach über 40,000 Zellt gehalten haben, dabei die Macht der Türkhen abzunemben undt dieselben bis in dritthalb hundert thausennt stargkh geschattzt worden seyn, und zuvor dann der Turkh aigner Perschon hiefuer ankhomben, sein durch die Kriegsverständige alle gebäu undt weren dieser statt Wien notturfttigkhlich besiechtigett, befunden undt beschlossen worden, den Newgeschitten Waall der umb alle Vorstatt gangen undt mit harter mühe undt unkhosten erbaut worden, zu verlassen, wie dann beschechen und zur stundt von ungeferlich vier Tag undt gar bis zu des Turkhyschen Khaysers Ankhumpft alle Vorstett herumb abgebrennt worden.

In sollicher Zeit ist der lermen allenthalben angangen undt der Türkhen Vortrapp fortt über sich gerugkhtt, alles verherrt, verbrennt undt treffentlich viel volkhs von Mann undt Frauenpersonen auch die Khinder gefangen, wie die Türkhen anzaygen bey undt über 30,000 Personen allenthalben weggeführt, was nicht gkhen muegen, hat muessen haar lassen, undt wie uns anzaygt ist, so haben sy das landt Osterreich under der Ens vast gar an die Ens alles verhördt, verbrenndt, verwuestet und geblündert, doch was enhalb der Tanaw gelegen, ist vast gar sehr unversehrt geblieben, dann die Türkhen der Tanaw halben amb andern Thaill des Wassers wenig Schaden thain muegen, doch seyn auch die stett, so hierumb gelegen, außerhalb Pruckh an der leitta vast alle unbezbungen undt von den Turkhen unerobert blieben, aber das Gey gar verhördt und verbrennt worden.

Dieweill haben auch die türkhyschen Nassadisten alle Prugkhen an der Tanaw hinnum ausgenomben undt dieselben all ohne die Schlachtprugkhen bey der Stadt abgeworfen, undt die sammt dem Tabor verprennt undt uns damit alle

Proviant undt hülff so uns zu hetten khomben muegen, abgestogkht und mit gewalltigen häuffen die Straße und Päß verlegtt. Undt dieweil Kh. Mayestät zur gegenwähr der türkhyschen Nassadisten mit treffentlicher Schifffahrth zeitlich Fuersehung gethan, vill großer undt khlayner wellischer schiff zuerichten undt mit notturftigen Geschutz fuersehen lassen, so ist uns doch das maiste, das ist, das vollkh, dazue gehörig als Galerten undt andere der sachen erfarne, abgangen, deren wier erstlichen sambt ieren Obersten Herrn Niklassen Rauber, der sie bestellen sollen, gewertig gewesen, aber den nie erwartten muegen, undt damit dannoch solliche Bereittung der Schiff den Feinden nicht zu Thaill wurden, haben wir die versengkhen, undt was andre Schiff gewesen, die verbrennen muessen, jetzo ist uns zukhomben, daß obgemelte Galerten allererst zu Khrembß ankhomben, so nahe die schiffung darzue sie bestellt gewesen, verwuestet worden seynd, aber wo sie bey rechter Zeit hin ankhomben waren, wollten wir ohne Zbeiffel die Brugkhen und den Paaß auf dem Wasserwall leichtlich erhalten haben, damitt uns hilff, Rettung und prosiant hette muegen zukhomben, das durch langßambkheitt vielleicht verweillt undt versaumbt worden ist, undt wir also gar khaine pottschaft weder ain noch aus zu Kh. Mayestät gehaben muegen, wiewoll uns underwaillen trostbrieff zukhomben seyn, inhaltendt vill Rettung, sollten wier uns aber darauf verlassen, hetten wir nicht wollgethan.

Die Burger obbemellter statt Brugkh an der Leitta haben sich dem Turkhyschen Khayser ergeben, darauff der Khayser iere Ambassaten mit Ehrklaydern von Sammet begabtt undt sie damit vor allen seinen vollgkh unbeläßtigtt gelassen, nachdem aber der Türgkh diese statt Wien mit schlechten Ehren verlassen, hallt ich endlich dafuer, die gedachten Burger sambt

anderen, so in seiner Podestat seyn, muessen das enttgellten und den Sammet woll bezallen.

In des Türgkhen Herauffeylen hat Er sich vor Altenburg das schloß gelegert, das dann mit 3000 Pehemb besetzt gewesen ist, undt das auffgesodert und deßhalb ohne alle Nottdurft durch Pehemb undt unser haubtleuth kleinmuettigkeit und verzagheit ungedacht ierer Ehren aingenomben, dieselben Pehemb undt Merher ieres lebens gesichert und die mitt inen biß hieher fuer die statt gebracht, in mainung die farten an ier gewarsamb zu beleiten, wie dann vielleicht beschehen ist; undt hat unß gedachter türkhyscher Khayser einen derselben Pehemb, so zu Altenburg in der Besatzung gelegen, bey unß haben wollen, sowoll er unß die all überliefern. Darauf mit denselben Pehemischen Ambassaten sambt zbeyen gefangenen Türgkhen wiederumb in das Türghysche Lager zumb Khayser mit dieser Antwort abgefertigtt, daß wir zuvor hierinnen in der Statt nur zu vill Vollgkhs hetten, undt der Pehemb gar nicht bedurfften, sonder Er möcht mitt denselbigen nach Gelegenheit ierer Handlung und seines zuesagens woll handlen undt verfaren undt haben derbey jedweder Turgkhen, die wir hinausgeschickht, zben ungarische Dukaten geben. Dann alß der Turkh erstlich die Statt berennt, haben wir ain Haufen Reutter zumb scharmittzl hinaus wieder sie gelassen undt wir darumb ain ziemliche schraffen *) undt nit wenige schregken, daran das meiste gelegen ist, genomben.

Haben die Türgkhen unserer Reutter, darunter des Grafen Hanßen von Hartegg Fehndrich **) untergangen, ettliche gefangen und unß dieselben wiederumb doch außer des

*) So viel als Schlappe.

**) Nämlich der Fähnrich oder Cornet Christoph von Zedlitz.

Fehnrichs hereingeschikkt, und ainem jeden zben türkhysche Dukatten geben, mit dieser Vertrostung, daß unß dieselben Reutter anzaygen sollen, so fern wir ienen die Statt übergebend, so wollte er vorrukhen undt weder Er noch sein volgkh hereinkhomben, sondern den Khonig suchen, wo nicht so wollt Er alßdann amb dritten tag, das ist, an Mittwoch Michaelis, das Fruemall hierinnen essen undt das khind im Muetterleib verwuesten, undt gar übl mit unß faren; aber die Antwort haben wir in der Feder stegkhen lassen und unß zur gegenwer geruest. Der gemellt Türkh hätt sich sonsten zbischen Altenburg undt hie wenig Fleckhen zu erobern unterwunden, sondern strags hierher geeylt, besorgnett unsere besamblung und zusambenkhunfft, die er unß dann unterkhomben, und das loch verennt hat.

Deßgleichen hat er Preßburgk Schloß und Statt wenig angefochten, denn dasselbige schloß mit 600 knechten undt mit Wolfgang Eder alß haubtmam undt die Stadt mit 3000 Pehemb besetzt gewesen, dasselbige volgkh hatt den Türgkhen an seiner schifffahrt, sonderlich den Nassadisten großen Überdrang undt abbruch zuegefuegt, und als sich der Türgkh hiefuer gelegert, hat er zu stunden die vorstatt allein vor dem Khernerthor mit seinen Janitscharen und Pirenschützen mit den halben hägkhen eingenomben undt sich under die verbrunnenen öden gemäuer mit ieren Handtrohren gelegt undt damit so ein unchristlich schießen bey tag und nacht getrieben undt so viel gewehrett, daß sich die unßeren auf dem Gemäuer fuer die Zinnen nicht wol blickhen duerfften, und unß damit vil Schadens zuegefügt und unter demselbigen Dunst undt hall des großen Schießens haben die Türgkhen angefangen, durch und zue den Stattgraben gegen den Khernerthurn, worauf drey guette Pueren gelegen, undt zu dem Gemeuer da zunechst der-

bey auch zu der Purgkh zu graben in maynung und fuernemben, dieselben Gemäuer undt thuern zu zersprengen, wie er dann zum thaill gethan undt ihme durch unser hefftig gegengraben nicht alles gewertt hat muegen werden. Doch haben wir den Thuern und Purgkh mit gegengraben erhalten undt jenen die Gebeu antroffen undt sie davon getrieben.

Aber amb 9 tag gegenwärtiges Monats Octobris amb Samstag hat der türkh an den platz neben dem Khernerthuern*) bei St. Clara unß zbey große Loch an der maur gesprengt, jedes bey 12 Khlaffter, die maur wegkhgenomben undt unsere Knecht, so auff denselben theillen der Maur gestanden ettlich in Springen verfelt und verschütt, undt sein doch under den so mit der Maur in Graben gefallen und gesprengt worden bei vier Pershonen wiederum unversert hereingelofen, darauff zu Stundten der feint den Sturmb gewälltigklich angelosen, aber durch die greßliche gegenwer balt wiederumb zurügkh trieben worden, darob die feinth zimblich großen Schaden empfangen undt wo sie lengeren stantt gettan ein unsaubere Khlappen erlitten haben. Nach solchem sprengen sein sie an anderen orth des Khernerthuerns mit dem graben gegen dem gemeuer verfaren undt damit amb Monntag den aintlisten Octobris fertig worden. Amb selben orth das gemeuer auch gesprengt, den sturmb auch von stundt an angelosen undt wiederumb wie vor säuberlich durch die unsern abgefertigt worden, mit mereren schaden der irigen, dann am vorigen sturmb beschehen, denn sie daselbst zu etlich malen alleweg mit geravtten**) hauffen geloffen, an einander gesetzt aber doch nicht lang stannt gehalten.

---

*) Der jetzige Bürgerspitalsplatz vom neuen Kärnthnerthor herein.

**) So viel als zusammengerafften, zusammengetriebenen.

An denselben sturmb ist auch ein junger Graff von Ottting so undter den landtkhnechten gelegen, durch unser aigne faierwerg, daß wier under die feint werffen wollen, ser verbrennt worden, doch so ist Er mit dem leben davon khomben. Undt am Erichtag vor St. Collmannstag haben die feint nebenjetzt bemellten orth abermalß gesprengt, den Sturm darauf angeloffen, aber auch nicht lang Standt gethan. Am Mittwoch Collmani haben die Türkhen underhalb der Khernerthuerns ain groß loch dergleichen bald bey den obern zbeien löchern bei St. Clara oberhalb des Khernerthor die maur weghgesprenkht nndt unter selben sprengen sein abermalß etlich Khnecht, so mit der Maur in den Graben gefallen, wiederumb herein geloffen die feint aber an beyden Endten angeloffen mit wenig volgkhs und zu stundt wiederumb zurückgewichen. Undt dieweil den die Maur zu beiden Thaillen dermassen beraumt undt nieder geworfen worden, das der Türgkh mit guetter braitter ordnung den sturmb hätt muegen lauffen, hat sich der türckhysche Khayser endtschlossen gehabtt, am Donnerstag d. i. amb 14. tag Octobris mit aller macht allendthalben an die statt zu sturmen, undt so vil volkhs an die Statt verordtnen, das wir der grossen menig halber khain überschlahen muegen thain, wie vill deren beyläuffig gewesen sein undt als sie der statt genähert haben wier ienen mit unsern größeren Geschütz zuegesprochen, daß sie sonderlich auf der vorigen Saladt undt abfertigung wenig lust zu sturmen gehabt haben, derohalben viel zu Roß mit blossen Sablen und Prügelln undter den hauffen gestanden und dieselben angetrüben, aber sie haben kurtz den furen nit wollen beißen, denn sobald ein oder zben hauffen angezogen, so sein die anderen wiederumb zurugkh durch die Weingarten ausgeweſt, das ain guette lange Zeit gewehrett

aber alles nicht helffen wöllen, biß so lange sie alle wiederumb abgezogen seynd.

Da nuhn der Türkhysch Khayser den Hasenmudt, Zaghaidt under seinem volgkh ersehen die Kälte und wintter angangen, die Janitscharen undt andere sein beßtes Kriegsvolgkh unwillig worden und khurtz nicht lenger bleiben wollen, hat sich der guett Türgkh bagkhen muessen undt mit seiner eignen persohn amb Donnerstag nachts ungefehrlich umb neun ur mit seinem lager auffgebrogkchen undt also fuer und fuer ain Legr nach dem andern verugkht, bis gestern frue des letzten Baßa der Ibraim undt der Baßa aus Bossen (Bosnien) auch abzogen seynd. Wellichen Weg aber der Türkh heimb nemen wird, ist mir nicht wissent, doch so sagen die Türkhen, die wir jetzt täglich auff khlauben, der türkhysch Khayser werde zu Ofen über die Prugkhen und denselben endten anhaimb ziehen, gleichwoll ist auch zu vermuetten, daß ein stargkher haufen sonderlich die Bosner ieren Weg durch windtisch lannt oder Steyermargkhtt nemben werden. Alle gefangenen Turgkhen bekennen auch, daß der Januschwaida*) zu Ofen liegt, doch mit Türkhen woll behuett, also daß er on ier verwissen nichte handlen, noch suernemben darf, auch nicht woll abziehen mag.

In obbemellter zeith gleich vor das Sprengen undt Sturmbs ist durch unßer volgkh in die vorstatt hierumb, die verprenntt sein, ein Ausfall beschehen, der Mainung, die Turkhen mit den Handtrohren, so under denen öden Gemeuern gelegen seyn, zu überfallen, aber sie seyn dermassen verpollwercht undt mit Gräben versehen gewest, das wier inen wenig abbruch thuen muegen, sondern sie haben hefftig under die

*) So wurde damals allgemein Johann von Zapolya genannt.

unsern geschossen, viel beschättigtt undt under andern Haubtmann Wolf Hagen und ain yungen stainpeiß erschossen, deren Seelen gott gnädig sey. Also haben die unsrn vast mit gleichen schaden den Feinten abziehen muessen, undt unß auß der Maur gewerett, aber khain Mann lebt dieser Zeit, der von Handtrohren hefftigen unmenschlichen schießen tag undt nacht on Underlaß erhörett hatt.

Sonst haben sie khain groß Geschütz, dann Falkhanner undt Falkhanettl, damit auff die maur undt heußer, allein dieweil ienen das Graben am Khernerthuern gefällt, haben sie ain große Haubttstugkh so ain großen Stain geschossen, auff denselbigen Thuern gericht, undt damit die Zinnen und angeschitte Wasser all wegkhgenomben undt wirß mit stärkherem Pollwerg fuerkhomben, da haben sie den abendt, als sie darauff weg gezohen, die Pueren weggefuert und irre Schanz verbrennt.

Amb Samstag den 16. Octobris hat der Imbrain Baßa, der noch mit seinem hör nicht auffgebrochen, ain Schreiben herein in italienischer sprache gethan, des Inhalts, daß hätte der turkhysche Khayser vermeint, die K. May. allhir zu ergreiffen undt nicht anders gewust, dann iro K. M. wäre auch hier immer bey uns dieweil Er aber erwiedert daß iro K. M. anderst wo wäre, hett er auch seinen abzug genomben, denn seine Mainung nicht gewest, gegen unß in abwesen K. May. zu verfaren, hatt er sich auch gentzlich versehen, K. Mayestät solle ime in der Zeith diweill Er hiervor gelegen ain Schlacht geliefert haben, derhalben sie dann gar von der Turkhey angezogen undt mit großer Begierd darauff gewardt haben undt mit sollichem Schreiben hat er obgemellten des Graffen Hanßen Fehndrich Friedrich Zettlitz genannt, frey, ledig mit sammt unserer Reitter einen herein geschigkht, undt ienen zbey gemasirte seiden rögkh auff turkhysche Manier gegeben, endtgegen ha-

ben wir auch ain Türckhen, so ein Edelmann (?) geweſt, undt noch ain Türkhen mitt ine hinauß geſchickht undt auch freygelaſſen, undt inen ſechs Gulden rheiniſch der Müntz des neuen ſchlags, in ierigen Beſatzung gegeben; und ienen befolchen, den Imbrain Baßa anzuzaygen; diweil er unß ainen Edelmann und ainen Khnecht ledig gelaſſen, das wier zu gleicher Weis ainen Edelmann und Khnecht wiederumb zuſchickhen, und ob er mer gefangene Chriſten habe, ſo wölten wir allwegen gegen denſelben, nach Gelegenheitt jedes Gegenſtandts ain Turkhen ledig laſſen, mit dieſen anhang, wiewoll er unß ſonſten mit dreyen Perſhonen, die nicht Kriegsleuth, ſondern droßer *) geweſen, hereingeſchickht undt ſonſt khainen Gefangenen mehr hat undt wier ſollen Im dagegen ander alle gefangene Türkhen herausgeben undt nach unſerm Willen frey undt ſicher in irren Lager auß undt ainwandelln, on mennigkhlichs Irrung oder Beſorgniß änliches ſchadens, ſo werden doch obbemelte 3 droßer nach irem verdienen belonett. Das iſt darum beſchehen, nachdem der Imbrain Baßa denſelben dreyen unachtſamen perſonen etlich geld geſchenkht, hat unß geſchwänd **) ſolliches wer nit umbſonſt beſchehen undt unß Urſach gegeben, dießelben droßen gefangkhlich anzunemben, undt feren dann auf irren Ayd zu fragen, wie dann beſchehen iſt, undt darauf einhelliglich bekennt, daß ienen ſolches Geld darumber gegeben worden ſey, daß ſie die ſtatt anzündten und verprennen ſollten.

Hierauf ſeyn ſie alle drey Sonntags vergangen, gevierdaillt worden und damit irren verdienten Lon empfahen. Ver-

*) Troßleute, vom Troße des Heeres.

**) Von dem alten bezeichnenden Ausdrucke ſchwanen, wofür wir jetzt das doppeldeutige Ahnen gebrauchen.

ner zaygen alle Gefangene an, die unseren undt die Turkhen, daß der Turkhysche Khayser under den Gemeuer sein volgkh für geben lassen, wie das wir ime von der hiigen (hiesigen) statt und lanndt wegen Tribut zu geben zuegesagt, derohalben undt dieweil K. May. aigner Pershon zu der Schlacht nicht vorhanden gewest, hab er allso seinen Abzug von dannen genomben und sich mit dem Tribut contentiren lassen.

Under andern haben wir auch amb 1. als sich die thurkhyschen Pierenschutzen vor das Khernerthor in die öden Gemeuer gelagert, mit zbayen fendlen Khnechten, darunter auch Spanier gewesend ain Ausfall under sie gethan und der Feint viel erlegt, darunter der Janitscharen oberster Hauptmann und sonst noch andere etlich gewaldtige Hansen von Türckhen zu Grundt gegangen; aber der unsern ist sicher khainer blieben, außer ainß Fendrich, der ist geschossen worden und solchs schuß darnach herinnen gestorben, denn so haben die Turkhen vast alle weingartten, sonderlich die in der Eben umb gelegen sein verwuest undt sehr viel Reben abgeschnitten, Päusch daraus gemacht, damit sie zumb Sturmb den Graben hetten muegen füllen, aber doch der wenige Theill in Graben khomben, sonder im Fellt liegendt blieben. Ich gedenkh aber, wo die Khällten nicht so gähling angefallen wär, die den Türkhen zum Abzug gebracht, wir hetten ein große strapa di corda überstehen muessen, daß aber alles der allmechtig fuerkhommen hat, allein ist zu erbarmen, daß wier den Türkhen auf den unsäglichen schaden und spott, so er unß mit verderbung des landt und Verhörung und Ermördung so vieler christlichen Menschen zuegefuegtt, als frey abziehen muessen lassen undt hett gott nicht das best an uns gethan, daß wir den Turkhen die statt vorgehallten so wurden die, so villeicht an der christlichen hellf und rettung ursachen, undt hierinnen so khlaiu-

muettig und untreuw gewesen seynd, nemblich die im reich seine Macht voll empfunden haben.

Wier so hierinnen liegen undt allenthalben nicht 17,000 Perſhonen, darüber aber Philipp Pfalzgraff, Niclas Graff zu Salmß, Wilhelm Freyherr zu Roggendorff und Wallenburg, Obriſter Velltmarſchall, Liechart der jünger Freyherr von Vels, Herr Cyttleb von Peiſchach, Herr Hannß Khatzianer und Herr Niclas von Thuern, alle drei Ritter ſtarkh geweſen, haben die Turkhen unſagliche Machtt mit der Schlacht oder nachreiſen nicht begeren duerffen, und verhoffen alſo dieſen Wintter ſovor (ſofern) die orth und Flegkhen beſetzt werden, vor der Turkhiſchen Machtt ainen Fried zu haben, darumben ſich menniglich auch zukünftigen Sommer zumb Widerſtantt der Turkhen woll hat zu verſehen und zuerichten, dann khombt der Turkh wiederumb mit ſollicher macht, als vorſehentlich iſt undt wier mit unßer hellf und gegenwer wiederumb ſo laſſig ſeyn werden, ſo will ich um meinethalben, nach vermögend der Prophezeyung, die lang geweſen, den Paaß und Straß frey bis Khöln geben, das aber der Allmechtig verhueten und verkhomben wölle.

Postscripta. Sein anheutt dato etlicher unßer gerüſter und geringer Pfärdt hinaus gefallen und ſich auff zbo ſtraſſen, nemblich die geringer Pfärdt über den wienerperg, undt die geruſten auff ſchwadorff orrts gegen die Turkhen, ſo ſich mit dem Sakhman verſaumbt, auffzukhlauben, allſo ſain unßer geringe Pfärdt an ain merere Anzall Türkhen viell gefangen gefuert undt allß die Türkhen der unßern anſichtig wurden und erkennt haben ſie zu ſtundten angefangen, dieſelben gefangenen Chriſten niederzuhagkhen, indem haben unſere Huſſaren in ſie geſetzt und die vaſt gar erlegt, allſo daß von ſiebentzig

nicht sechs davon khomben seyn. Aber an die gerüsten Pfärdt ist dieser Rott niemand an das Nachtreiben, darin nicht über zbantzig Pfärdt gewesen, bis in viertzig Turkhen getroffen, allß da haben die unsern, dabey Herr Hannß Khatzianer gewesen, die Turkhen in die Flucht gebracht, undt der ettlich erschossen, darunter auch Herr Wilhelm von Hermstain (Herberstein) ein Armb abgefallen und sonsten der unsern mehr ainer blieben unßer gereißiger Zueg ist zuvor aller in die zbantzig Pfärdt hereingeritten.

Dattum Wienn am 19. Octobris im 1529 Jar.

Der Einzug des Erzherzogs Maximilian und der erste Elephant in Wien.

Ein Freudentag für Wien war der 14. April 1552. An diesem Tage sollte der erstgeborne Sohn Kaisers Ferdinand I., Prinz Maximilian (nachmals als Kaiser II.) nach seinem langjährigen Aufenthalte in Spanien, seinem Geburtslande, mit seiner neu angetrauten Gemahlin Maria, der Tochter des Kaisers Karl V., seines Oheims, zum ersten Male in Wien eintreffen und fürderhin daselbst seinen bleibenden Aufenthalt nehmen. Es war aber dieser Prinz, in der Folge einer der aufgeklärtesten und vortrefflichsten Regenten, schon in frühester Jugend seiner schönen Gestalt, seiner edlen Eigenschaften und seiner Ritterlichkeit wegen allgemein beliebt, und man freute sich um so mehr auf seine Ankunft, da er kurz vorher in Spanien das bekannte gefährliche Abenteuer bestanden hatte, welches man in neuerer Zeit oft genug im Gedicht und auf dem Theater dargestellt, aber dabei immer

geschichtsunkundig auf seinen ritterlichen Ahn, den herrlichen Maximilian I. bezogen hat *).

Der Prinz hatte sich nämlich im September 1550 auf einer Jagd im Walde bei Granada in dunkler Nacht verirrt und vermochte nicht mehr zu seinem Jagdgefolge zu gelangen. Nach vielem Umherirren fand er eine einsame Hütte und daselbst bei den Bewohnern willkommenen Unterstand. Er war aber in eine Mörderhöhle gerathen und sollte im Schlafe ermordet und beraubt werden. Nur eine junge Frau, die für den schönen und edlen Jüngling Mitleid fühlte, machte ihn auf die Gefahr aufmerksam, so daß er wach blieb und den Frevlern, als sie ihre blutige That ausführen wollten, mit dem Degen in der Hand und mit gezogenem Rohre männlich entgegen trat. Er feuerte sein Rohr ab, tödtete den ersten Eindringenden und vertheidigte sich mit seinem Schwerte auf das Heldenmüthigste gegen die Übrigen. Doch aber würde er in die Länge vielleicht dem Andrange der Menge unterlegen seyn, hätte nicht der Knall des Schusses mehre Bauern herbeigeführt, von denen er zwar mit Gewalt, da er einige Personen getödtet hatte, in das nächste Dorf abgeführt wurde, wo er jedoch sein ihn ängstlich suchendes Gefolge traf, wodurch er endlich befreit wurde und worauf die Übelthäter ihren gebührenden Lohn empfingen.

Man hatte sich in Wien viel von den Kostbarkeiten, Schätzen, wundersamen Producten und seltenen Thieren des fernen Indiens (Amerika) zu erzählen gewußt, welche der Prinz als

*) So z. B. trägt der Held in dem bekannten Nachtlager von Granada alle Attribute jenes großen Kaisers und spricht ganz gemüthlich und mit erbaulicher Verwechslung der Umstände von seinem guten Schwerte. — Theuerdank.

Geschenke des Königs Philipp II. aus Spanien mitbringen würde und es wurden so außerordentliche Anstalten zu dem Empfange des fürstlichen Paares getroffen, daß man dessen Ankunft mit freudiger Ungeduld und Neugierde entgegen sah.

Schon früher waren das alte Zeughaus und die ehemaligen Stallgebäude links unterhalb der kaiserl. Burg abgebrochen und an deren Stelle ein stattliches Gebäude aufgeführt worden, das davon noch heutigen Tags den Namen „Stallburg“ trägt. Denn zu jener Zeit bot die kaiserliche Burg noch nicht so viel Raum, um zwei glänzende Hofhaltungen aufnehmen zu können. Sie bildete ein regelmäßiges Viereck mit starken Eckthürmen; die Hauptfaçade war der alterthümliche, schon von dem glorreichen Leopold von Babenberg gebaute, von Kaiser Ferdinand I. erneuerte Theil, in der Folge Schweizerhof (der hier Wache haltenden Schweizergarde wegen) genannt, die übrigen Seitengebäude waren der Hofcapelle und der Hofwirthschaft gewidmet. Von den Gebäuden, welche heut zu Tage zu drei Seiten den inneren Burg- oder Franzensplatz umgeben, war außer dem damals isolirt stehenden Cillyerhofe (später Amalienhof), keine Spur zu finden und dieselben wurden erst später durch die Kaiser Leopold I. und Karl VI. hergestellt.

Die vordere Seite der Burg war auf das Prachtvollste zum Empfange des hohen Paares geschmückt. Eine große Gallerie war zu beiden Seiten des schönen Portales errichtet, von deren verschiedenen Abtheilungen reichgestickte Teppiche herabhingen, über welche sich malerisch Blumenguirlanden zogen. Die oberste Abtheilung war von der kaiserlichen Musikbande besetzt, die in ihrer hellen, weiten, reich mit Gold gestickten Kleidung und den nach damaliger Art ziemlich großen, von hellem Messing glänzenden Instrumenten einen erfreulichen und imposanten Anblick gewährte. Drei herrliche Triumph-

pforten waren an verschiedenen Theilen der Stadt errichtet und vom frühesten Morgen an drängte sich eine unzählige Menschenmenge durch die Gassen und Gäßlein von Wien. Also waren auch die verschiedenartigsten und wunderlichsten Trachten aller Stände und Nationen hier zu erblicken. Dort sah man Scharen von Bauern in ihren groben, weiten Jacken, kurzen Hosen, blauen Strümpfen, plumpen Schuhen und breiten Kremphüten; die dicken, langen, etwas geringelten Haare bis auf die Schultern fallend. Die ehrsamen Bürger und Zunftgenossen ließen sich stattlich in faltigen schwarzen oder dunkelgrauen Niederkleidern, Wämsern mit schmalem Gürtel und dunklen, kurzen Mänteln sehen. Ihre Kopfbedeckung war gewöhnlich ein faltiges Barett, oft auch eine Art ungarischer Mütze, welche sich seit den Zeiten Königs Mathias in Wien ziemlich einheimisch gemacht hatte. Wer nur immer städtischen Rang, irgend Auszeichnung oder Vermögen besaß, trug einen kurzen, quer vorgesteckten Degen. Die Tracht der höheren Stände näherte sich noch ziemlich jenen malerischen der Ritterzeit; die Unterkleidung war gebauscht und geschlitzt, der Mantel von hellem Seidenstoffe mit Silber- oder Goldborten besetzt, das Barett zierte eine Schwungfeder, die Schuhe, wie die ganze Kleidung, waren von lichter Farbe, erstere vorne zierlich gebauscht. Mitten unter den verschiedenen Gruppen sah man auch Armenier, Raizen und Ungarn in ihrer halborientalischen Kleidung. Schüchtern schlichen auch Juden in ihrer characteristischen Tracht, mit dem damals gebotenen Abzeichen eines gelben Flecks auf der linken Brust, umher.

Endlich tönte nach mehrstündigem, sehnsuchtsvollen Harren gegen zwei Uhr Nachmittags der erste Kanonenschuß von der Kärnthnerbastion, dem bald mehre folgten, die Ankunft des hohen Paares anzeigend. Alles strömte nun gegen die stei-

nene Brücke zu, den Prinzen und seine holde Gemahlin mit lautem Jubel zu empfangen. Doch nicht der achtspännige reiche vergoldete Wagen, in welchem das fürstliche Paar im köstlichem Schmucke saß und freundlich die Menge begrüßte; nicht die seltsame Pracht des Zuges, die glänzenden Gaben aus dem fernen Indien, die offen zur Schau getragen wurden, kaum die fremdartigen Thiere mancherlei Art, die von sonderbar aussehenden kupferfarbigen Menschen geführt wurden; ja selbst nicht die schönen indianischen Raben *) mit ihrem bunt glänzenden Gefieder und wunderlichen Gekrächze, konnte die zu jeder Zeit so schaulustige Menge auf mehr als Augenblicke fesseln, als sich über die steinene Brücke her ein seltsames Ungethüm zwischen bewaffneten Hütern daher schob, schwarz und schwerfällig, mit langgestreckter gräulicher Nase, weit hinaufgekrümmten ungeheuern, aber in blendender Weiße glänzenden Hauern, von riesiger, unheimlicher Gestalt. Bestürzt drängte sich die Menge zurück, in unbedachter Angst vermeinend, der Prinz habe ein furchtbares Ungeheuer mit sich gebracht, das sie nach Gefallen verschlingen könne. Schon drohte die Unordnung gefährlich zu werden. Eines stürzte in unnennbarem Schrecken über das Andere und ein lautes Geschrei erhob sich; da bemühten sich jedoch einige gelehrte Herren den Tumult durch die laute Erklärung zu beschwichtigen, es sei dieses Unthier keineswegs gefährlich, sondern der berühmte **Elephas-Elephantis**, im Reiche Afrika und Asia heimisch, das der Prinz aus Hispanien mit sich genommen und dadurch allen Freunden der natürlichen Wissenschaft einen namhaften Dienst erwiesen. Erst aber als sich diese Herren und mehre aus des Prinzen Gefolge dem vermeintlichen Ungethüme ge-

*) So wurden in früherer Zeit die Papageien genannt.

nähert und es selbst ungestraft betastet hatten, verlor sich allmälig die Furcht des Volkes und allgemach bildete sich ein großer, aber, aus noch nicht überwundener Scheu, ziemlich weiter Kreis, das seltsame Wundergebäude des Riesenthieres anzustaunen, welches auch von dem freundlichen Prinzen durch längere Zeit ihren neugierigen Blicken Preis gegeben wurde. — Endlich aber ward es einstweilen in eine große Scheune in der Schebenzerlucken einquartirt, bis ihm eine bequeme Wohnung in der damaligen kaiserlichen Menagerie in dem Lustschlosse „das Neugebäude“ genannt, außer der St. Marxerlinie angewiesen werden konnte, woselbst es durch lange Zeit allsonntäglich noch von neugierigen Beschauern wimmelte.

Als aber der Prinz mit seiner Gemahlin in ihre Burg eingezogen waren und dem Kaiser ihre Huldigung dargebracht hatten, begannen die glänzenden Feste zur Feier ihrer Ankunft mit Aufzügen, Freudenfeuern, Beleuchtungen, schallender Musik, prachtvollen Festspielen, Ringelrennen und fröhlichen Tänzen, so daß man sich in Wien lange vorher und darnach keiner solchen Pracht und solch fröhlichen Jubels erinnern konnte. Unter andern herrlichen Bezeigungen der allgemeinen Freude wurde auch der große Stephansthurm von unten bis auf die Spitze hinauf sehr kunstreich mit unzähligen Lampen beleuchtet, so daß er fernhin als feuriges Freudenzeichen strahlte. Diese großartige, aber freilich sehr mühevolle und kostspielige Beleuchtung blieb in Wien einzig in ihrer Art, da sie bei keiner Gelegenheit mehr wiederholt wurde.

Ein anderes außerordentliches Schauspiel in seiner Art hatte jedoch bei Gelegenheit des Einzugs Kaiser Maximilian II. nach seiner Kaiserkrönung 1563 Statt. Nebst vielen Feierlichkeiten, Beleuchtungen und Triumphpforten, flog im Augenblick, als der Kaiser im prachtvollen Zuge die St. Stephans-

kirche betrat, ein kolossaler, künstlich verfertigter Adler durch sinnreiche Maschinerie von der Spitze des St. Stephansthurmes, woselbst ein kühner Kriegsmann das Banner mit dem österreichischen Wappen schwang, auf die Plateform des unausgebauten Thurmes herab. Die nähere Beschreibung aller dieser Feierlichkeiten, welche ich einer höchst seltenen Broschure entlehne, die sich in der reichen Sammlung des k. k. Herrn Oberst von Hauslab befindet, folgt in dem Artikel: Festlichkeiten zu Wien in älteren Zeiten.

Genügender Beweis der großen Sensation, welche die Ankunft des ersten Elephanten in Wien machte, ist der Umstand, daß derselbe an der Seitenwand des Eckhauses vom Graben gegen den Stockimeisenplatz, das noch heute zum Elephanten genannt wird *), zum immerwährenden Gedächtnisse in Lebensgröße abgebildet wurde. Zuerst war diese Abbildung von Sandstein in Basrelief und unter demselben war folgende Inschrift in lateinischer und deutscher Sprache angebracht:

Sincera Pictura Elephantis, quem Serenissimus Rex Maximilianus
Primo Viennae Spectandum exhibuit Mense Aprili
Anno MDLII.

Dieses Thier heißt ein Elephant,
Welches ist weit und breit bekannt,
Seine gantze Gröss, also Gestallt,
Ist hier gar fleissig abgemallt,
Wie der König Maximilian
Aus Hispanien hat bringen lan
Im Monat Aprilis fürwar
Als man zelt 1552 Jar.

Unten wurde später dazu gefügt:

Renovatum etc. A. Chr. MDCCXXVII.

*) Obwohl es den Hausschild „zur Krone“ trägt.

Im letzterwähnten Jahre 1727 war nämlich das Basrelief schon so verwittert und undeutlich geworden, daß man es ganz weg nahm und an derselben Stelle ein gleich großes Gemälde anbrachte, welches in alten Ansichten, z. B. in denen von Pfeffel, Fischer von Erlach, in den Beschreibungen der Krönungszüge Joseph I., Karls VI. und Maria Theresien's noch zu sehen ist. Erst 1789 wurde bei einem neuen Baue dieses Gemälde übertüncht und nicht wieder hergestellt.

Der seltsame Wettritt von Wiener-Neustadt nach Wien.

Unsere gegenwärtige Zeit hat es freilich im Technischen und Mechanischen so unendlich weit gebracht, daß sich wohl Alle, welche sich für diese Fortschritte ganz besonders interessiren, leicht einen Zeitpunct denken können, in welchem nicht allein Alles durch, sondern auch für Maschinen gewirkt wird, ja wo es auf der Erde weit belebter Oberfläche nichts mehr Entbehrliches und Überflüßiges geben werde — als eben nur das Belebte selbst. Aber auch unsere Voreltern waren nicht so ganz und gar verlassen und bloß auf das Reelle beschränkt, als daß sie nicht wenigstens einen Vorgeschmack der heutigen technischen Paradiesseligkeit gehabt hätten.

Ja in manchen Zweigen der heutigen Dampf- und Maschinenwelt war die Sache schon ganz da, wie sie sollte, nur allein noch die praktische Anwendung fehlte, in welcher wir es freilich jetzt fast zum schwindelnden Culminationspuncte gebracht haben.

So lesen wir z. B. in den interessanten und schon höchst selten gewordenen „Wiener Merkwürdigkeiten," die 1720 bis

etwa 1722 in Octavheften, mit schönen Kupferbeigaben geziert, herauskamen, daß schon damals im fürstl. Schwarzenberg'schen Gartengebäude am Rennwege eine sonderbar construirte Maschine aufgestellt gewesen sey, die blos durch die Kraft des Wasserdampfes in Bewegung gesetzt wurde, also lange vorher, ehe es den Engländern Watt und Fulton einfiel, die alte Erfindung wieder aufzunehmen und praktisch auszuführen; eine Ehre, welche die gutmüthigen Deutschen, sich mit der Erfindung begnügend, immer gerne anderen Nationen überlassen.

Durch die gegenwärtige Überflügelung aller Straßen und Wege mit Dampfmaschinen aber schien nun die Zeit gekommen, in welcher die seit Jahrtausenden dem Dienste der Menschen gewidmeten und geopferten Pferde sich endlich des wohlverdienten Ruhestandes erfreuen dürften, — wären nicht wieder der erfindungsreiche Eigennutz und die Eitelkeit der Menschen entgegen getreten, welche die Existenz dieser nützlichen Hausthiere, da sie nun einmal da sind, besser zu nutzen wissen, als sie einem zwecklosen Nichtsthun zu überlassen, zu dessen Genuße nur die edelsten unter den edleren Wesen berechtigt sind.

Ersterer, der Eigennutz nämlich, erweckte daher die ganz neue Race der Hippophagen oder Pferdefleischesser mitten im civilisirtesten Europa, und stellte den Lehrsatz fest, daß man den Pferden nicht nur Hafer geben, sondern sie selbst verspeisen könne, nachdem sie natürlich die gehörigen Dienste geleistet, wodurch sich allerdings zwischen diesen und anderen Locomotiven ein bedeutender Unterschied und vielleicht nicht zum Nachtheile der ersteren herausstellt.

In Hinsicht auf menschliche Eitelkeit aber möchte die Existenz dieser europäischen Rennthiere wohl für immer durch die Erfindung der edlen Wettrennen gesichert seyn. Allein auch

diese nützliche Erfindung kann ich urkundlich nicht der neueren Zeit zusprechen, ich vindicire dieselbe für ein früheres Jahrhundert, für unser deutsches Vaterland, ja selbst für Österreich, und kann meine anscheinend gewagte Angabe sattsam documentiren.

Deshalb entlehne ich einen Artikel aus einem höchst seltenen, sogenannten Wiener Laufbericht *) vom 15. Februar 1678. Zu dessen Verstehen, obschon in der uncultivirten Sprache jener Zeit geschrieben, bedarf man aber wenigstens keines englischen Sporting-Dictionary, wie bei heutigen Renn- und Laufberichten nothwendig der Fall ist, und es kommen weder Sweepstakes, noch handy-caps, noch bielstakes, renard-stakes und Steeple-chases darin vor, obschon die Begebenheit etwas von der letzten Art an sich hat.

„Es war nämlich ein großer Pferdeliebhaber und Reuter, Herrmann Otto, Graf von Styrum, des hochfürstlich Bayreuthischen Regiments zu Roß Oberstlieutenant, der vermaß sich kecklich, den 13. Februar 1678 von Wienerisch-Neustadt bis nach Wien, so eine Strecke von sechs deutschen Meilen, innerhalb sieben Viertelstunden zu reuten und ginge deßhalb ein Gewette von 1000 Dukaten ein. Und onerachtet das damals ergangenen grausamben Sturmwindes durchritte er rühmlich diese Strecke in besagter Zeit, welches von denen in Wien und Wienerisch-Neustadt aufgestellten Schiedsrichteren mit ganz gleichgestellten Uhren einmüthiglich bezeuget wurde und Hochgenannter Herr Graf solchemnach das nahmhafte Gewette mit großem Ruhm und Ehre gewonnen hat!!“ —

*) Im 17. Jahrhunderte, wo bekanntlich noch keine gedruckten Zeitungen erschienen, kamen von Zeit zu Zeit einzelne Flugblätter mit den Neuigkeiten des Tages heraus, welche Laufberichte genannt wurden und „Geschwind, was gibts Neues“ brachten.

So weit der Laufbericht. Da nun in damaliger Zeit die Ducaten noch in verzweifelt hohem Preise standen, so daß sich manche hochfürstliche Mitgabe nicht auf diese, wohl auch in unseren Zeiten namhafte Summe belief, mag man unschwer ermessen, daß das Unternehmen allerdings ein höchst wunderbares gewesen, besonders wenn man bedenkt, wie zu jener Zeit noch das Terrain ziemlich ungünstig für solche Wagstücke war. Überdies sieht man den edlen Reiter in dem beigegebenen Kupferstiche keineswegs die gebahnte Straße verfolgen, sondern über Stock und Stein, Graben und Anhöhen dahingaloppiren, wie es bei einer Steeple - chase auch noch heutiges Tages zu gehen pflegt. Ungemein naiv und ungenirt aber ist die Perspective auf diesem belobten Blatte, weswegen wir es auch zur Ergötzung der Leser in getreuer Copie hier beigeben. Zu beiden Seiten sieht man auf dem Octavblatte die Städte Wien und Wiener-Neustadt mit einer neugierigen Menge, und während der edle Renner des Grafen mit dem stattlichen Schweife noch die Thürme von Wiener-Neustadt vom Staube zu reinigen scheint, droht dessen Vorderhuf beim nächsten Schritte schon das Ravelin der Stubenbastei in Wien zu zermalmen.

Folgende Verse voll Glut und Begeisterung schließen den Siegesbericht des Laufblättchens in der Weise des Nibelungenliedes:

„Tapfrer Graf voll Heldenmuthes, dies dein nie erhörtes Reuten
Müht sich Fama aller Orten nah' und ferne auszubreiten,
Eol's ungemeines Sausen hast du ja gar nichts geacht,
Und mit großen Ruhm und Ehren diesen schnellen Ritt vollbracht,
Fahr' fort, hochgeborner Reuter, dich Fortuna will begleiten,
Allzeit helfen, Siegerfüllet, wider deine Feinde streiten,
Unter des Geschützes Brausen, ob es stätig blitzt und kracht,
Soll man hören deinen Namen, größer durch das Glück gemacht."

Es ist überflüssig, mehr ein Wort zum Lob und Preise dieses großartigen und ruhmvollen Unternehmens dazu zu setzen, da schon Alles in den angeführten Stanzen erschöpft ist; doch aber hätte ich Lust, den heutigen Sweep- und Steeple-Rennern aufmunternd und boshaft zuzurufen: „Gehet hin und thuet desgleichen!“ — Was ist die Simmeringer Haide, was sind ein paar englische Meilen (von 848 Wiener Klaftern pr. Stück) dagegen? **Hic est Rhodus, hic salta!**

Die Schenke zum rothen Dachel am alten Fleischmarkt und die grosse Pest in Wien 1679.

Im Laufe des siebzehnten Jahrhundertes und noch weit in die Hälfte des folgenden war das Bierhaus zum rothen Dachel beim Eingang des Hafnersteiges auf den alten Fleischmarkt eine der besuchtesten Schenken in Wien. Weit entfernt jedoch von der übertriebenen Eleganz der heutigen Biersalons und Hallen, bestand dieses Schanklokale nur aus einem ziemlich großen, aber niedrigen, weiß übertünchten, aber rauch- und schmutzgefärbtem Zimmer mit kleinen, starkvergitterten Fenstern in hölzener Böschung, welche von Innen, bei der Dicke der Mauern eine Art von Repositorium für Hüte, Mützen, dann Bierkrüge und Gläser bildeten.

Eine dieser Fensterbrüstungen aber enthielt zugleich das Arbeitskabinet der wohlbeleibten Frau Wirthin, Näh- und Strickzeug aller Art nebst den dazu gehörigen Utensilien in abgegriffenem Korbe, auch ein dickes, sehr abgenutztes Gebetbuch und einen alten und neuen sogenannten Warschauer-

Kalender (erst um 1730 erhielt derselbe den Namen Krakauer) mit roth- und goldgeschmückten aber ebenfalls sehr gebrauchten Deckel. Rings an den Wänden waren oben hölzene rauchige Gesimse angebracht, an welchem graue, mit zinnenen Deckeln versehene Krüge und ebenfalls bedeckelte gläsene, sogenannte Seitelstutzen hingen. Den unteren Theil der Wand umgaben hölzene Bänke von ungewisser dunkler Farbe, mit an die Wand befestigten Rücklehnen; vor ihnen standen vier stämmige lange Tische, die einst roth angestrichen seyn mochten, aber durch Gebrauch stark abgenützt und abgeschliffen waren. Starke hölzene Stühle mit halbrunden Rücken, in deren Mitte ein herzförmiger Ausschnitt, wie man sie wohl noch heute hier und da auf dem Lande zu sehen bekommt, standen davor oder in malerischer Unordnung in der Stube umher.

Vor einem halbrunden Tische aber, dessen eine Hälfte der Tischplatte an der Wand aufgeklappt war, standen zur Auszeichnung für etwaige Honoratioren vier mit braunem Leder überzogene, bereits tüchtig abgenützte Polstersessel mit niederem Sitze und sehr hoher Lehne, ersterer mit gelben Spangen versehen, letztere mit einer Unzahl gelber Nägel am Rande dicht beschlagen und zwar sowohl zur Zierde, als zur Festigkeit. In einer Ecke, neben dem Eingang zur räucherigen Küche, war die sogenannte Schank angebracht, ein kolossales, käfigartiges Gebäude, dessen dicke Holzpfeiler fast bis an die Decke reichten und dessen Platform zur Erhaltung der möglichsten Trockenheit mit verschiedenen künstlich eingeschnittenen Vertiefungen in Rinnenform versehen war. Den Hintergrund nahmen größere und kleinere Geschirre ein, die zur Herbeibringung und zum richtigen Ausmasse des edlen Gerstensaftes bestimmt sind und die man noch jetzt mit einem altgothischen Worte Pitschen (englisch

pitcher) und Zimente (nach der gerichtlichen Maßbestimmung — Cimentirung) nennt.

In diesem Reklusum und Sanctuarium, das kein ungeweihter Fuß betreten durfte, trieben Wirth und Kellner ihre mysteriosen Funktionen; Ersterer jene des Einschenkens und Ankerbens an einem eigens dazu bestimmten länglichen Holze, Robisch (Kerbholz) genannt; Letzterer des Holens und Herumreichens der erquickenden Labung.

Der Wirth, oder wie er damals genannt wurde, Bierleutgeb, Herr Ulrich Conrad Puffan mit Namen, trug eine lange rothe Weste mit großen Metallknöpfen, worüber die hochaufgewickelte blaue Schürze geschlungen war, in deren künstlich gewundener Wölbung die mächtige runde zinnene Dose, zum Selbstgebrauch und zum Präsentiren für gebildete Gäste stack. Eine kurze graue Jacke, kurze schwarze Beinkleider mit Knieschnallen, blaue Strümpfe und breite starke Schnallenschuhe vollendeten den Anzug des gastlichen Mannes, nicht zu vergessen die grünplüschene Stulpenkappe mit mächtiger Troddel, die nie von seinem Kopfe kam und zur allfälligen Begrüßung nur gerückt, nie aber gelüftet wurde. In dem schmalen bräunlichen Gesichte und den ernsten Mienen dieses Ehrenmannes aber zeigte sich jener imponirende Ausdruck von Selbstzufriedenheit und jenem Wichtigkeitsgefühle, welches noch heut zu Tage manche Bierwirthe sich anzueignen wissen und welches sie, vielleicht nicht zu ihrem Nachtheile, von den geschmeidigeren und behäbigeren Weinwirthen auf den ersten Blick unterscheidet.

In dem also beschriebenen Gast- und Extralokale des ehrsamen und festen Herrn Puffan saßen nun gewöhnlich des Abends Gäste mancher Art auf den Bänken, Stühlen und Sesseln und schlürften in behaglicher Ruhe, politisirend oder

die Ereignisse des Tages besprechend, wie noch heut zu Tage, ihr Gersten- oder Weißbier; ersteres damals die gewöhnlichste Sorte; letzteres eine edlere Gattung, welche jedoch ihren Namen sine omen führte, nichts weniger als weiß, sondern nur von etwas hellerer Farbe war, als die schwarzbraune erstere, welche im Anfange des achtzehnten Jahrhundertes ohne hinlängliche Erklärung des Grundes den Namen Mailänderbier, wie letztere jenen von Regensburgerbier erhielt. Endlich existirte, für Honoratioren und Studenten, welche letztere sich zu jeder Zeit beim Studium der Mythologie vorzüglich die Kunde und den Cultus der edlen Dimiter zu Herzen nehmen, als edelste Gattung, das damals also genannte Luftbier, ein Vorläufer des jetzigen allbekannten Unterzeuges, welches nicht in Fässern, sondern in großen Bottichen, also gleichsam in freier Luft den Gährungsprozeß besteht und davon jenen Namen erhielt.

Da nach löblicher, althergebrachter Sitte, sämmtliche Gläser, Krüge und anderweite Geschirre erst immer am folgenden Morgen geschwenkt wurden, so hatte sich in dem dumpfen Gemache längst jene eigenthümliche, stabile, übernächtig dumpfige, bierig und schmierig duftende Atmosphäre entwickelt, die heutigen Tages nur durch den Alles durchdringenden Tabaksqualm verändert und noch unausstehlicher geworden ist. Dieß ist die treue Schilderung des einst so berühmten Bierhauses zum rothen Dachel auf dem alten Fleischmarkte in Wien, von dem heut zu Tage keine Spur mehr gefunden wird, ohne daß die lässige Clio die Zeit seines Eingehens aufgezeichnet hätte. Das eigentliche historische Interesse dieses Lokales aber beruht auf folgendem Umstande:

Zur Zeit der großen Pest in Wien, im Sommer des Jahres 1679, hatte sich der damals sehr beliebte und weit

berühmte Sackpfeifer und Bänkelsänger Augustin eben dieses Bierhaus zum Tummelplatze seiner Produktionen erkoren gehabt und seine Erscheinung daselbst alle Montage, Donnerstage und Sonntage lockte viele ehrsame Bürger, ja auch Honoratioren dahin, die sich an seinen ziemlich skurrilen Possen ergötzten und sich dabei mit Bier, Wecken, glatten Semmeln, dann Cervelat- und den schon damals sehr beliebten Wiener-Würsteln gütlich thaten.

Selbst zur Zeit der höchsten Gefahr, als die meisten Wein- und Bierstuben aus Furcht vor der schrecklichen Contagion theils gänzlich gesperrt wurden, theils ohnehin leer standen, versammelte sich doch beim rothen Dachel alle Montage verstohlen eine Gesellschaft von Waghälsen, um bei dem betäubenden Gerstensaft und den erheiternden Klängen von Augustins Sackpfeife des allgemeinen Elends zu vergessen.

Dieser selbst aber war der Unerschrockenste von Allen. Er liebte Gesellschaft und Beifall, noch mehr die ihm dadurch zuströmenden Sammelpfennige, am meisten aber Bier und Branntwein, die ihm von Herrn Ulrich Konrad Puffan häufig und um so bereitwilliger gespendet wurden, als es Augustin allein war, der ihm in dieser menschenscheuen Verwirrung und Verwilderung noch Gäste anlockte.

Eines Abends jedoch wollte durchaus Niemand erscheinen. Eben war die schreckliche Kunde erschollen, daß ein Herr beim Schottenthore einem Bettler Almosen zugeworfen, dieser ihm einen entfallenen Brief wieder gereicht und beide bald darauf das Opfer der furchtbaren Seuche geworden waren. Darum hielten es die Kühnsten für gerathener, sich in ihren vier Pfählen zu verschließen und ihr Gelüst nach sinnlicher Ergötzung auf bessere Zeiten zu verschieben. Deß wurde jedoch der unerschütterliche Augustin unwillig und suchte seinen

Unmuth durch eine bedeutende Quantität des braunen Fluidums zu dämpfen. Schließlich setzte er noch einen Halbseitelstutzen voll Kornbranntwein darauf und verließ endlich, als es schon längst auf den Gassen dunkelte, wankend und unsicheren Schrittes den Schauplatz seiner Triumphe, der ihn heute so unbefriedigt gelassen.

Seiner sonst so außerordentlichen Lokalkenntniß für dießmal entbehrend, stolperte er über den Stephansplatz, Stockimeisen, Graben und Kohlmarkt zum Burgthore hinaus, da ihn doch sein eigentlicher Weg auf die Landstraße hätte führen sollen, wo er in der Hahngasse ein bescheidenes, in den Hof gehendes Kämmerchen bewohnte. Die freie Luft hatte seinen exaltirten Zustand nicht eben vermindert; außer der Stadt entbehrte er auch die Wohlthat der hier und da flimmernden Lämpchen, er schwankte und stolperte fast bewußtlos fort, plötzlich verlor sein ausschreitender rechter Fuß den Grund und er fiel eine beträchtliche Höhe herab, ohne daß er jedoch hart aufstieß. Von wunderlichem Dufte umqualmt, schwanden ihm bald die Sinne, er fühlte kaum mehr, daß ihm nach kurzer Zeit mehre menschliche Körper nachstürzten und bald fiel er in tiefen Schlaf.

Als er jedoch zur Zeit der Morgendämmerung ziemlich mißgestimmt erwachte, wurde er mit Schrecken gewahr, daß eine noch nicht verschüttete Pestgrube, voll schauerlicher Leichen, seine unheimliche Schlafstätte gewesen war. Er schrie aus Leibeskräften und wurde endlich von den Pestknechten, die bald darauf frischen Transport brachten, herausgezogen.

Dieses fürchterliche Abenteuer machte jedoch keinen weiteren Eindruck auf den nervenstarken Augustin und als die verheerende Seuche schon lange vorüber war, wohnte er fröhlichen Muthes den Trauungen der 95 Paare bei St. Stephan

den 25. December 1679, am heiligen Christtage, bei und setzte seine gewohnte unstäte Lebensweise fort. Auch brachte er sein schaudervolles Abenteuer in zierliche Reime, die er noch oft unter schallendem Beifalle auf der Bierbank beim rothen Dachel absang.

Erst den 17. Februar 1702, als er bereits ein Alter von 72 Jahren erreicht hatte, rührte ihn, da er eben nach einem durchschwelgten Abende sein Kämmerlein erreicht hatte, der Schlag und er vermochte den Tod nicht zum zweiten Male um sein erkornes Opfer zu betrügen. Im Bierhause zum rothen Dachel aber war der alte Augustin mit seinen lustigen Liedern und seinem schaudervollen Abenteuer noch lange im Munde aller Gäste und des ehrenwerthen Wirthes, Herrn Ulrich Conrad Puffan.

Von dem traulichen Lokale selbst aber finden wir die letzte Spur in einem jetzt schon ziemlich seltenen Buche mit einem ellenlangen Titel, welcher so beginnt: „Wienerische Beleuchtungen oder Beschreibung aller deren Triumph- und Ehren-Gerüsten, Sinnbildern, Gemälden ꝛc. ꝛc., welche bei der höchst erfreulichen Geburt des zweiten Erzherzogs von Österreich Caroli“ (geboren 1745, gestorben 1761) „den 14. März 1745 ꝛc. ꝛc. zu bewundern und zu sehen gewesen. Wien zu finden in der königlichen Hofbuchdruckerei im neuen Michaeler-Haus 1745.“— Unter anderen Transparent-Inschriften kommt daselbst Seite 486 Folgendes vor:

„Bei dem burgerl. Bier-Wirt, Conrad Puffan, auf dem alten Fleischmarkt in dem Haus zum roten Dachel genannt, im Bierhaus ware gemahlen

Die Königin auf einem Throne sitzend und die zwei Prinzen (Joseph und Karl) auf der Schoß haltend, neben ihr eine Schaar Buben auf eine Leiter steigend.

Oben stand:

Nur herbey
Was gut Königlich sey,
Der nur hat ein' falschen Tropfen
Dem wollen wir braf den Bukel abklopfen."

Dieser genannte Conrad Puffan war also wahrscheinlich Sohn oder Enkel des ehrenfesten Herrn Ulrich Conrad; von dieser Zeit aber schweigt die Geschichte sowohl über die Familie als auch das Lokale, ja kurz darauf fand zu Ehren der Krönung des Kaisers Franz I. wieder eine Illumination Statt und wieder kam eine Beschreibung davon heraus, in welcher viele Bierwirthe erwähnt wurden. Der Name Puffan und das rothe Dachel kommen aber nicht mehr darin vor.

Der Allarm in der Schottenkirche.

Nach Überlieferung eines Augenzeugen.

Den 21. August 1681, zur Feier des heil. Bernhard Tolomäi fand bei den Schotten in Wien ein besonderes Fest Statt. Der hochwürdige Prälat, Herr Johann Schmiedberger, sollte selbst das feierliche Hochamt halten, Pater Sebastian Vogelsinger aber, ein junger Geistlicher von großer Beredsamkeit, in der Folge selbst Abt, die Predigt. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß sich bei dieser Gelegenheit eine Menge Menschen aller Klassen und Stände einfanden.

Wie es bei solchen feierlichen Anlässen zu geschehen pflegt, so kam man auch dießmal lieber zu früh als zu spät. Die Predigt sollte um 9 Uhr Vormittags beginnen und schon um 8 Uhr war der Platz vor der Schottenkirche, damals das Steinfeld genannt, von einer bedeutenden Menschenmenge

angefüllt, die sich mit verschiedenen Gesprächen, erbaulichen und politischen Inhalts, einstweilen die Zeit vertrieben. Auf dem Raume zwischen der Kirche und dem Schottenhof aber bildete sich bald eine ansehnliche Gruppe, die einen alten Mann umgab, der eifrig etwas zu erzählen schien.

Es war dieß Herr Peter Saussenhöfer, wohlbestellter Rathschreiber, seines Alters nahe an achtzig und in den Wiener Chroniken und Begebenheiten in der Zeit seines Lebens wohl erfahren, massen er von Wien gebürtig war, nach fleißigem Studiren bald ein Ämtlein bei dem Stadtrathe der gemeinen Stadt Wien erlangt hatte, mit Mühe und Arbeit zu seinem jetzigen ehrenvollen Posten gelangt und zu Folge seiner eifrigen Beschäftigung fast selten aus den Mauern der Stadt gekommen war. Der wußte nun bei Leutgebern und in Gasthäusern die wunderlichsten Begebenheiten noch aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, aus der Schwedenzeit, von dem Treiben der Juden und deren Abschaffung aus Wien ꝛc. zu erzählen und Jedermann, besonders die wißbegierige Jugend hörte ihm gerne zu und nahm sich seine Worte wohl zu Herzen.

Heute aber nahm er den Stoff seiner Erzählung von der Localität, wie er stets gerne zu thun pflegte und unterhielt seine aufmerksamen Zuhörer, — die sich während seiner Relation zum Theile mit warmen Kücheln von den damals auf der Freiung feilhabenden Küchelbäckern erlabten, — von dem ehrenwerthen Wienerischen Volksdichter Wolfgang Schmältzl, der Schulmeister bei den Schotten gewesen und im Jahre 1548 ein gar wundersam Lob- und Ehrengedicht der Stadt Wien verfasset, von dem gelehrten Organisten daselbst, Johann Rasch, der 1580 ein gar spitzfindig Büchlein heraus gab, in welchem das österreichische Symbolicon A. E. I. O. U. durch mehr als 200 Lösungen erklärt wurde, endlich von Vorfällen und

Schicksalen, welche Kirche und Kloster im Laufe der Zeit betroffen hatten.

Gar schauerlich und eindringlich wußte er einen Vorfall darzustellen, den er in seinen jungen Jahren selbst erlebt hatte, wie nämlich den 3. Februar 1637 gegen 6 Uhr Abends der Kirchthurm bei den Schotten ohne einigen gegangenen Wind oder Ungewitter plötzlich mit furchtbarem Krachen zusammen gestürzt zu allgemeinem Schrecken und Bestürzung, ohne jedoch irgend Jemand Schaden zuzufügen. Sei aber, setzte er geheimnißvoll dazu, dieser Unfall allgemein als ein besonderes Vorzeichen irgend eines betrübenden Unglücks angesehen worden und diese böse Vorahnung sei auch leider nicht getäuscht worden, indem 12 Tage darauf der allerfrömmste Kaiser Ferdinand II. zu allgemeinem Leidwesen des Todes verblichen *).

Herr Saussenhöfer wußte diesen Unfall so lebendig und wirksam darzustellen, daß bei seinem „Krach, bricht der Thurm ein“ die ganze Versammlung zusammenschauderte, und als bald darauf zum Ersten geläutet wurde, welches das Zeichen zum Beginne der Predigt war und die Menge sich in die Kirche drängte, war noch die Bestürzung auf mancher bangen Miene zu lesen und Einige blickten voll des gewaltigen Eindrucks scheu über sich, fürchtend, es müsse abermals etwas über ihre Köpfe zusammen stürzen.

Die Menge hatte sich indessen in der Kirche ausgebreitet, so daß bald schier kein Plätzchen mehr zu finden war und die Predigt begann, wurde mit Salbung vorgetragen und andächtiglich angehört, so daß man schier ein Mäuslein hätte mögen

*) Nach Pater Fuhrmanns Zeugniß wurde dieser Vorfall wirklich für ein Omen von des Kaisers Tod gehalten.

laufen hören, so sehr war die Aufmerksamkeit auf den ehrwürdigen Herrn gerichtet, der mit begeisterndem Eifer die fromme Rede vortrug.

Auf einmal aber hörte man über der Kirchendecke ein seltsames Geräusch und eine Menge Sand und Staub fiel von da herunter. Alsbald entstand ein furchtbarer Aufruhr in der Versammlung; ein Zuhörer, dessen Gedächtniß noch voll von der erzählten Begebenheit war, rief mit überlauter Stimme: „Die Kirche stürzt ein!“ die verzagten Frauen schrien und jammerten und die ganze Menge stürzte mit der Hast der Verzweiflung, in übereilter Unordnung, der Kirchenthüre zu, Jedermann trachtend, der Erste hinaus zu kommen.

Dadurch entstand aber, wie natürlich, ein so mörderisches Gedränge, daß nicht allein viele Bänke und Stühle zerbrochen und zertreten wurden und ein unbeschreiblicher Schaden an Schmuck und Kleidern geschehen, sondern auch viele Menschen hart beschädigt und fünf vornehme Personen, dann eine Bürgersfrau, ein Mägdlein von dreizehn Jahren und zwei kleine Kinder auf den Händen ihrer Amme, die man indessen wohl hätte draußen lassen können, jämmerlich erdrückt und zu Tode gequetscht wurden. Die Bestürzung unter dem Volke war so groß, daß alles Ermahnen und laute Schreien der sich bald wieder vom ersten Schrecken erholenden Geistlichkeit nichts fruchtete und die Menge, vom blinden Wahne eingenommen, trachtete nur, wenn auch mit höchster Gefahr des Lebens selbst, das Leben zu retten, und bei dieser Gelegenheit mag man sehen, wie weit die Kraft der Verzweiflung gehen kann, denn es wurde durch den heftigen Andrang eine wohl verschlossene eisene Thür, die man nur selten zu öffnen pflegte, aufgesprengt und aus ihren Angeln gehoben.

So büßten auch viele Männer ihre Hüte und die Weibsbilder ihren Zierrath, den sie getragen, bei diesem Unfalle ein. Als aber endlich die Kirche geleert, fand man dieselbe vom Hochaltare an bis zur Eingangsthür ganz mit Stücken und Fetzen von den schönsten Mänteln und reichen Kleidern, die im Gedränge vom Leibe gerissen wurden, übersäet und angefüllt, so wie auch das traurige Schauspiel der elend umgekommenen Menschen, die meistens beim Ausgange übel zugerichtet und zertreten lagen.

Die Herren Patres aber forschten sogleich nach der Ursache dieses tödtlichen Schreckens und da entdeckte man, daß während des Gottesdienstes einige muthwillige Buben auf dem Gewölbe der Kirche hin und her gerennt und dadurch Sand und Staub durch die offenen Löcher herabgeworfen hatten. Diese Buben, welche Läutersgehilfen waren, hatten sich freilich so großen Unfalles nicht versehen und waren darüber auf den Tod erschrocken. Sie wurden aber billig, wegen frevelhafter Störung des Gottesdienstes, gebunden in peinliche Haft genommen und folgends nach Verdienst ihrer Frevelthat hart abgestraft.

Den 23. August aber hatte die feierliche Beerdigung der unglücklichen Opfer Statt, welcher viel Volks beiwohnte und auch Herr Saussenhöfer, der glücklich davon gekommen, schritt, das Tüchlein an den Augen, mit dem traurigen Zuge, von tiefstem Herzen beklagend, daß durch seine Erzählung die Ängstlichkeit der Menge erhöht worden war und hätte er viel darum gegeben, wenn seine lebendige Chronica unvermehrt durch ein so großes Unglück geblieben wäre. Wollten auch Einige sich in der Folge verlauten lassen, als wäre dadurch ein Vorspiel der bald darauf erfolgten Türkennoth und des Brandes von Schottenkloster und Kirche angezeigt gewesen.

Gottesfürchtige und studirte Leute behaupteten aber, daß Gott der Allmächtige kein Unglück durch ein anderes vorher anzeige, sonst dürfte der Vorzeichen und Ahnungen kein Ende seyn und erklärten diese traurige Begebenheit durch die Macht der Ereignisse und Gottes wunderbarer Zulassung, und diese mögen, mit reiflicher Erwägung der Umstände, allerdings besseren Glauben verdienen.

Die Gräuel der Türkenzeit in Oesterreich 1683.

Nach einem höchst merkwürdigen italienischen Manuskripte, welches nach aufgehobener Belagerung im türkischen Lager gefunden wurde.

Dieses interessante Manuscript, eine Art von Tagebuch, welches von einem Freiwilligen im Türkenheere geführt wurde, befand sich im Besitze eines sehr alten Mannes auf dem Lande, Namens Michael Woyer, bei welchem ich es oft in meiner Jugend gesehen habe. Wo es nach dessen Tode, der ungefähr 1806 erfolgte, hingekommen ist, habe ich leider nicht erfahren können. Übrigens besitze ich noch einige Auszüge aus demselben, die ein wissenschaftlich gebildeter Freund meines Vaters gemacht hat und welche ich vor einiger Zeit zu einer größeren Novelle benützte, die in der Wiener Zeitschrift abgedruckt erschien. Folgende Episode daraus dürfte sich gewiß des allgemeinen Interesses erfreuen und zwar sowohl der darin erzählten Begebenheiten, als auch der getreuen Schilderung des Großveziers und seines Prachtgezeltes wegen.

»Den 10. Juli brach ich in Gefolge des Fürsten von Siebenbürgen nach Wien auf und den 13. Abends kamen wir im Lager daselbst an. Der Fürst stellte mir frei, ob ich unter den Truppen oder in der Feldkanzlei dienen wolle und zur beiderseitigen Zufriedenheit wählte ich das Letztere. Der

Fürst gewährte es mit großem Vergnügen, da es Wenige unter seinen Truppen gibt, welche die Feder so gut zu handhaben wissen, als ich.

Bei unserer Ankunft standen die Vorstädte, welche von der Donau an links die Stadt umgeben, zum Theile noch in Flammen und bildeten ein wahres Feuermeer, das um so fürchterlicher anzusehen war, als sich auch zugleich ein fernes verworrenes Jammergeschrei hören ließ, wahrscheinlich von den Leuten, welche dadurch ihre ganze Habe einbüßten. — Den 13. wurden von den Türken die stehengebliebenen Mauern besetzt, die ihnen als Brustwehr dienen. Auch ließ der Großvezier an diesem Tage die Vorstadt über den Donau-Arm, worin sich früher das Judenquartier befand, besetzen und durch Feuer verheeren, wobei auch ein kaiserliches Lustschloß *) den Flammen zum Raube wurde.

Den 15. Nachmittags fingen die türkischen Batterien zum Erstenmale auf die Stadt zu spielen an. Auf einmal, man weiß nicht recht, ob durch die eingefallenen Brandkugeln, ob durch die noch brennenden Vorstädte links gegen die Donau, entstand in der Stadt selbst ein gewaltiges Feuer, das sich ziemlich weit verbreitete **). Bis zu unserem Zelte vernahm man ein furchtbares Gewirre von durcheinander schreienden Stimmen, die sich mit dem Gepraffel des Feuers, dem Gekrache der stürzenden Balken und dem stürmenden Glockengeläute auf schauderhafte Weise vermischten. Erst den dritten Tag war das Feuer vollständig gedämpft

*) Die alte kaiserliche Favorite an der Stelle des jetzigen Augartens.

**) Es war dieß der gefährliche Brand des Schottenklosters und der umliegenden Gebäude, dessen in jeder Beschreibung der türkischen Belagerung gedacht wird.

und mich wundert sehr, daß der Großvezier diese Gelegenheit nicht benützt, und einen Hauptsturm angeordnet hat, in dieser Lage müßte die Eroberung der Stadt leicht gewesen seyn. Die Türken begnügten sich aber bloß damit, von Zeit zu Zeit volle Ladungen dahin abzuschießen und auf das Thätigste an den Laufgräben zu arbeiten. Der Großvezier will sich aber der Stadt wo möglich ohne Sturm bemächtigen, um eine allgemeine Plünderung zu vermeiden und sich die noch vorhandenen Schätze allein zuzueignen. So spricht man wenigstens in vertrauteren Kreisen.

Täglich werden nun Streifcorps nach allen Gegenden abgeschickt und täglich steigen von allen Seiten rings um die Stadt Rauch- und Feuersäulen auf. Eine große Anzahl von christlichen Gefangenen, größtentheils junge Leute und Mädchen, oft von sehr schöner Gestalt und Gesichtsbildung, wird täglich in das Lager gebracht und von da weiter nach Ungarn abgeführt.

Den 15. sahen wir von dem höchsten Thurme der Stadt, einem ausgezeichnet schönen Gebäude, mehre Raketen aufsteigen, wahrscheinlich in der Absicht, dem kaiserlichen Heere den Wunsch nach Befreiung anzuzeigen. Die Türken richteten sogleich das Geschütz darauf, da dieser Thurm jedoch von wunderbar fester Bauart ist und dessen Spitze nicht beschossen wird, weil die Christen so klug waren, das den Türken heilige Zeichen des Halbmondes darauf zu befestigen, so lief es ganz ohne Schaden ab.

Den 16. Juli erhielt ich Befehl, mich sogleich zu dem Fürsten zu begeben, dem ich ungesäumt nachkam. Der Fürst empfing mich ungewöhnlich ernst und sprach: „Ihr müßt euch zum Großvezier begeben, der euch zum Dollmetscher bei einer Heeresabtheilung bestimmt hat.“ Ich schreckte zusammen und

wollte sprechen, er aber sagte, ohne mich zu Worte kommen zu lassen: „Erspart euch jede Bitte und mir das Abschlagen, ich kann euch nicht davon befreien.“ Mit trüber Stimmung fügte ich mich der Nothwendigkeit und begab mich in Begleitung eines Sekretärs des Fürsten zu dem Gezelte des Großveziers, über dessen Ausdehnung und Pracht ich im hohen Grade erstaunte. Es war auf einem mäßigen Abhange, nordwestlich von der Stadt, errichtet, von vielen kleinen Zelten umgeben und Alles, was man sich nur Herrliches und Kostbares denken kann, war daran verschwendet. Das Hauptgezelt war von großem Umfange, ganz von feinem grünen Tuche bedeckt und von Außen reich mit Silber- und Goldborten, dann mit Stickereien geschmückt. Die Zeltstangen waren hochroth mit schwarzen Ringen, oben zierten sie goldene Kugeln mit kleinen Halbmonden; die Zeltschnüre waren ebenfalls roth, mit Gold umwunden. Die Vorhänge des Einganges waren von purpurrother Seide mit breiter Goldverbrämung. Oben auf dem Giebel des Zeltes prangte eine große goldene Kugel mit einem Halbmonde von gleichem Metalle, letzterer mit funkelnden Steinen besetzt. Den Platz rund umher bis zu den kleineren Zelten zierten schnell angelegte kleine Lustgärten mit zwei Springbrunnen zu beiden Seiten. In den Gärten befanden sich seltene Thiere, Strauße, Pfauen, Affen und in grünglänzenden, mit vergoldeten Eisengittern versehenen Käfigen mehre wilde Thiere.

Mit einem Worte, Alles sah so herrlich und überraschend aus, daß man sich in eine Zauberwelt versetzt glaubte. Das große Zelt war in mehre Gemächer abgetheilt, die alle prächtig mit persischen Tapeten, Gold und Silber, Sammt und Perlen ausgeschmückt und zu verschiedenem Gebrauche, auch zu Badestuben, eingerichtet waren. Vor dem Eingange

flatterte die große Blutfahne. Im Umkreise standen zahlreiche Wachen.

Mein Begleiter übergab mich beim Eingange einem alten bärtigen Türken, der Kara Mustapha's Effendi zu seyn schien und dieser führte mich sogleich in das innerste Gemach, das mit wahrhaft unglaublicher Pracht ausgeschmückt war und wo der Großvezier auf einem reichen Divan saß, von vier Ulemas*) umgeben. Über seinem Haupte wehte die heilige Fahne des Propheten.

Zu beiden Seiten seines thronartigen Divans standen sechs Schwarze in kostbarer Kleidung mit gezogenen Schwertern. Nun hatte ich erst Muße, den gefürchteten Heerführer genau zu betrachten, was mir bei seinem Einzuge in Belgrad nur unvollkommen gelungen war. Er ist etwa vierzig Jahre alt, groß und stark gebaut, von ernsten, strengen Zügen, mit feurigen großen Augen, einer Adlernase, starkem herabhängenden Schnur- und dichtem schwarzen Knebelbarte. Er war mit einem langen knappen Gewande von rothem Goldstoffe bekleidet. Sein Gürtel war von feuergelber Seide, mit Gold gestickt und mit Edelsteinen geziert, zwei blitzende Pistolen und ein reicher Dolch steckten darin. Das Haupt war mit einer runden, niedrigen dunkelgrünen Mütze, fast auf ungarische Art, bedeckt, die eine breite Agraffe von Juwelen mit einem kurzen, aber dicken weißen, oben glatt geschnittenen Federbusche zierte, in dessen Mitte ein kleiner goldener Halbmond, mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, strahlte. Nach meinem Eintritte, nachdem ich die übliche Verbeugung gemacht hatte, sah er mich eine Zeitlang mit durchdringenden

*) Gesetzkundige, überhaupt Priester.

Blicken unverwandt an und fragte mich dann: „Du bist ein Siebenbürger, Christ?“ — „Im Dienste des Fürsten von Siebenbürgen,“ erwiederte ich, „ein Italiener von Geburt.—“ „Gut,“ sprach er weiter, „diese Nation liebe ich; Einige von ihr haben mir gute Dienste geleistet. Nun, bald hoffe ich Euch selbst einen Besuch in Eurem Lande zu machen. Verstehst du die Sprache unseres geheiligten Propheten vollkommen?—“ „Ich bin der türkischen Sprache mächtig,“ erwiederte ich. Er warf wieder einen Blick auf mich, der aus einer eigenen Mischung von Erstaunen über meine Kühnheit und aus Verachtung zusammengesetzt war, wobei sich seine buschigen Augenbrauen auf eine wirklich fürchterliche Art zusammen zogen. „Welche Sprache verstehst du außerdem?“ fuhr er finster fort.

Ich antwortete kurz und unerschrocken: „Außer meiner Muttersprache ungarisch und etwas französisch.“ „Gut, so taugst du zu deiner Bestimmung, obschon ich gewünscht hätte, daß du auch diese rauhtönende Sprache, deutsch meine ich, verständest. Indessen was am bequemsten in der Nähe liegt, muß man nützen. Mache dich bereit, sogleich mit dem Pascha von Damask aufzubrechen.“ Ich erwiederte unterwürfig, doch mit ziemlicher Festigkeit, daß mich mein Dienst eigentlich nur dem Fürsten von Siebenbürgen verbinde. — „Schweig, verwegener Christ,“ donnerte er mir mit wahrhaft fürchterlicher Stimme zu, „der Fürst von Siebenbürgen ist, wie du, nur ein Werkzeug in unseren Händen; ein Wink von mir reicht hin, ihn und dich zu vernichten, wie ich jene widerspenstige Stadt und den übermüthigen Priester*)

*) Leopold, Graf von Kollonitsch, Bischof von Neustadt, später Cardinal und Erzbischof von Kolocza, einer der edelsten Männer jener Zeit, dessen große Verdienste in jeder Beschreibung der Belagerung

vernichten werde, der es wagt, mir zu trotzen. Ha, wie soll sein Kopf die Thore des Serails zieren!“ Hier schlug er mit freudiger Aufwallung an seinen Dolch, „genug; mein Omar wird dich zum Zelte des Pascha führen, gehorche dessen Befehlen, so lange er deiner bedarf. Sei übrigens versichert, Kara Mustapha weiß nicht allein Abtrünnige und Verräther zu bestrafen, sondern auch treue Dienste zu belohnen und ich liebe eure Nation, obwohl“ setzte er mit einer eigenen Wendung des Kopfes und indem er sich den Bart strich, dazu, „obwohl ich die Franken dennoch vorziehe; das ist ein gar geschmeidig Volk und unseren Planen wohl geneigt. Ich freue mich, ihnen dereinst den Dank in ihrem eigenen Lande abzustatten. Und nun geh; Omar begleite ihn.“ Ich verbeugte mich abermals, Kara Mustapha fixirte mich mit einem starren Blicke und ich ging mit Omar, einen schwarzen Sklaven, zu dem Zelte Hassan Pascha's von Damaskus.

Hier fand ich bereits Alles in Bewegung und zum Aufbruche bereit. Vor dem Zelte standen mehre Haufen Spahi und Tartaren, beiläufig in Allen 800 Mann, die mit Ungeduld den Abmarsch erwarteten. Raubgier und Mordlust waren in ihren wilden Blicken zu lesen. Ich ward als Dollmetscher hinter die Truppen postirt und man wies mich an, daselbst ruhig den Aufbruch zu erwarten, der bei Ankunft des Pascha erfolgen sollte.

Dessen Zelt lag auf einer Anhöhe, ungefähr 500 Schritte rechts vom Zelte des Großveziers, fast der kaiserlichen Burg gegenüber und gewährte einen vollständigen Überblick der

---

von Wien mit gerechtem Lobe erwähnt sind. In der Folge verkehrte sich bekanntlich diese Drohung in ihr Gegentheil, der Kopf des Großveziers kam in die Hände des Cardinals.

Stadt *). Sie ist nicht von großem Umfange, aber gut und fest gebaut und zeichnet sich durch viele stattliche Kirchen, hohe Thürme und ansehnliche große Häuser aus. Es muß viele Paläste darin geben, die meisten Häuser ragen hoch über die Mauern empor und außer dem bereits erwähnten hohen Thurme, der zur Hauptkirche der Stadt, dem heil. Stephan geweiht, gehört, zählte ich von meinem Standpunkte aus noch wenigstens zwanzig mehr oder minder ansehnliche Thürme, unter welchen sich besonders einer, nahe der kaiserlichen Burg, durch seine hohe schlanke Bauart und dünne Spitze auszeichnet. Alle, außer dem Hauptthurme, sind mit Kreuzen bezeichnet. Die kaiserliche Burg scheint ein weitläufiges Gebäude zu seyn, gewährt aber keinen besonders schönen Anblick. Die Wälle sind zweckmäßig und stark gebaut, scheinen auch gut besetzt zu seyn, ob sie aber einem allgemeinen Sturm zu widerstehen vermögen, bezweifle ich um so mehr, da sie durch die Minen, woran die Türken sehr eifrig arbeiten, zum Theile sehr geschwächt sind.

Während ich meine Betrachtungen machte, erschien Hassan Pascha, ein kräftiger Mann im besten Lebensalter mit durchbohrendem Feuerblicke und einem Ausdrucke blutdürstiger Tücke in seinen Gesichtszügen. Er war in ein rothes knappes Gewand gekleidet, über das ein blauer, weiß besetzter Mantel hing und trug die gewöhnliche Kopfbedeckung eines Pascha, einen weiß und rothen Turban mit Reiherbusch. Nachdem er an den Truppen zweimal vorbei geritten und sie flüchtig gemustert hatte, spornte er sein Pferd und sprengte in scharfem

*) Wahrscheinlich war dieser Standpunkt auf der Höhe von Mariahilf, wo sich jetzt das Kaffehhaus befindet. Damals gab es bekanntlich in der Stadt noch mehr Kirchen, folglich auch Thürme, als jetzt.

Galopp links durch die Ruinen der abgebrannten Vorstädte. Derwilde Haufe folgte ihm in gleicher Schnelle und nun ging es ohne Halt hinaus auf das freie Feld, bis zu einer Anhöhe, auf welcher eine alterthümliche Säule*) steht und wo man einen vollen Überblick der Stadt und der zerstörten Vorstädte, so wie eines großen Theiles der Donau hat. Hier machte er Halt, besah sich genau die Gegend, berief einige Unterbefehlshaber zu sich und entsendete eine Abtheilung seiner Schar, die unterdessen durch neue Haufen bedeutend angewachsen war, links, welche ihren Weg durch das größtentheils zerstörte Weingebirge nahm und uns in einem kleinen Walde bald aus dem Gesichte kam. Unser Trupp, der etwa noch aus sechshundert Mann bestehen mochte, setzte darauf den Weg auf der gebahnten Straße, die sanft bergab ging, langsam fort. Der Pascha ritt schweigend in der Mitte seines Gefolges und warf seine scharfen Blicke rings in der Gegend umher, die, so weit das Auge reichte, nur traurige Ruinen und rauchende Brandstätten zeigte. Vor uns rechts erblickten wir als Schlußpunkt der Aussicht vor einem ziemlich hohen Gebirge einen, dem Anscheine nach, wohlbefestigten Ort mit alterthümlicher Kirche und starkem viereckigen Thurme, welcher der Zerstörung noch nicht Preis gegeben war. Etwas weiter links erblickte ich noch zwei unbeschädigte Kirchen mit Blechthürmen. Dahin schien unser Zug zu gehen. Nach einem Ritt von ungefähr einer Stunde erreichten wir ein Dörfchen**),

*) Allem Anscheine nach das Spinnerkreuz.

**) Außer allem Zweifel Maria Enzersdorf, da daselbst wirklich ein Laienbruder, der Konventkoch Guthbert Lenz, den Barbaren zum Opfer fiel, dessen Grabmal mit einer Inschrift sich auf einer Seitenmauer des Kreuzzuges befindet. Der später erwähnte Ort ist Brunn am Gebirge.

in dessen Mitte ein ziemlich großes Mönchskloster von neuerer Bauart stand, das jedoch, wie jenes, fast ganz verlassen war.

Die wilden Horden stürmten in die geweihten Hallen, warfen Feuerbrände in die Kirche und Klostergebäude und verübten die abscheulichsten Gräuel. Der Pascha stand während dessen, die Arme in einander geschlagen, mit gewohnter, kaltblütiger Ruhe, doch die scharfen, giftigen Blicke nach allen Seiten werfend, in der Vorhalle des Kreuzganges, ich blieb nebst einigen seiner Vertrauten in der Nähe. Eine Rotte dieser Wüthenden drang in die Sakristei, zertrümmerte die heiligen Gefäße und spähte gierig in allen Winkeln nach verborgenen Schätzen. Bei dieser Gelegenheit entdeckten sie in einer Ecke hinter einigen Kasten, die Meßgeräthe zu bergen bestimmt waren, einen Mönch in zusammengekauerter Stellung, der sich wahrscheinlich bei der Flucht der Conventualen verspätet hatte *). Sie ergriffen den Unglücklichen, schleppten ihn vor den Pascha, der sich mit hastigen Schritten ihnen entgegen in den Kreuzgang begab und brüllten dem bebenden Mönch zu, ihnen die Klosterschätze anzuzeigen. Da er jedoch weder ihre Sprache verstand, noch überhaupt vor Schrecken der Rede mächtig war, so wollte ich eben hinzu treten, um den Vermittler zu machen, als der Pascha eine zurückweisende Bewegung mit der Hand machte, den Mönch bei den Haaren faßte und ihm mit Einem Streiche das Haupt abhieb. Dann holte er mit grimmiger Geberde weit aus und schleuderte den Kopf an die Wand, die dadurch ganz mit Blut bespritzt wurde.

*) Dem war nicht so, der unglückliche Guthbert Lenz blieb freiwillig zurück, um das Klostergebäude zu überwachen.

Der Pascha verlor kein Wort bei dieser grausamen That, aber ein teuflisches Lächeln zog sich um seine dünnen gepreßten Lippen. Sein blutiges Schwert wischte er dann an dem Leichnam ab, warf es klirrend in die Scheide und gab das Zeichen zum Aufbruche. Nachdem die Türken nichts mehr entdecken konnten, was ihrer Raub- und Mordlust zusagte, ritten wir davon, während Kloster, Kirche und das Dörfchen in hellen Flammen aufbrannten. Nach einigen Minuten kamen wir in ein anderes größeres Dorf, wo sich ebenfalls eine Kirche mit einem Blechthurme, aber kein Kloster befand. Während des Durchreitens hob der Pascha bloß den rechten Arm in die Höhe und sogleich flogen von allen Seiten Brandfackeln und Pechkränze auf die Häuser, die in wenigen Augenblicken lichterloh brannten. Einige der Bewohner, welche bei der allgemeinen Flucht zurückgeblieben waren, meistens alte und kranke Leute, stürzten händeringend und wehklagend aus den Häusern, in unbedachter Verzweiflung hin- und wieder laufend; sie wurden jedoch bald von dem wilden Haufen niedergesäbelt oder mit Lanzen durchstochen. Über ihre noch zuckenden Körper, die von den Hufen der Rosse vollends zerstampft wurden, sprengte der furchtbare Zug weiter. Es war ein schaudervoller Anblick, das Blut erstarrte mir in den Adern, kaum war ich noch meiner Besinnung mächtig.

Als wir außer dem Orte auf eine Anhöhe gekommen waren, wo eine Säule steht, gebot der Pascha, Halt zu machen. Von hier aus sieht man den früher erwähnten, befestigten Ort mit dem großen Thurme vor uns liegen*). Der Pa-

*) Der landesfürstliche Markt Perchtoldsdorf, in welchem sich die später erzählte tragische Begebenheit mit allen Nebenumständen zutrug. Die erwähnte Säule besteht noch heute unter dem Namen: das Türkenkreuz.

scha schickte sogleich einige Spahi dahin ab, die bald mit einem Haufen Türken zurückkamen und nun erfolgte eine lange Unterredung, die aber so leise gehalten wurde, daß ich kein Wort davon verstehen konnte, um so weniger, da ich es nicht für gerathen hielt, mich in den Kreis einzudrängen. Endlich rief der Pascha laut, ohne mich jedoch eines Blickes zu würdigen: „Dieser wird als Dollmetscher dienen, nimm ihn mit dir, Selim, und versehe ihn mit allem Nöthigen. Morgen kehre ich zurück, sorge, daß bis dahin Alles geordnet sei.“ Dann bestieg er sein Pferd und jagte mit einem großen Schwarme wieder nach der entgegengesetzten Seite zu.

Der Haufe, welcher aus dem Orte gekommen war, lenkte wieder darauf zu und ich blieb mit Selim und zwei Spahi allein zurück. Ersterer, einer der Vertrautesten des Pascha, mit einer wilden, wahrhaft abschreckenden Physiognomie, die mich an das Portrait Mohamed II., des blutdürstigen Eroberers von Constantinopel, erinnerte, und dessen Stimme etwas Schleichendes, Tückischweiches an sich hatte, sprach zu mir, indem er mit dem Finger auf die Festung zeigte: „Da hinein haben sich die Thoren vor unsern allbesiegenden Waffen geflüchtet und in strafbarem Übermuthe gewähnt, dem Heere des großen Sultans widerstehen zu können. In wenigen Augenblicken aber werden sie den Beweis erfahren, wie der Geweihte des Herrn Mangel an Vertrauen zu bestrafen weiß. Doch bei dem Siege wohnt auch die Gnade. Wenn die Verblendeten Unterwerfung schwören, soll ihnen verziehen seyn und Schutzwache gegeben werden.“

Kaum hatte er geendet, so prasselten schon verzehrende Flammen aus mehren Häusern des uns am nächsten gelegenen Theiles des Ortes, die sich bald zu einem allgemeinen Feuermeere vereinigten, das die holzbedeckten Gebäude bis

auf den Mittelpunkt des Ortes, wo die weitabstehenden Mauern Kirche und Thurm schützten, verzehrte. „Diese Strafe," sprach hohnlächelnd Selim, „haben die ungläubigen Hunde vorerst für ihren Trotz wohl verdient. Nun aber laßt uns das Gebot des Pascha befolgen. Die Pferde wollen wir den Spahi überlassen und uns dann zu Fuß von der andern, am wenigsten versehrten Seite in den Ort begeben und den Verblendeten Gnade gegen Unterwerfung anbieten. Doch zieht vorher dieses Gewand an," hier reichte er mir einen Kaftan, „und bedeckt euch mit diesem Turban, damit sie überzeugt sind, von wem die Botschaft komme. Darüber nehmt aber dieß deutsche Reiterkollet, dessen früheren Inhaber ich selbst bei Petronell an einen Baum spießte, zum Zeichen, daß ihr im Stande seyd, mit ihnen zu sprechen." Ich befolgte seine Anweisung, da mir Widersetzlichkeit nichts geholfen haben würde; dennoch waren mir die heutigen Gräuelscenen noch so lebhaft im Gedächtnisse, daß ich ihn, während wir durch Weingärten nach der entgegengesetzten Seite des Ortes gingen, auf das Eindringlichste fragte, ob es mit dem Schutze, den die Bewohner nach ihrer Unterwerfung zu erwarten hätten, auch aufrichtig gemeint sei. Ich hätte so viele Beispiele von Grausamkeit am heutigen Tage gesehen, daß ich nicht umhin könne, daran zu zweifeln. Lieber aber wolle ich auf der Stelle mein Leben verlieren, als, wenn auch unfreiwillig und selbst getäuscht, zu dem Verderben so vieler meiner Glaubensgenossen behilflich zu seyn.

Erstaunt sah mich Selim an, indem unheimliche Blitze aus seinen Augen schossen. Bald faßte er sich jedoch wieder und sprach mit nachdrücklicher Stimme: „Dankt Gott, daß der Pascha eure Worte nicht gehört hat. Er pflegt diejenigen, welche an seinem Worte zu zweifeln wagen, nicht auf die

sanfteste Art zu behandeln. Um irgend einen Endzweck durchzusetzen, kommt es ihm auf ein Paar Menschenleben durchaus nicht an. Übrigens seyd ihr da, um diesen Bethörten die Worte aus meinem Munde zu verdollmetschen; wollt ihr das nicht thun, so findet sich bald ein Anderer. In diesem Falle seyd ihr uns jedoch überlästig und mit Überlästigen pflegen wir unsern Zug nicht zu beschweren."

Bei diesen Worten waren wir in einer langen Gasse angekommen, wo mehre große Rüstwagen in langer Reihe standen und Haufen von Türken in einzelnen Gruppen herumstrichen oder standen. Als wir langsam der Kirche zugingen, reichte er mir ein weißes Tuch und eine Lanzenstange und sagte: „Befestigt dieß an der Stange und schwingt es, sobald wir im Angesichte der Festung sind." In diesem Augenblick ergriff mich neuerdings unaussprechliche Angst und ich fragte ihn mit gesteigerter Aufregung: „Ich darf ihnen also im Namen des allmächtigen Gottes Schutz und Sicherheit zu schwören?" „Ihr sollt ihnen," anwortete Semlin ruhig, „meine Worte verdollmetschen, weiter geht euer Auftrag nicht und daß er nicht weiter gehen soll, dafür ist gesorgt, denn ich verstehe selbst etwas ungarisch, wenn ich es auch nicht spreche. Und nun ans Werk; bleibt übrigens unbesorgt, viele Orte haben sich bereits dem Schutze des Sultans und seines treuen Bundesgenossen, des Grafen Tökely unterworfen und nicht Ursache gehabt, es zu bereuen."

Damit nahm er mich bei der Hand und zog mich fort. Mir blieb weiter keine Wahl, auch war ich von der Wahrheit seiner letzten Angabe überzeugt; ich erhob daher die Stange und schwenkte das Tuch gegen den Thurm, in dessen Angesichte wir eben standen. Sogleich wurde ein ähnliches Zeichen

herabgegeben. Wir näherten uns noch mehr und ich brachte meine Anrede in ungarischer Sprache vor.

Nach einiger Zeit, die sie wahrscheinlich mit Berathungen zubrachten, erschienen zwei Personen, ein Mann und ein Weib, an dem Kirchenfenster, und eröffneten uns in gebrochener ungarischer Sprache, daß der Ort wohl zu capituliren geneigt sei, jedoch nicht aus Furcht, sondern um ihrer Feldarbeit und ihrem Erwerbe obliegen zu können, da ihre Mauern fest und sie mit Proviant und Munition wohl versehen wären. Welche Bedingungen sie daher zu erwarten hätten? Ich erwiederte nach der Anweisung Selims, daß sie sowohl Sicherheit des Lebens, als auch des Eigenthums, nebst einer hinlänglichen Schutzwache gegen ihre Unterwerfung erhalten sollten. Zum Zeichen derselben sollten sie ein weißes Fähnlein ausstecken. Sie antworteten, daß sie sich Bedenkzeit bis auf den folgenden Tag früh morgens ausbäten, was auch zugestanden wurde und worauf sie sich entfernten.

Selim sagte „So wollen wir denn abwarten, was sie in ihrer Weisheit beschließen werden und die schöne Nacht auf dem nahen Berge zubringen.“

Mit trüber Stimmung folgte ich ihm auf einen nahen ausgedehnten Hügel hinter dem Orte, auf welchem sich eine kleine Kirche mit einer verlassenen Einsiedelei *) befand, die ebenfalls den Flammen Preis gegeben wurden; hier erwarteten wir den folgenden Morgen. Ich verschmähte bei meiner beklommenen Gemüthsstimmung Speise und Trank, die er aus seinem Tornister hervor holte, mit vieler Ruhe genoß und bald darauf entschlief.

*) Das Kirchlein zum heil. Leonhard und die Einsiedelei dabei wurden im Jahre 1783 aufgehoben und erstere demolirt, letztere aber zu einem Wohnhause umgebaut.

Ich konnte lange kein Auge schließen; die noch immer wüthende und von Zeit zu Zeit neu aufflackernde Feuersbrunst beleuchtete den Horizont und brach sich in grellem Widerschein an dem altergrauen Gemäuer der Kirche und des Thurmes. Von hier aus hatte ich auch einen vollen Überblick der geängstigten Stadt und des großen türkischen Lagers, das kaum über eine Stunde entfernt schien und sich durch unzählige Wachfeuer und fernes verworrenes Getöse kund gab. Angriff und Vertheidigung schienen zwar in der Nachtzeit zu ruhen, aber von dem großen Thurme der Stadt stiegen zweimal in abgemessenen Zwischenräumen Büschel von Raketen auf, die wahrscheinlich dem kaiserlichen Heere den bedrängten Zustand der Stadt anzeigten. Im nahen Orte selbst aber hörte man nur das Zischen und Prasseln der Flammen, denen von keiner Seite Einhalt gethan wurde und die, sich wild fortwälzend, schon die Häuserreihe der langen Gasse ergriffen hatte, die gegen Wien zu ausläuft. Erschöpft von all' dem Gräßlichen, das ich heute mit angesehen hatte, schloß ich endlich die Augen und fiel in einen ziemlich unruhigen Schlummer. Gegen Sonnenaufgang weckte mich ein greller Blitz, welchem ein furchtbarer Schlag folgte. Ich fuhr erschreckt zusammen, erwachte mit wunderbaren Empfindungen und sah, daß so eben, meinem Lager fast gegenüber, das glühende Sparrwerk eines Hauses eingestürzt war, das ein stäubendes Funkenmeer gen Himmel sandte. Von der Stadt her aber blitzten und krachten Geschütze, die einen unternommenen Sturm anzeigten.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne weckten auch Selim, und zeigten uns das weiße Fähnlein, das aus einem hohen bogenförmigen Fenster des alten Thurmes flatterte. Bei diesem Anblicke fuhr Selim auf und rief mit wilder Freude: „Sie sind bereit zu capituliren.“ Mit ungestümer Hast zog er

mich fort durch ein schmales, von Buschwerk umwachsenes Gäßchen, dem Orte zu. Mitten durch die noch glimmenden Gebäude, über Schutt und glühende Brände, gingen wir dem großen Platze zu, wo wir neben einer niedrigen Steinsäule, oben mit einer steinenen Kugel versehen, stehen blieben und die Festung beobachteten, in welcher Alles rege zu seyn schien. Mehre Haufen Türken und Tartaren lagerten sich hier und da auf dem Platze, genossen ein eiliges Frühmahl und scharten sich dann in Rotten zusammen.

Nach kurzer Zeit hörten wir Pistolenschüsse von der Seite her, von wo wir gestern gekommen waren, mehre Reiter sprengten dahin zu und kehrten bald darauf wieder zurück, an ihrer Spitze Hassan Pascha, der, mit gezogenem blitzenden Damascener auf dem schaumbedeckten Pferde in furchtbarer Erhabenheit wie der Engel des Verderbens, daher brauste. Hinter ihm folgte der wilde Schwarm, der uns gestern mit ihm auf der Anhöhe vor dem Orte verließ.

Der Kirche gegenüber wurde ein rother Teppich ausgebreitet, darüber ein zweiter, mehrfach zusammen gelegt, worauf sich der Pascha setzte, nachdem er mit Selim leise Worte gewechselt hatte. Vor ihm stand ein einfacher Tisch, der aus einem der nahestehenden Häuser genommen wurde, ebenfalls mit rothem Tuche bedeckt, und nun dictirte er Selim die Bedingungen, unter welchen die Bürger frei abziehen und Schutz genießen sollten. Nur über den Punct der Ranzion, die 6000 Kaisergulden betragen und auf der Stelle bar erlegt werden sollte, erhoben sich weitläufige Unterhandlungen, da sich die Einwohner, nachdem obendrein die meisten Häuser abgebrannt waren, außer Stande sahen, augenblicklich so viel bares Geld aufzutreiben. Endlich, nach vielen Debatten, erklärte der Pascha, den starren glühenden Blick fortwährend auf die Ein-

gangspforte gerichtet, sich einstweilen mit 4000 Gulden, welche die Bürger anboten, zu begnügen, wovon ihm 2000 sogleich bar in zwei Schüsseln übergeben, die übrigen 2000 aber bis auf den Tag Johannis Enthauptung, (den 29. August) zu bezahlen versprochen wurden. Diese Unterhandlungen währten an vier Stunden, wobei Selim die Befehle empfing, die ich verdollmetschen mußte.

Da endlich Alles in Ordnung gebracht war, erschien, als Zeichen, daß die Festung noch von keinem Feinde bezwungen war *), eine ganz weißgekleidete Jungfrau mit blonden fliegenden Haaren, von einem ehrwürdigen Alten begleitet, der ihr Vater und Vorgesetzter des Ortes zu seyn schien, näherte sich mit wankenden Schritten und leichenblasser Gesichtsfarbe dem Sitze des Pascha und überreichte ihm auf einem kleinen gelbsammtenen Kissen das Lösegeld und die Schlüssel der Festung.

Der Pascha winkte ihr, das Kissen auf den Tisch zu legen und neben ihm stehen zu bleiben. Über die Schlüssel legte er zum Zeichen der Eroberung seinen blanken Säbel. Dem Alten deutete er an, wieder zurückzugehen, worauf sich dieser in banger Erwartung an das Eingangsthor stellte. Nun befahl der Pascha, daß sich die ganze wehrhafte Besatzung des Ortes reihenweise auf dem Platze aufstellen solle, damit er bemessen könne, wie stark die versprochene Schutzwache seyn müsse. Dieser Befehl erregte schon einiges Mißtrauen unter den Bürgern, da es aber jetzt zu spät war, zurückzutreten, so erklärten sie sich auch dazu bereit. — Als sie nun einzeln aus dem Thore traten, sammelten sich einige

*) 1529 barg sich die Bürgerschaft ebenfalls in ihren festen Mauern und hielt bis zum Abzuge der Türken standhaft aus.

Haufen Türken um sie, die ihnen mit dem Bedeuten die Waffen abnahmen, daß es für Gehuldigte unnütz sei, Waffen zu führen. Einigen, die sich weigerten, wurden sie mit Gewalt aus den Händen gerissen und Mehre, welche, dadurch erschreckt, die Schwelle zu überschreiten zögerten, wurden bei den Haaren herausgerissen und den Übrigen nachgestoßen.

Die Gewehre wurden sogleich auf die bereitstehenden Rüstwagen geladen und abgeführt; die Mannschaft aber, gewiß über 2000 an der Zahl, auf dem Platze in Reihen aufgestellt und von den Türken umringt. Auf einen Wink des Pascha stieg eine Schar von den Pferden und durchsuchte die auf dem Platze stehende Mannschaft auf das Sorgfältigste, ob sie nicht etwa Waffen oder Geld bei sich versteckt trugen. Das Eingangsthor wurde ebenfalls sorgfältig besetzt.

Durch diese Maßregeln aufs Neue ängstlich und mißtrauisch gemacht, rissen Einige von der Bürgerschaft aus und wollten sich durch die Flucht retten; — da stand der Pascha auf, schrie mit fürchterlicher Stimme: Verrath! — ergriff sein Schwert und hieb der vor ihm stehenden Jungfrau, die sich beim Anblicke des zischenden Damascener mit einem Jammergeschrei das Gesicht bedeckte, mit einem Hiebe das Haupt ab, so daß ihr die Schneide noch tief in die Arme fuhr. Sie stürzte zusammen und ihr weißes Kleid, wie ihre langen blonden Haare rötheten sich am Boden mit ihrem eigenen Blute. Darauf streckte der Pascha den rechten Arm mit dem blutigen Schwerte hoch empor und stieß den vor ihm stehenden Tisch um, daß die Schüsseln mit dem Gelde und die Schlüssel klirrend zu Boden fielen.

Bei diesem Zeichen flogen wie mit einem Schlage alle Säbel aus der Scheide, ein furchtbares Gemetzel begann. Zu-

erst wurde der greise Ortsvorsteher unter dem Eingange zur Kirche niedergehauen, dann die gesammte Mannschaft, die gewiß mit Vorbedacht entwaffnet worden war.

Das Blut floß in zwei getheilten breiten Strömen den Platz hinab gegen den Ausgang des Ortes zu. Ein Theil der Wüthenden stürmte durch das Thor in die Kirche, richtete dort ebenfalls ein furchtbares Blutbad an und trieb die Frauen nnd Kinder, auch einige Geistliche, mit Ketten und Stricken gebunden, unter barbarischen Mißhandlungen heraus, um sie zur schmählichen Dienstbarkeit abzuführen.

Mein Gemüth war über diese entsetzlichen Gräuelscenen so erschüttert und aufgeregt, daß ich mich nur schwach mehr des Flirrens der Feuerbrände erinnere, die in die Kirche und auf die noch unversehrten Dächer geworfen wurden, welche auch sogleich prasselnd aufloderten; denn dieser schaudervolle Anblick und die marternde Vorstellung, daß ich selbst, obschon unbewußt und unfreiwillig, zu dieser gräßlichen Unthat beigetragen hatte, übermannten meine überreizten Sinne und ich sank bewußtlos am Fuße der Säule zusammen.

Durch einen empfindlichen Schmerz am Schenkel kam ich wieder etwas zu mir. Einer von den vorüberreitenden Spahi hatte mich mit der Lanze gestochen, entweder aus Übermuth, oder um zu erfahren, ob ich noch am Leben sei. Ich sah mit matten und starren Blicken umher, Fieberhitze tobte in meinen Adern; die Zunge klebte mir an Gaumen, ich flehte um einen Trunk Wasser, doch die Gefühllosen ritten kaltblütig vorüber. Auch Hassan Pascha sprengte vorbei und würdigte mich kaum eines Blickes; kalte Verachtung und gänzliche Theilnahmlosigkeit gaben sich in seinen starren Zügen kund. Ihm folgte Selim, zu dem ich in Todesangst bittend die Hände erhob, doch auch er schien sich ungerührt entfernen zu wollen.

Kaum war er aber einige Schritte weit geritten, so schien ein Rest menschlichen Gefühles in ihm zu erwachen; er wandte sein Pferd, zeigte auf mich und gebot einen Spahi, mich auf sein Pferd zu nehmen. Fast ohne Bewußtsein kam ich im Lager wieder an und nur der gütigen Vorsorge des Fürsten, der mir seinen Leibarzt sandte, habe ich, nach mehrwöchentlichen Leiden, meine Genesung zu verdanken. Jetzt aber scheint die Wendung der Dinge nahe, das christliche Heer zieht zum Entsatze heran und Alles im Lager bereitet sich zum ernsten entscheidenden Kampfe vor. Gott möge es fügen, daß ich der furchtbaren Katastrophe, sie entscheide sich auf diese oder jene Weise, entrinne und wieder in meine freundliche Heimath zurückkehren könne, aus welcher mich nur eine Verkettung der sonderbarsten Umstände in die Dienste des Fürsten von Siebenbürgen und dadurch in das Gewirre dieser furchtbaren Schreckensscenen gebracht hat. Gott helfe mir —."

Hier schließt das Bruchstück des interessanten Manuscriptes und wir bleiben in Ungewißheit, ob sich der Schreiber desselben vor der Katastrophe gerettet hat, oder ob er in derselben umgekommen ist. Die Wahrscheinlichkeit ist leider sehr für den letztern Fall, sonst würde er wohl vor Allem auch sein Tagebuch mit gerettet haben. Auch hätte er, wie wir aus dem Verlaufe der Erzählung sehen, fast mehr noch von dem Mißtrauen der Türken, als von dem Schwerte der Christen zu fürchten. Geschichtlich ist, daß von den 6000 Mann, welche Michael Apafi, Fürst von Siebenbürgen als Contingent mit nach Wien brachte, beinahe die Hälfte durch böse Seuchen umkamen und kaum 500 Mann nach der Befreiungsschlacht in ihr Vaterland zurückkamen.

Des Helden erste Sporen.

Die Höhen und Wälder des Kahlengebirges umzog am frühen Morgen ein dichter, aber leichter Herbstnebel, von jener Art, welche einen heiteren Tag verkündigen. Der halbdurchsichtige, weißlich graue Schleier, von den ersten Strahlen des erwachenden Tages wundersam röthlich durchwirkt, zog sich von der Höhe des Leopoldsberges in mancherlei seltsamen Gestaltungen bis an die Donau hinab und schwebte, sich mehr und mehr verdichtend, über deren spiegelnde Fläche, während sich die Höhen zusehends lichteten und endlich die Gipfel der Bäume von dem ersten freudigen Strahle der holden Morgensonne wiederglänzten.

Aber wild contrastirte der Anblick des erwachenden jungen Tages mit dem brausenden Getobe und Waffengeräusche rings umher. Es war am Morgen des 12. Septembers 1683, dieses Tages banger Erwartung des blutigen Kampfes und der glorreichen Entscheidung.

Von den Höhen erblickte man die Stadt Wien, in Dampf und Nebel wie in ein Trauergewand gehüllt. Ganze Büschel von Raketen entstiegen dem Stephansthurme, zum Zeichen der großen Noth und zur Rettungs-Aufforderung; denn länger vermochte die nach den unerhörten Anstrengungen erschöpfte Stadt nicht mehr dem stürmenden Andrange der Ungläubigen zu widerstehen, deren weite Lager, ein unübersehbares Heer von Gezelten, man auf der ausgedehnten Fläche und am Wienerberge ringsum der Stadt von hier wohl überblicken konnte, so wie auch das mäandrische Geflecht von Minen und Approchen, die sich von der Gegend der Laimgrube bis zu dem heutigen Vorstadtgrunde St. Ulrich in zahllosen Krümmungen bis an die bereits zum größten Theile in Schutt liegenden Stadt-

mauern zwischen dem Kärnthner- und Burgthore, ja über dieses eine weite Strecke hinauszogen.

Aber in der vergangenen Nacht waren vom Kahlengebirge und dem Hermannskogel bereits Feuersäulen und Raketen in großer Zahl aufgestiegen und hatten neue Hoffnungen in dem bedrängten Wien erregt.

Mit dem frühesten Morgen schon spiegelte sich die Sonne in Tausenden von blitzenden Waffen und Schilden. Zahllose Kriegerscharen bedeckten in wimmelndem Gedränge und in mancherlei seltsamen Trachten die Höhen und aus den Thälern herauf von Weidling und Klosterneuburg kletterten noch endlose Züge auf den allgemeinen Sammelplatz und scharten sich daselbst rachedürstend und kampflustig um ihre erprobten Führer, mit den breiten Säbeln und Hellebarden freudig zusammenklirrend und die übermüthigen Feinde mit wildem Trotze heraus fordernd.

Siehe, da ertönte um die sechste Stunde der helle Klang des Betglöckleins am Leopoldsberge und auf einmal legten sich die brausenden Wogen und feierliche, erhabene Stille trat rings umher ein, die niemals ergreifender und erhebender ist, als bei dem Zusammenflusse großer Menschenmassen, vollends bewaffneter Krieger. Die Truppen reihten sich auf dem Leopoldsberge in einen großen Halbkreis, so daß der Raum vor der Capelle leer blieb. Vorerst wurde auf dem Gemäuer der alten, leider in Ruinen liegenden Markgrafenburg das große rothe Banner, mit dem weißen Kreuzeszeichen, als das Symbol des Bundes rechtgläubiger Christen, aufgepflanzt; zum Hohne und Trotze der großen Blutfahne, die bei Kara Mustapha's strahlendem Gezelte drohend flatterte. Mit tausendstimmigem Jubel wurde dessen Anblick begrüßt. Doch bald war Alles wieder in tiefe, ehrfurchtsvolle Stille versunken, als

sich die Pforte des neuen Schlosses öffnete und die edlen Heeresführer im glänzenden Zuge sich zur Capelle begaben. An ihrer Spitze schritt, das Heiligthum in den Händen, ein ehrwürdiger Priester; das kahlgeschorene Haupt umgab ein Kranz von schönen dunklen Haaren, die sich am Hinterhaupte verdichteten. Ein schön getheilter, reicher, aber nicht sehr langer Bart umgab sein Kinn. Wangen und Oberlippe waren ebenfalls mit einem Barte geschmückt.

Sein Antlitz war mild und freundlich, aus seinen dunkelbraunen Augen leuchteten Glaubensmuth und selige Gottergebenheit. Wie er im faltigen Priestergewande, mit der Alba und Stola bekleidet, daher schritt, erhob er die segnenden Hände gegen das Kriegsvolk, das sich fromm verneigte und mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnete.

Es war dieß der durch die Heiligkeit seines Wandels und durch seine Gabe der Weissagung berühmte Kapuziner Marcus Avianus, der unzertrennliche Begleiter des christlichen Heeres *).

Ihm zunächst folgten die Vornehmsten der Heeresfürsten. Vor Allen waren die Blicke der Krieger auf drei derselben gerichtet. Der Erste in der Reihe und im Range war eine gedrungene Gestalt im besten Mannesalter, stark und nervig, nicht über Mittelgröße, lebhaft in Worten und Geberden, das Haupt fast auf mönchische Art geschoren, Augen, Haare und Bart schwarz. Seine höchst einfache, fast etwas nachlässige, gemeine Kriegertracht ließ weniger als sein imposanter Blick

*) Marcus Avianus starb 1699 in einem Alter von 62 Jahren zu Wien, im Geruche der Heiligkeit. Von den Wiener Damen wurde sein Leichnam auf lauter Rosen gebettet und deshalb viele Gärten ihrer Flur beraubt. Die kaiserliche Garde mußte mit vieler Mühe dem ungeheuern Zulauf in die Sakristei der Kapuziner wehren, wo er aufgebahrt lag.

und seine majestätische Haltung den damals mächtigen König von Polen, Johann III. (Sobieski) erkennen. Ihm zur Linken ging sein ältester Sohn, Prinz Jacob, ein aufblühender Jüngling in der damals üblichen, halbritterlichen Kleidung, zur Rechten aber der große Kriegsheld, Herzog Karl (IV.) von Lothringen, Ahnherr des jetzt regierenden Kaiserhauses. Seine hohe Gestalt, seine markirten Züge und sein feuriger, ehrfurchtgebietender Blick kündeten deutlich, welch' ein Heldengeist in ihm wohne, was auch seine Thaten bestätigen. Ihnen folgten die übrigen Heerführer: der Kurfürst Max Emanuel von Bayern mit den einnehmenden feinen Zügen, der Herzog Georg III. von Sachsen, Prinz Ludwig von Baden, der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg, der Fürst Christian Ludwig von Waldeck u. A.

An der Seite des Prinzen Ludwig von Baden ging ein schmächtiger Jüngling (ungefähr 19 Jahre alt), länglichen, nicht eben schönen Gesichtes, klein von Statur, aber mit von Kampf- und Ruhmbegierde strahlenden Augen.

Während nun der Kanonendonner und das Sprengen von Minen unausgesetzt die Luft erschütterten, und das bedrängte Wien ängstigten, las der fromme Marcus die heilige Messe in der offenen Leopoldskapelle, wobei ihm der König selbst am Altare assistirte. Nach vollendeter heiliger Handlung reichte der ehrwürdige Priester den katholischen Fürsten das heilige Abendmahl, trat dann mit ihnen auf den freien Platz, wo sich die versammelten Kriegerscharen auf die Knie niederließen und ertheilte ihnen den heiligen Segen, der ihren Muth neu befeuerte. Darauf trat der König in ihre Mitte, winkte seinen Sohn zu sich und ertheilte ihm unter schallender Kriegsmusik den Ritterschlag zum Andenken des größten Tages, den er je erleben könne, empfahl ihm, sich den größten

Feldherrn seiner Zeit, den Herzog von Lothringen, zum Muster zu nehmen im rauhen Kriegeswerk und hielt dann folgende kraftvolle Anrede an seine Krieger in polnischer Sprache, die sogleich durch Dolmetscher übersetzt wurde: „Krieger und Freunde! Der Feinde da unten sind fürwahr eine große Zahl, fast noch größer als bei Choczim *), wo wir sie vernichteten. Es ist zwar ein fremder Boden, auf dem wir heute fechten, doch wir kämpfen auch hier für's eigene Vaterland, unter Wiens Mauern schützen und retten wir zugleich unser geliebtes Polen. Wir retten heute nicht eine einzelne Stadt, wir retten die gesammte Christenheit, indem wir dessen wichtigstes Bollwerk, die Stadt Wien, von den Feinden befreien. — Ihr kämpft einen heiligen Kampf, wo selbst das unbelohnte Streben rühmlich ist und zu fallen eine Himmelskrone erwirbt. Nicht allein für euren König, für Gott selbst streitet ihr. Seine Allmacht hat euch ohne allen Kampf diese unwegsamen Höhen heraufgeführt und euch dadurch den halben Sieg schon in die Hände gegeben **). Schon sehen sie euch über ihren Häuptern, die stolzen Ungläubigen. Ihnen entfällt mit einem Male der Muth und sie verkriechen sich in die Thäler und Schluchten, als in ihre baldigen Gräber. Ich habe euch nur einen einzigen Befehl zu geben. Euer König sei euch das Beispiel, euer Feldgeschrei seien die heiligsten Namen: „Jesus, Maria!“ Frisch auf darum, folgt mir unverzagt, ihr wackern Krieger, folgt mir, ihr Edlen und Junker, denn heute gilt es, sich die Sporen zu verdienen.“

*) Die blutige Schlacht bei Choczim, bei welcher 28,000 Türken auf der Wahlstatt blieben, fiel 1673 vor und dadurch wurde alle Türkengefahr von Polen für immer entfernt.

**) Es ist auch wirklich fast unbegreiflich, wie Kara Mustapha die wichtige Lage des Kahlengebirges ganz außer Acht und unbesetzt lassen konnte.

Lautes Freudengeschrei erhob sich bei diesem begeisternden Aufrufe und freudig erschallte das Schmettern und Wirbeln der kriegerischen Musik. Die Schwerter flogen aus der Scheide als in demselben Augenblicke fünf Kanonenschüsse das Zeichen des Angriffes gaben und Alles drängte sich kampfeslustig und todesmuthig bergab; einer der Ersten aber der kleine, schmächtige Jüngling, mit hochgeschwungenem Schwerte.

Die Schlacht ward geschlagen, mit welchem glänzenden Erfolge, ist weltbekannt. Ehe noch die Sonne sich ins Meer tauchte, flohen die Ungläubigen in zerstreuten Scharen nach allen Seiten, während Tausende und Tausende ihrer Leichen das Schlachtfeld bedeckten. Die Sieger hielten Tags darauf ihren herrlichen Einzug in dem befreiten, jauchzenden Wien. Der Zug ging durch das Stubenthor in die Wollzeile, Bischofgasse, Stephansplatz, durch die Kärnthnerstraße und den neuen Markt in die Hofkirche der Augustiner, welche damals von Innen mit einer Lorettokapelle mitten in der Kirche und vielen Trophäen geschmückt war. An Erstere befestigte der König mit eigener Hand den ihm als den Befreier Wiens überreichten Lorberkranz und stimmte selbst das Tedeum an, nachdem er sich in dem schönen Tempel umsehend und in seinem etwas barbarischen Latein ausgerufen hatte: Quam esset dolendum, si istae bestiae hanc ecclesiam acquivissent (Wie Schade wäre es, wenn diese Bestien die schöne Kirche erhalten hätten).

Die edlen Heerführer ernteten nun auch den heißesten Dank und Lohn von allen christlichen Mächten, so wie von dem Oberhaupte der Kirche und auch die Untergeordneten erhielten ehrenden und klingenden Lohn. Als man aber die Heldenthaten Einzelner prüfte und hervorhob, vereinigten sich alle Stimmen, daß dem kleinen, schmächtigen Jünglinge das größte

Lob und die höchste Auszeichnung gebühre. Wie Wetterflamme hatte er sich in die dichtesten Reihen der Feinde gestürzt; wo die Gefahr am größten war, sah man ihn an der Spitze der Krieger, Tod und Verderben um sich verbreitend. Eingedenk der Worte des heldenmüthigen Königs, beschenkte ihn der Herzog von Lothringen selbst mit einem Paare goldener Sporen, ernannte ihn im Namen des Kaisers zum Oberst und sprach mit prophetischer Stimme zu ihm: „Würdiger Sprosse des alten savoyischen Heldengeschlechtes, Ihr habt Euch Eure Sporen bei diesem Riesenkampf ritterlich verdient, fahrt so fort und Ihr, den Frankreich in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit verschmähte, den Deutschland freudig aufnahm, Ihr werdet in der Folge des höchsten Kriegsruhmes theilhaftig werden.“ Und der Ausspruch des Helden ging im Übermaße in Erfüllung, denn der kleine schwächliche Jüngling war der für alle Zeiten berühmte, unsterbliche Eugen von Savoyen *), der größte Feldherr seiner Zeit, Österreichs Genius und Retter zu verderbenschwangerer Zeit, dessen Name mit unverlöschlichen Flammenzügen in Österreichs Geschichte prangt, dessen Ruhm nicht nur als einer der größten Feldherrn aller Zeiten, sondern auch als Beschützer und Beförderer von Wissenschaft und Kunst unvergänglich strahlt.

Der große Held starb den 21. April 1736 in seinem Palaste in der Himmelpfortgasse in Wien und Kaiser Karl VI. ließ ihm ein Leichenbegängniß wie für einen Erzherzog halten.

---

*) Eugen war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, hatte aber kein Gefallen daran und bot Ludwig XIV. seine Kriegsdienste an. Dieser wies ihn mit den höhnischen Worten ab, er wisse nicht, was er mit dem kleinen Abbee anfangen solle.

Das Moldauerkreuz am Gatterhölzel.

Auf dem Wege von Meidling oder Schönbrunn (durch den Garten) nach Hetzendorf erblickt man auf der Anhöhe, mitten in den Fruchtfeldern des ehemaligen Gatterhölzes eine alte, schon ziemlich dem Verfalle sich nähernde Capelle. Sie befindet sich links der großen Durch- und Überfahrbrücke, welche auf einer Seite die Chiffern M. T. (Maria Theresia), auf der andern J. II. (Joseph II.) trägt und zum Anfange der Communicationsallee zwischen Schönbrunn und Laxenburg führt, auf deren rechten Seite die Capelle steht. Schon ihre ganz eigene, ganz ungewöhnliche Lage mitten auf den Äckern, so wie ihre schiefe Stellung, wodurch ihr Eingang Wien zugekehrt ist, läßt vermuthen, daß besondere Umstände bei ihrer Erbauung obgewaltet haben, so wie, daß ihr Zweck einst ein ganz besonderer gewesen seyn müsse. Und wirklich ist sie auch ein vorzüglich merkwürdiges Monument vergangener Zeit, an einen der wichtigsten Momente der vaterländischen Geschichte erinnernd, und die Art ihrer Entstehung ist eben so sonderbar als interessant. Leider aber scheinen die Beziehungen darauf so ziemlich aus dem Gedächtnisse der Jetztlebenden verschwunden zu seyn; wenigstens konnte mir bei meinen öfteren Besuchen dieses merkwürdigen Denkmals kein Bewohner der Umgegend, deren ich mehre zur Probe befragte, nähere Aufschlüsse geben, als daß es eine alte Capelle sey, die seit Menschengedenken hier stehe.

Es ist leider zu vermuthen, daß das alte, halbverfallene und freilich in seiner Gestalt nicht ausgezeichnete, auch so eigensinnig verdreht dastehende Gebäude ehestens abgebrochen werden dürfte, um Raum für ein paar Hände voll Gerste zu gewinnen, oder daß vielleicht gar, da sein Inne-

res doch noch immer ein kleines Crucifix enthält, an anderer, passenderer Stelle eine neue zierliche Säule errichtet werde, wodurch alle historische Erinnerung für immer verloren geht. Beispiele dieser Art sind nicht selten. Ja, was noch am meisten zu verwundern ist, so enthalten sogar die meisten topographischen und Geschichtswerke, so z. B. Weidmann's Umgebungen von Wien, Gensersich's Geschichte der österreichischen Monarchie, sogar die sonst so schätzenswerthe kirchliche Topographie, wenigstens zwei, aber tüchtige Unrichtigkeiten in Beziehung auf die Entstehung dieses Denkmals. Sie kommen nämlich darin überein, daß diese Capelle während der zweiten türkischen Belagerung von dem Fürsten der Moldau (Michael Duca) errichtet worden, und deshalb in der Folge das Moldauerkreuz genannt worden sey. Die letztere Benennung erhielt es freilich im Munde des Volkes, woran jedoch nur die Begriffsverwirrung desselben, was fremde Völker und Länder betrifft, vielleicht auch die mundgerechtere und fremdartiger klingende Aussprache die Schuld trug. Nach einem äußerst schätzbaren, gleichzeitigen und höchst seltenen Büchlein, dessen Mittheilung ich meinem, als Sammler vaterländischer Druck-Curiosa rühmlich bekannten, Verleger verdanke, verhält es sich mit der Entstehung dieses merkwürdigen Denkmales wie folgt:

Als im Jahre 1683 die türkischen Scharen und ihre Verbündeten Wien umlagerten und beängstigten, schlug Fürst Servan Kantakuzenos, Hospodar der Walachei, auf der damals waldigen Höhe des Gatterhölzels sein Lager auf. Da er als Abkömmling einer der vornehmsten Familien des ehemaligen griechischen Kaiserhauses, wie seine Nation der christlichen Religion zugethan war, so ließ er unweit von seinem Zelte auf freiem Platze ein großes, sechs Ellen hohes Kreuz

aufpflanzen, bei welchem er seine Andacht zu verrichten und auch täglich davor die Messe zu hören pflegte. Dieses Kreuz, von welchem uns die oben erwähnte seltene Broschüre und auch Uhlich's schätzbares Tagebuch der zweiten türkischen Belagerung (Wien 1783) getreue Abbildungen bewahren, war in einfacher, gewöhnlicher Kreuzesform gearbeitet; am obersten Ende befanden sich die gewöhnlichen vier Buchstaben in Messing: I. N. R. I. Am obern Theile des Kreuzes waren vier Kreise, ebenfalls in Kreuzesform zusammengestellt, welche in griechischen Charakteren die Worte enthielten: „Mutter Gottes, Jesus Christus, Maria Magdalena." Auf dem Querbalken links in gleichen Charakteren: „Heiliger Gott. Starker Gott" Rechts: „Unsterblicher Gott. Erbarme Dich Unser!" In der Mitte befand sich das Bildniß der heiligen Jungfrau von Candia mit dem Kinde auf dem Arme, unter demselben war das fürstliche Wappen mit dem doppelten Adler angebracht. Auf dem unteren Theile des Kreuzes stand zuerst die Inschrift in lateinischer Sprache: „Die Erhöhung des Kreuzes ist die Erhaltung der Welt; das Kreuz die Zierde der Kirchen; das Kreuz der Schutz der Könige; das Kreuz die Bestätigung der Gläubigen; das Kreuz die Glorie der Engel und die Wunden der Teufel." Weiter unten ebenfalls in lateinischer Sprache: „Wir von Gottes Gnaden Servanus Kantakuzenos, Fürst der Walachei jenseits der Gebirge und derselben zu allen Zeiten Erbherr, haben dieses Kreuz an dem Orte, welches täglich mit Andacht des Volkes und einer heiligen Messe verehrt worden, zu Unserem und der Unsrigen ewigen Gedächtniß aufrichten lassen, zur Zeit, als der türkische Großvezier, Kara Mustapha Pascha, Wien belagert hat. Den 1. Tag des Monats September 1683." Am Fuße des Kreuzes war ein Todtenkopf mit den Worten angebracht: Viator, Momento mori.

Die Errichtung und die Inschrift dieses Kreuzes klingt freilich wie bittere Ironie in einem Feldzuge, der eigentlich gegen das Kreuz und dessen Bekenner gerichtet war; allein die nachfolgenden Handlungen des Fürsten der Walachei, obschon mißglückt, zeigten, daß es ihm Ernst mit seinem christlichen Sinne war, und daß er nur gezwungen Theil an diesem Feldzuge nahm.

Die Eile der Flucht des türkischen Heeres gestattete die Mitnahme des Kreuzes nicht; der Fürst ließ es daher, vielleicht um Profanation zu verhüten, in eine Grube senken und diese schnell mit Erde füllen. Den 9. October desselben Jahres wurde es von einer Magd entdeckt, die in das Gatterhölzel ging, um daselbst Holz zu lesen *). Der damalige Bischof von Wien, Emerich Sinellius, ließ es von da in den Bischofhof bringen, wo es für einige Zeit verwahrt blieb. Anfangs des Jahres 1684 aber ward es an dem Orte, wo es früher gestanden hatte und den man an den Spuren der aufgegrabenen Erde leicht fand, in derselben Richtung gegen Wien zu, wieder aufgerichtet, und zu dessen besserer Bewahrung eine Capelle darüber gebaut.

Von nun an erhielt sowohl das Kreuz als die Capelle den Namen: „Moldauerkreuz," wahrscheinlich weil man die Moldauer und Walachen häufig mit einander verwechselte, Erstere ebenfalls in der Nähe lagerten und weil, wie bereits erwähnt, der Name Moldauerkreuz mundgerechter war, als das weniger bezeichnende, ja profanirende Walachenkreuz.

*) Nach andern Angaben soll die frische Erde von in der Gegend weidenden Schweinen aufgewühlt und das Kreuz dadurch entdeckt worden seyn. Die erwähnte alte Broschüre aber gibt obige Art der Entdeckung an, und jedenfalls muß ihr größere Authenticität zugestanden werden.

In diesem Zustande blieben Capelle und Kreuz bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhundertes, als das letztere im Herbste des Jahres 1785 nächtlicher Weile von Frevlerhand geraubt wurde, vielleicht der Verzierungen, vielleicht auch des bloßen Holzwerthes wegen. Genug, es wurde keine Spur mehr davon aufgefunden, und seine Stelle wurde in der Folge durch ein für die Größe der Capelle unverhältnißmäßig kleines Crucifix an der innern Wand ersetzt, das sich noch gegenwärtig daselbst befindet. Es wäre schließlich sehr zu wünschen, obwohl leider kaum zu hoffen, daß dieses höchst merkwürdige Denkmal aus der zweiten Belagerung Wiens wieder in besseren Stand gesetzt, und die Begebenheit, die dessen Entstehung veranlaßte, durch eine Inschrift den Nachkommen zu immerwährendem Gedächtnisse bewahrt würde. Gerste und Hafer wachsen ja in unserem gesegneten Österreich auch an andern Orten genug, die historischen Erinnerungen aber drohen von Tag zu Tag mehr abzunehmen und zu verschwinden, und sich in der nackten und nüchternen Gegenwart zu verflachen, da am Ende selbst die lebendigste Tradition ohne allen physischen Anhaltspunkt erlahmen und verklingen muß.

Der Mord und die geheimnisvolle Rache.

Der Einzug des ersten portugiesischen Gesandten sollte in Wien Statt finden. Die jahrelangen Zerwürfnisse zwischen dem Hause Habsburg und dem in Portugal, nach Abschüttelung des spanischen Joches zur Regierung gelangten Hauses Bragança, waren endlich beigelegt und großer Jubel erfüllte die Einwohner Wiens über die bevorstehende große Festlich-

keit, die an einem schönen, hellen Wintertage, den 29. November 1695 vor sich gehen sollte.

Unzählbar waren die glänzenden Karossen und Sänften, die Menge der reich geschmückten Pferde, die Scharen der bewaffneten Krieger und die goldstrahlenden Reihen der Dienerschaft bei dem herrlichen Zuge. Der Gesandte selbst, aus dem alten und edlen Geschlechte der Marquis von Aronches, leuchtete im Glanze seines Reichthums, begünstigt durch seine edle männliche Gestalt, wie die Sonne unter minderen Gestirnen hervor. Er mochte etwa 40 Jahre alt seyn, war aber rüstig und mannhaft und seine Chevalerie, ein Anstrich von vornehmen nonchalanten Lebensfrohsinn ließen ihn kaum für dreißig gelten. Jedenfalls war er ein würdiger Repräsentant seines Monarchen am kaiserlichen Hofe. Er führte einen so glänzenden Staat, wie kein anderer der Großen und fremden Gesandten in Wien; seine Freigebigkeit und Prachtliebe wurden bald zum allgemeinen Sprichworte. Sein Haus war der Sammelplatz alles Edlen und Schönen, seine Feste wetteiferten an Pracht und Glanz mit dem Hofprunke der Majestät selbst. Seine Galanterie bezauberte die Damen, an seinen Spieltischen und Soireen nahmen die Vornehmsten des Landes Antheil; die Auserlesenheit und Fülle seiner Tafeln waren weit und breit berühmt. Und da sich Jedermann in seinem Hotel wohl und heimisch fühlte und trotz des ungeheuren Aufwandes seine Goldquellen unversiegbar schienen, so leuchtete seine Stellung so ausgezeichnet und beneidenswerth hervor, daß bald die Redensart: „Glücklich wie Aronches“ in Aller Munde ging.

Bei den glänzenden Festen des portugiesischen Großen war unter mehren Edlen des Landes auch der junge, allgemein geachtete Graf Johann Ferdinand von Hallwyl erschienen,

der mit der jungen und reichen italienischen Gräfin von Cicola verlobt war. Zu ihm schien der Marquis besondere Vorliebe gefaßt zu haben, oft besuchten sie sich gegenseitig, jagten mit einander und brachten auch manchen vergnügten Abend im Hotel des Vaters der schönen Gräfin (in der Wallnerstraße) zu, welche Aronches mit seiner gewohnten Galanterie überschüttete, indem er zugleich das Los des Grafen als ein höchst beneidenswerthes pries.

Auf einmal aber schien sich die Stimmung des portugiesischen Gesandten auffallend geändert zu haben. Aufmerksamen Beobachtern schien oft auf der Stirne des gepriesenen und beneideten Mannes eine Falte zum Vorschein zu kommen, die ein geheimer Kummer, eine stille Sorge darauf gegraben haben mußte. Er besaß nicht mehr jene liebenswürdige Leichtigkeit in seinem Benehmen, durch das er sich Anfangs alle Herzen eigen gemacht hatte, seine Feste wurden seltener und entwickelten nicht mehr jenen verschwenderischen Glanz, der sie früher so beispiellos ausgezeichnet hatte. Obwohl er nun so ziemlich im Stande war, sich zu bemeistern, so vermochte er doch seinen geheimen Mißmuth nicht so gänzlich zu verbergen, als daß nicht jene, welche zu seiner näheren Umgebung gehörten, aufmerksam darauf werden mußten. Man erschöpfte sich in allerlei Vermuthungen, Einige glaubten den Grund in seinen, durch rastlose Verschwendung zerrütteten Vermögensumständen, Andere in geheimem, vergeblichen Liebesgram suchen zu müssen. In letzterer Hinsicht bemühten sich besonders die Verwandten des jungen Grafen von Hallwyll diesem ihre Muthmaßungen und Bedenken mitzutheilen, und ihn auf das Benehmen des Marquis gegen seine Braut aufmerksam zu machen. Der Graf ließ jedoch im festen Vertrauen auf Letztere und auf den edlen Character des Marquis ihre

Winke mit jugendlicher Arglosigkeit und Unbefangenheit unbeachtet. Der Marquis aber wurde verschlossener und düsterer mit jedem Tage, seine Feste wurden immer seltener und man sprach auch unter sich von einer bedeutenden Anleihe, welche er mit einem Wechselhause auf seine großen Güter in Portugal gemacht haben sollte.

Da begab es sich eines Abends, als eben im Hotel des Grafen von Cicola hohes Spiel gespielt wurde, daß in dem Augenblick, als die Crisis desselben nahte, die junge Gräfin hereintrat, sich dem Stuhle des Grafen Hallwyl, der Aronches gegenüber saß, näherte, und ihm einige zärtliche Worte zuflisterte. Der Marquis verfärbte sich in diesem Augenblicke, verfehlte die Pointe des Spieles und verlor mit einem Wurfe eine sehr bedeutende Summe. Aufgeregt und verwirrt, wie er war, konnte er den ganzen Abend die Gunst Fortunens nicht wieder erlangen, er verlor seine ganze Barschaft und blieb dem Grafen noch auf sein Ehrenwort eine ansehnliche Summe schuldig. Sich leicht entschuldigend, daß er nicht mehr Bares bei sich habe, lud er den Grafen freundschaftlich für den folgenden Tag zu einer Jagdpartie in der Gegend von Burkersdorf ein und versprach, bei dieser Gelegenheit zugleich seine Schuld abzutragen.

Den folgenden Tag, es war der 10. August 1696, fuhr Graf Hallwyl in seinem Wagen bei dem Marquis vor, um ihn abzuholen. „Lieber Freund," redete ihn dieser freundlich an, „ich getraue mich kaum mit Ihren Pferden zu fahren, die etwas ungestümer Art sind. Auch ist Ihre Karosse zu einer Jagdpartie wohl etwas zu schwerfällig. Behelfen wir uns mit meiner kleinen Kalesche. Freilich wird Ihr Bedienter eben so wenig als der meinige darauf Platz finden, indessen können wir uns mit meinem Kutscher begnügen,

der in jeder Beziehung ein verläßlicher Bursche ist. Wenn wir dann Abends zurückkehren, ordnen wir zugleich unsere Angelegenheit.“ — Der Graf ging auf diesen Vorschlag ein, obgleich er besorgt gen Himmel schaute, an welchem zur frühen Morgenstunde schon Gewitterwolken aufstiegen. Er bemerkte, daß sie in der offenen Kalesche, wenn das Gewitter, wie zu erwarten, losbräche, wohl wacker durchnäßt werden könnten. Aronches aber sprach lächelnd: „Sind Sie ein Waidmann und fürchten sich vor dem Regen?“ Hallwyl zuckte schweigend die Achseln, schickte seinen Wagen zurück und die Jagdgefährten fuhren ohne weitern Aufenthalt zum Burgthore über das Schöff (Mariahilf) hinaus und ihrem Ziele zu.

Das schon in der Frühe drohende Ungewitter aber brach bald darauf los. Gegen Mittag zog es dunkler und dunkler vom Wienerwald heran. Um zwei Uhr stürzte ein furchtbarer Regenguß, von Blitz und Donner begleitet, aus den schweren niederhangenden Wolken herab, der bis spät Abends anhielt und die Hauptstadt, so wie ihre Umgebungen überströmte. Die Verwandten des Grafen, so wie die Hausleute des Marquis geriethen in bange Sorge um dieselben und als es schon stark zu dunkeln begann, ohne daß sie zurück kamen, so konnten sich Erstere kaum mit dem Gedanken in etwas beruhigen, daß die beiden Herren unterwegs einen Unterstand gefunden und genommen hätten. — Erst gegen Mitternacht, um die eilfte Stunde, rasselte die leichte Equipage in das Gesandtschaftshotel zurück. Der Marquis stieg aber allein aus derselben.

Mit dem frühesten Morgen sandte Aronches seinen Kammerdiener in die Wohnung des Grafen, sich erkundigen zu lassen, ob derselbe bereits zurückgekommen sey und wenn dies

nicht der Fall wäre, seine Familie durch die Nachricht zu beruhigen, daß der Graf bei dem ersten Regenschauer die Jagdpartie aufgegeben, einen eben vorbeifahrenden Wagen benutzt habe und mit demselben nach Baden gefahren sey. Der Marquis habe darauf im Jägerhause zu Weidlingau das Ungewitter abgewartet und sey dann allein zurück gefahren. — Übrigens besorgte der Gesandte seine Geschäfte den Tag über ganz unbefangen und schickte Abends noch einmal zur Familie des Grafen, erhielt aber zur Nachricht, das derselbe noch nicht zurückgekommen und man in großer Sorge um ihn sey.

Am folgenden Morgen hatte der Marquis eben seine sorgfältige Toilette vollendet, als ihm sein Kammerdiener Herren aus der Stadt meldete, die ihn zu sprechen wünschten. Aronches ließ sie sogleich eintreten und ging ihnen freundlich und zuvorkommend entgegen. Es waren ihrer drei, der Bruder, der Oheim und ein Schwager des Grafen, letzterer Dragoner-Rittmeister. Ihre Haltung war ernst, forschend richteten sie ihre Blicke auf den Marquis. — Aronches fragte unbefangen: „Was verschafft mir die Ehre, meine Herren?“— Der Oheim, als Ältester, nahm sogleich das Wort und fragte ernst: „Haben Eure Excellenz noch keine Nachricht von meinem Neffen?“ — Aronches gab ruhig zur Antwort: „Außer dem, was ich Ihnen bereits sagen ließ, weiß ich durchaus nichts. Ist er denn noch nicht von Baden zurück gekommen?“— „Mein Bruder ist gar nicht in Baden gesehen worden,“ fiel der Bruder des Grafen schnell ein und fixirte starren Blickes den Marquis. — „Unmöglich,“ erwiederte dieser erstaunt. — Da sprach der Rittmeister festen Tones: „Ich selbst, Herr Marquis, bin gestern, da weder der Graf, noch auch Nachricht von ihm bei den Seinigen eintraf, nach Baden geritten,

ich selbst habe die ganze Stadt durchforscht und nicht eine Spur von ihm aufgefunden. Wie erklären Sie das, Excellenz?“ —

Aronches sah den Rittmeister unwillig und aufgeregt an und erwiederte: „Wie erklären Sie mir den Ton, welchen Sie gegen mich anzuschlagen sich erlauben? Was sollen Ihre beleidigenden Fragen bedeuten? Bin ich der Mentor des Grafen und für ihn verantwortlich? Hoffen Sie nicht, mich hier die Rolle eines eingeschüchterten Inquisiten spielen zu lassen. Jede weitere Rede dieser Art erkläre ich für eine Beleidigung meiner Ehre und meines Ranges.“

Der Marquis imponirte durch diese drohenden Worte dem Rittmeister allerdings und dieser trat betroffen zurück. Da nahm der alte und kältere Oheim das Wort und setzte in langer Rede auseinander, daß in der ganzen Stadt über das räthselhafte Verschwinden des Grafen nur Eine Stimme herrsche. Man halte sich allgemein überzeugt, daß ihm ein Unglück zugestoßen und daß der Marquis darum wissen müsse, wo nicht gar es veranlaßt habe. Die Gräfin Cicola, die Braut des Vermißten, habe erklärt, daß Graf Ferdinand von Hallwyl ihr vertraute, wie ihm der Herr Marquis eine sehr bedeutende Summe im Spiele schuldig geworden und die Zusage geleistet, ihn des andern Tages zu bezahlen. Die Gräfin wolle auf die Wahrheit dieser Aussage die Hostie nehmen und vermeine ohne Weiters, entweder die beiden Herren hätten sich mit einander entzweit und eine Rencontre mit bewaffneter Hand gehabt — oder,“ setzte er zögernd dazu, „die Sache ist noch schlimmer und bedenklicher ausgegangen.“ Aronches fiel ihm sogleich zornglühend in die Rede: „Das heißt, Herr Graf, oder der Marquis von Aronches habe den Grafen um dieser elenden Summe wegen, die Jedermann, der zu deren Empfang berechtigt ist, sogleich zu Diensten steht, meuchelmörderisch um das Leben ge-

bracht. Das wollten Sie doch sagen. Hören Sie aber nun auch mein letztes Wort: „Ich verachte das Geschwätz einer ganzen müssigen Stadt und die Verdächtigung eines liebesiechen, rachsüchtigen Weibes und harre getrost auf das Wiedererscheinen des Grafen, dessen eigene Worte meine Unschuld am überzeugendsten an den Tag legen werden. Gegen weitere Zudringlichkeit wird mich, hoffe ich, wenigstens bis zur Entscheidung, meine Stellung schützen. Rechnen Sie aber darauf, meine Herren, daß ich nach dem geführten Beweise meiner Unschuld einen Weg finden werde, mir Genugthuung zu verschaffen. Bis dahin leben Sie wohl, meine Herren.“

Die Besuchenden sahen einander unschlüssig an. Endlich sagte der Bruder des Grafen: „Wir gehen, Excellenz, sind auch nicht hierher gekommen, um Schulden einzukassiren, sondern uns von dem Schicksale meines Bruders zu vergewissern. Übrigens muß die Wahrheit noch heute an den Tag kommen. In diesem Augenblicke ist man im Waldrevier von Burkersdorf beschäftigt, eine Spur von Leben oder Tod meines Bruders aufzufinden. Der entscheidende Moment ist nahe. Leben Sie bis dahin ebenfalls wohl, Euer Excellenz; was mich betrifft, ich werde in jedem Falle, was mir obliegt, zu thun wissen.“ — Die Hallwyl'schen Verwandten entfernten sich hierauf.

Lange stand der Marquis in tiefem Sinnen verloren da, endlich ermannte er sich und rief wild aus: „Meinen Wagen, ich will nach Hofe.“ Ehe aber die Equipage in Bereitschaft gesetzt werden konnte, meldete man den Secretär des obersten Kanzlers, der den Marquis ohne Aufschub zu sprechen verlangte. Aronches ließ ihn eintreten. Ersterer begann feierlich: „Ich erscheine im Auftrage Seiner Excellenz des Kanzlers und im Namen Seiner Majestät. —“ Der Mar-

quis fiel ihm aber ungestüm in die Rede und begann, ihm hastig seine Beschwerden über die Hallwyl'schen Verwandten vorzutragen. Der Secretär unterbrach ihn jedoch und sprach mit ernstem und gemessenen Ton: „Wissen Eure Excellenz die Neuigkeit nicht, welche in diesem Augenblick die ganze Stadt in Bewegung setzt? Die Leiche des Grafen ist im Walde bei Gablitz gefunden worden. Sie war nur obenhin im Gesträuche verscharrt. Zwei Pistolenschüsse fanden sich am Körper des Unglücklichen. Die Wurzelknorren eines Baumes in der Nähe, so wie der Boden umher waren mit Blute gefärbt, das nicht einmal der heftige Regen hatte abwaschen können. Die Kugeln waren von rückwärts in Kopf und Brust des Ermordeten gedrungen, also ein Mord, Herr Marquis, ein Meuchelmord!“

Aronches fuhr unwillkürlich zusammen, faßte sich jedoch bald wieder und sprach: „Sie sehen, daß ich bei dieser unerwarteten furchtbaren Nachricht auf den Tod erschrecke. Ich werde in der That auf eine harte Probe gestellt. Ich, der Einzige, gegen tausend Ankläger. Allein gerne, wenn es mir vergönnt wird, lege ich meine Stelle nieder, um mit den Waffen in der Hand meine Ehre zu vertheidigen.“ Bitter lächelnd erwiederte der Abgesandte: „O mein Herr Marquis, hier ist nicht mehr von Kämpfen die Rede, Sie würden die ganze Stadt herausfordern müssen. Ich gestehe es, die blutige That ist eben so wenig zu beweisen als leider zu bezweifeln. Aber die allgemeine Stimme ist durchaus gegen Sie. Bald dürfte Ihnen ernstlichere Gefahr drohen, darum denken Sie vor Allen an Ihre Rettung. Für diesen Augenblick schützt Sie noch Ihre Würde und das Völkerrecht. Aber entschließen Sie sich schnell, Herr Marquis, es ist die höchste Gefahr im Verweilen. Bedenken Sie meine Worte wohl, der Zweck meiner

Sendung ist erfüllt, das Weitere steht allein in Ihrem schnellen Entschluß.“ Nach diesen ernsten Worten entfernte sich der Secretär mit einer Verbeugung.

Längere Zeit blieb Aronches noch unschlüssig. Er wollte zu Hofe, man meldete ihm jedoch, daß alle Gassen von lärmendem Volke erfüllt wären, welches die Leiche des ermordeten Grafen erwartete und laut Rache über dessen Mörder schrie. Erst als die Gefahr auf das Höchste gestiegen war und das tobende Volk schon Miene machte, das Hotel zu stürmen, entfloh Aronches in der Mitternachtsstunde verkleidet und in einer unscheinbaren festverschlossenen Kutsche.

Die Gräfin von Cicola begab sich bald darauf in das Nonnenkloster zum heiligen Lorenz am alten Fleischmarkte; der ermordete Graf aber war feierlich zur Erde bestattet worden und zu seinem Gedächtnisse wurde im Walde bei Gablitz, wo die Mordthat geschehen war, eine hölzene Pyramide mit der einfachen Inschrift errichtet:

10. Augusti 1696.
Graf
Halleweyl *).

Die Verwandten des Grafen betrauerten lange dessen Verlust, sein Bruder aber, Clemens Leopold, hatte geschworen, dessen Blut früh oder spät, unter was immer für Umständen, an seinem Mörder zu rächen.

Kurze Zeit nach dieser unheilvollen Begebenheit erschien, zu Oporto gedruckt, eine Rechtfertigungsschrift des Marquis

*) Nach Pater Fuhrmanns Zeugniß (Alt- und Neu-Wien. 2. Band, S. 1182) wurde dieses Denkmal noch 1738 renovirt.

von Aronches. Sie enthielt jedoch bloß nur die entrüstete Ablehnung des gegen ihn gehegten Verdachtes, ohne irgend einen überzeugenden Beweis seiner Unschuld.— Der Marquis selbst aber hielt sich nicht lange in Portugal auf.

Durch seine ungeheure Verschwendung hatte er sein ganzes unermeßliches Vermögen versplittert und es verdroß ihn, daß er sich nicht mehr in seinem vorigen Glanze zu zeigen im Stande war. Dabei hatte sich eine eigene Ruhelosigkeit seiner bemächtigt; er reiste in der halben Welt unstät umher, bald wollte man ihn in Italien, bald in Griechenland gesehen haben, ja selbst nach Klein-Asien soll er gekommen seyn. Auch brachte man in Erfahrung, daß er sich mit Sammeln von Antiken, Münzen und anderen Kunstwerken beschäftigte und Handel damit trieb, um seinen zerrütteten Vermögensumständen wieder aufzuhelfen.

Endlich aber ging jede Spur von ihm verloren und allmälig wurde, wie es denn schon bei jedem noch so merkwürdigen Ereignisse zu geschehen pflegt, sowohl seiner als der gräuelvollen That von der Menge vergessen.

Nicht also aber von dem erwähnten Bruder des ermordeten Grafen. Er hatte kurz nach der Abreise des Marquis ebenfalls Wien verlassen, hatte Portugal, Spanien, Frankreich und Italien durchreist und fast eben so viele Ruhelosigkeit gezeigt als Jener. Anfangs liefen Nachrichten von ihm aus verschiedenen Orten ein, die jedoch nach und nach immer seltener wurden und endlich ganz ausblieben. Ein undurchdringlicher Schleier schien sich über den ganzen Verlauf der Sache gezogen zu haben, und mehre Jahre verflossen, ehe wieder etwas darüber verlautete.

Endlich aber, es war im Jahre 1714, verbreitete sich ein Gerücht in Wien, das durch Reisende aus Venedig ge-

bracht worden war und das die Katastrophe jener unseligen Begebenheit zu enthalten schien. — In dieser Stadt war eines Abends ein Reisender angekommen, von hoher Gestalt und vornehmen Gesichtszügen, aber kummervollen, leidenden Aussehens, und hatte sich die folgenden Tage, das strengste Incognito beobachtend, von einem Condottiere allenthalben herumführen lassen. Unter andern gelangten sie auf die Piazetta, wo damals, unter andern Krämern und Kleinhändlern, ein ältlicher Mann, hageren und abgezehrten Leibes, auf das ärmlichste gekleidet, mit durchlöchertem Hute und Mantel, auf einem Tischchen elenden Kleinhandel mit Abgüssen seltener Münzen und Medaillen trieb. Von den meisten Vorübergehenden blieb er unbeachtet und selten verlor sich ein Käufer seiner ärmlichen Waare zu ihm. Zufällig nur warf der erwähnte Fremde seinen Blick auf den Krämer; — da ging in Jenem eine mächtige Veränderung vor. Schnelle Röthe wechselte mit Fieberblässe auf seinen Wangen, seine Augen funkelten stechend, seine Schritte verdoppelten sich. Im Weitergehen warf er noch hastige, fast gierige Blicke auf den elenden alten Mann zurück, faßte dann krampfhaft den Arm seines Begleiters und verschwand in leisem hastigen Gespräch mit ihm in einem abgelegenen Theile der Stadt.

Am folgenden Abend, es war bereits ziemlich dunkel geworden, schlich der ärmliche Alte aus einer unansehnlichen Locanda mit einer zerbrochenen Thonschüssel in der zitternden Hand, die sein kümmerliches Abendbrod enthalten mochte und setzte langsam seine Schritte längs dem **Riva de'Schiavoni** fort. Als er vor einem hohen düsteren Hause vorüber ging, glaubte er aus einem Winkel desselben einen erschütternden Zuruf zu vernehmen, er schauderte unwillkürlich zusammen,

stockte, sammelte sich aber wieder und setzte seinen Weg weiter fort.

Als er schon eine geräumige Strecke vom Hause entfernt war, trat auf einmal ein Mann, in einen weiten dunklen Mantel gehüllt, aus einer Ecke desselben hervor und folgte dem Alten in gemessenen leisen Schritten, die er jedoch verdoppelte, als sich das Ufergelände näher gegen die immer armseliger werdenden Häuser hinzog. Bald verhüllte der Mantel der sinkenden Nacht die Schritte der einsamen Wandler.

Am folgenden Morgen vermißte man den alten Münzenhändler Sior Carlo, unter welchem Namen er in Venedig seit einigen Jahren bekannt war und sein elendes Daseyn fristete. Trotz aller Nachforschungen war keine Spur mehr von ihm aufzufinden. Aber auch die Nachforschungen des furchtbaren Gerichtes der Zehne, das irgend eine Anzeige erhalten haben mußte, nach dem geheimnißvollen Fremden waren vergebens; er war am folgenden Tag nicht mehr in Venedig zu sehen. Alles was man von diesem Vorfalle in Erfahrung brachte, war, daß ein Gondoliere, der spät am vorigen Abend von der Giudecca zurückfuhr, in der Gegend des Lido einen plätschernden Fall und ein dumpfes Gestöhne gehört haben wollte. Da jedoch Alles darauf wieder ruhig blieb, so bekümmerte er sich nicht weiter darum.

Einige Jahre später erhielten die Verwandten der Familie Hallwyl Nachricht von dem Tode des Grafen Clemens Leopold, der als Mönch in einem Kloster strengen Ordens in Apulien gestorben war.

Die Anwesenheit des grosen Czars Peter I. in Wien und die dabei stattgehabten Festlichkeiten.

Eben hatte dieser merkwürdige Regent, der ruhmbedeckte Gründer des russischen Reiches, seine weit umfassenden Reformen begonnen, als er sich auch auf Reisen begab, um fremde Länder und Sitten kennen zu lernen und die Kenntnisse dann in seinem eigenen weiten Reiche fruchtbringend anzuwenden. Bereits hatte er in Begleitung seines Lieblings, des talentreichen Generals Lefort, England und die Niederlande durchreist, ja zur Stillung seiner unbeschränkten Wißbegierde in Holland als Zimmergesell und Schiffsjunge, in England als Matrose und Lootse Dienste geleistet, als er sich im Frühjahre 1698 vornahm, auch Italien zu bereisen und den Weg über Wien zu nehmen, wo er einige Zeit im strengsten Incognito zubringen wollte.

Schon Ende April war die Kunde von diesem seltenen Besuche in Wien angelangt und man traf daselbst alle Anstalten, um den hohen Gast auf würdige Weise zu empfangen und ihm seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Das gräfl. Königsegg'sche Palais in Gumpendorf (gegenwärtig 368 Hauptstraße) mit mehren Nebengebäuden und Gärten wurden sogleich für ihn und sein Gefolge prachtvoll hergerichtet. Trotz des strengsten Incognitos, das ihn übrigens von keinem Genusse, von keiner Belehrung abhielt, ward er den 24. Juni von den obersten Landesbehörden an der Gränze empfangen und zehrungsfrei nach Wien geleitet. Kaiser Leopold I. hatte sich bereits von seinem Lieblings-Sommeraufenthalte zu Larenburg nach der neuen Favorite, dem jetzigen

Theresianum begeben, welches damals als kaiserliches Lustschloß der Sammelplatz aller Vergnügungen, und mit großen Gärten, Teichen ꝛc. versehen war.

Den 26. Juni hielt der Czar in dem entgegengesendeten sechsspännigen kaiserlichen Hofwagen zwischen acht und neun Uhr Abends seinen feierlichen Einzug vom Tabor durch die Leopoldstadt, über die Schlagbrücke, bei St. Stephan vorbei, durch die Kärnthnerstraße nach Gumpendorf. Er war prachtvoll in goldgesticktem dunkelgrünen Sammt gekleidet, ein Mantel, mit kostbarem Zobel besetzt, hing um seine Schultern; den Kopf bedeckte eine Mütze von Marderfell, mit Brillanten und einem Reigerbusch geschmückt. Sein Gefolge war ebenfalls prächtig gekleidet, zu jener Zeit aber größtentheils noch in altrussischer Weise.

Sogleich nach seiner Ankunft wurde der Czar nebst Lefort von dem Oberstkämmerer, Thomas Grafen von Czernin, durch den Garten der Favorite über eine geheime Stiege zum Kaiser geführt, mit dem er bis tief in die Nacht eine Unterredung führte. In den folgenden Tagen besah der Czar in wechselnder Verkleidung alle Merkwürdigkeiten Wiens, bestieg den Stephansthurm, befuhr die Donau und begab sich auch auf den Kahlenberg, von wo er die herrliche Aussicht bewunderte und alle Plätze besuchte, die in historischer Hinsicht merkwürdige Momente boten, besonders die Kirche, wo der edle Polenkönig und Herzog Karl von Lothringen vor 16 Jahren bei dem Entsatze von Wien die heilige Messe gehört hatten. An seinem Namensfeste, den 29. Juni *), empfing der Czar die

*) In Wien wurde derselbe nämlich an diesem Tage gefeiert, was der Czar stillschweigend geschehen ließ, denn nach dem russisch-griechischen Kalender fiel er (im 17. Jahrhunderte) um 11 Tage später.

Glückwünsche des gesammten Adels und wohnte Abends einer reichbesetzten Instrumentalmusik von der schon damals vortrefflichen kaiserlichen Capelle bei. Am Schlusse dieses Festes, um 10 Uhr Nachts, wurde im Garten seiner Wohnung ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt, wobei die Chiffern **V. P. Z. M.** (**Vivat Petrus Zaar Moscoviae**) im Brillantfeuer glänzten. Über 300 Wiener Cavaliere fanden sich mit ihren Damen bei diesem Feste ein und wurden auf das Köstlichste bewirthet.

Den 12. Juli, also an dem eigentlichen russischen Peterstag, veranstaltete Kaiser Leopold zu Ehren des Czars ein überaus glänzendes Fest mit Ball im großen Gartensaale der kaiserlichen Favorite, wobei sämmtliche Gäste in den prächtigsten Character-Anzügen erschienen. Damals nannte man ein solches Ballfest eine Wirthschaft, der Kaiser und die Kaiserin selbst stellten Wirth und Wirthin vor; der Czar erschien in der Tracht eines friesländischen Bauers und wählte zu seiner Gefährtin die schöne Gräfin Johanna von Thurn, über deren Reize er so entzückt war, daß er sie gar nicht wieder von sich lassen wollte. Die übrigen Gäste aber erhielten sowohl ihre Gefährtinnen, als auch ihre Plätze an der Tafel durch das Los. Unter diesen befanden sich der römische König Joseph, Leopolds ältester Sohn, als Egypter gekleidet, seine Gefährtin war Gräfin Isabella von Traun; Erzherzog Karl (nachmals Karl VI.) erschien als Niederländer mit der Gräfin von Waldstein. Die Erzherzogin Josepha hatte als Jüdin den Grafen von Volcra zum Begleiter. Die Kellnerrollen spielten Graf Joseph von Rothal mit dem Fräulein von Mannsfeld; der berühmte Prinz Eugen von Savoyen hatte sogar die Rolle eines Dieners, ohne alle Frauenzimmerbegleitung übernommen, unter welchen es übrigens die ausgezeichnetsten Cavaliere und vornehmsten Wür-

denträger gab, so z. B. den Oberst-Erbland-Kämmerer, die Fürsten von Salm und Liechtenstein, den Landgrafen Philipp von Hessen u. A. — Die übrigen Charactermasken waren aus allen Völkerschaften und Ständen zusammengesetzt, es gab darunter alte Deutsche und Römer, Türken, Perser, Mohren, Chinesen, Tartaren und Zigeuner; Pilgrime, Gärtner, Schäfer, Jäger; spanische, französische, englische, italienische, holländische und Straßburger Bauern, Sclaven und Marktschreier, endlich durfte auch der bis fast auf unsere Zeit stereotype Festcharacter eines Rauchfangkehrers nicht fehlen, welch' Letzteren Graf von Martinitz vorstellte. Die ganze Gesellschaft betrug an 200 Personen.

Um 11 Uhr Nachts setzte man sich an eine lange, fast zungenförmige Tafel. Der Kaiser und die Kaiserin saßen als Wirth und Wirthin unten am abgeschnittenen Ende, die übrigen Plätze wurden, wie erwähnt, durch das Loos bestimmt und so saßen von da aufwärts zur Linken in der fünften Reihe der Czar mit seiner Gefährtin. Unmittelbar in der Nähe der Majestäten kamen links die Marktschreier, rechts die Juden zu sitzen. Das obere runde Ende der Tafel nahmen zur Linken die alten Deutschen, zur Rechten Ungar und Ungarin ein. Die Zahl der bei Tafel Sitzenden war 82, da die als Dienerschaft verkappten Vornehmen wirklich die Gäste bedienten.

Nachdem die ersten Gerichte verzehrt waren, stand der Kaiser von der Tafel auf, und trat mit einem herrlichen Krystallbecher mit einem silbernen Untersatze zu dem friesländer Bauern mit den Worten, daß ihn dieser erlauben möge, des ihm wohlbekannten Czar von Moskau Gesundheit auszubringen. Dieser nahm dem Kaiser den Becher vom Munde weg und stürzte ihn mit den Worten, die er in ziemlich gutem Deutsch sprach, auf echt russische Weise mit einem Zuge aus: „Ich muß wohl gestehen, daß ich den Czar von Moskau in- und

auswendig gar wohl kenne. Er ist ein Freund Ihro kaiserl. Majestät und ein Feind Dero Feinde, ja für desselben Interesse und Liebe also portirt, daß ich, wenn gleich dieses Glas voll Gift wäre, dasselbe doch darauf austrinken wollte.“ Kaiser Leopold führte den Scherz in der Weise des damaligen Zeitalters weiter fort und sagte: „Weil dann Dieselben gar nichts im Glase gelassen, so wollte ich Euch dasselbige damit ganz und gar geschenkt haben.“ Der Czar nahm es mit Vergnügen an und versicherte, daß, so lange er lebe, sein Herz und dieses Glas stets zu Diensten der kaiserlichen Majestät seyn sollten. Eine laute Fanfare der Musik unterbrach diese Unterhaltung und kündigte den Anfang des Balles an.

Der Czar, von Freude und Wein erhitzt, ergriff ungestüm seine reizende Gefährtin uud stürzte sich mit ihr in die Wogen des fröhlichen Tanzes. Unermüdet tanzte er bis an den lichten Morgen, indem er russische Lieder dazu sang und die Damen, die er alle nach der Reihe aufforderte, im Kreise und wieder halb in den Lüften schwang, nach seiner, wie eine alte Chronik meldet „ihme recht wohl angestandene Manier.“ Auch der Kaiser hielt bis auf den letzten Mann aus und erst um 6 Uhr Früh trennte sich die fröhliche Gesellschaft.

Des andern Tages schickte der Czar seine Couriere nach Venedig und Rom voraus, um seine baldige Ankunft daselbst zu melden. Den 14. Juli begab er sich nach Baden, gebrauchte einige Tage das heiße Herzogsbad daselbst und begab sich den 17. wieder nach Wien zurück. Die folgenden Tage besuchte er die Collegien der Jesuiten am Hofe und bei St. Anna, fand vieles Wohlgefallen an den Gesprächen mit diesen gelehrten Vätern und begab sich darauf auch mit dem Pater Wolff, einem ihrer scharfsinnigsten und weltkundigsten Männer, nach Preßburg, wo er sich durch einige Tage aufhielt und sowohl

die Merkwürdigkeiten der Stadt, als auch ihre reizenden Umgebungen besichtigte.

Die feierliche Audienz der russischen Gesandtschaft, als welche, da der Czar durchaus sein Incognito bewahren wollte, dieser Besuch zu gelten hatte, war bisher immer verschoben worden, da die dazu bestimmten Geschenke noch nicht angekommen waren. Den 27. kamen sie endlich an und so erfolgte den 28. die feierliche Auffahrt bei Hofe. An der Spitze der Gesandtschaft stand General Lefort, der Czar wohnte ihr jedoch selbst unter dem Incognito eines Gesandtschafts-Attachée bei; da er, wie bei jeder Gelegenheit, begierig war, die Sitten und Gebräuche auch bei dieser Gelegenheit hier zu Lande kennen zu lernen. Voraus gingen bei dem feierlichen Zuge acht und vierzig der angesehensten, ganz gleich in schwarzen Sammt gekleideter Wienerbürger des äußern Rathes mit den Geschenken des Czars an den Kaiser, die aus dem köstlichsten Pelzwerk, aus persischen Shawls und Teppichen, aus Silber- und Goldstoffen, Pferdedecken, Sätteln und Reitzeug, künstlich gearbeiteten, mit morgenländischen Steinen verzierten Säbeln und schönen Pferden bestanden. Die Gesandtschaft selbst erschien in der alten russischen Nationaltracht mit engen grünen Leibröcken, weiten Ärmeln, breiten Gürteln, rauhen schwarzen Mützen mit Vorstoß und langen Bärten. Der Czar und Lefort allein trugen bloß Schnurbärte. Nach beendigter Audienz begab sich der Zug wieder in das Palais nach Gumpendorf zurück, woselbst die 48 Bürger köstlich bewirthet wurden.

Einige Tage darauf und zwar am Vorabende seiner Abreise nach Venedig, erhielt der Czar die Nachricht von dem Aufstande der Strelitzen. Sogleich gab er seinen Lieblingswunsch wegen der italienischen Reise auf, ließ zur Beendigung der, in Bezug auf den nahen Carlowitzer Frieden mit dem Wiener-

hofe noch zu vollführende n Unterhandlung den General Grafen Czeremetoff in Wien zurück und eilte schnell durch Polen nach Moskau, woselbst er das blutige Werk der Strelitzen-Vernichtung vollführte und als der strengste Richter auftrat, während in Wien noch Alles von seiner Leutseligkeit und Herzensgüte entzückt war.

Kriegsschiffe bei Wien.

Es ist allerdings nicht zu bestreiten, daß diese Überschrift was Weniges wie fabelhaft klingt, zum mindesten wie eine Überlieferung aus den Römerzeiten, wo die Donau bei Wien muthmaßlich etwas ausgebreiteter und die Kriegsschiffe ganz gewiß etwas eingezogener waren, als in neueren Zeiten. Demungeachtet aber sprechen wir von den letzteren; die Sache ist ganz reell, factisch und buchstäblich zu nehmen und des Breiteren im Wiener posttäglichen Mercurius, sodann auch im Wiener Diarium von den Jahren 1716 bis 1718 erwähnt.

Sie verhält sich wie folgt: Nachdem die Türken 1683 von Wien abgeschlagen worden waren und durch die nachfolgenden glänzenden Siege bei Eperies (16. Septbr. 1684), Mohacz (13. August 1687), Nissa (24. Septb. 1689) und Salankemen (19. August 1691) ꝛc. ganz Ungarn von ihnen befreit worden war, wurde beschlossen, den Krieg in ihrem eigenen Lande mit großem Nachdrucke fortzusetzen, und mehr als jemals gab man sich zu dieser Zeit der Hoffnung hin, den nach zweihundertjährigem Kampfe endlich in seinen Siegesfortschritten ernstlich gehemmten und gedemüthigten Erbfeind der Christenheit aus Europa zu verdrängen. Darum wurden auch unerhörte Anstrengungen gemacht und Dinge unternom-

men, die man in früherer Zeit für unmöglich hielt; in der spätern aber, und vielleicht auch nicht mit Unrecht, für Chimären halten muß.

Es wurde also auf Befehl Kaiser Leopold I. beschlossen, an der Donau in Wien einen großen Schiffbauplatz zu errichten und eigene Kriegsschiffe für diesen Fluß zu bauen, um dadurch den Transport der Truppen zu erleichtern und auch die feindlichen Festungen an der Donau attakiren zu können.

Unter Kaiser Joseph I. gerieth die Sache wieder ins Stocken, da dieser erleuchtete Monarch andere und wichtigere Dinge zu thun hatte, als einen unersprießlichen Türkenkrieg zu führen; allein Karl VI. faßte sie mit Nachdruck wieder auf, nachdem die spanischen Angelegenheiten geordnet waren.

Im J. 1715 wurde der Anfang zu diesem großen und sonderbaren Unternehmen gemacht. Der Schiffbauplatz befand sich im Prater in der Gegend des heutigen Feuerwerkplatzes, gegen die Schwimmschule zu. Zwei Schiffbaumeister, Daniel Davids aus England und Friedrich Gerson aus Hamburg, wurden eigens dazu verschrieben; im Prater selbst und in den Wäldern des Wienerwaldes und Kahlenberges wurden große Bäume zu diesem Zwecke gefällt, trotz Kälte und Schneegestöber eifrig gearbeitet, und bereits Anfangs April 1716 war das erste dieser Kriegsschiffe, von 60 Kanonen, fertig, in kurzer Zeit darauf das zweite von gleicher Größe, und Beide wurden den 15. Mai mit vieler Feierlichkeit und unter großem Zusammenflusse von Menschen, sowie in Gegenwart des ganzen Hofes, vom Stapel gelassen. Den 15. Juli desselben Jahres waren bereits sieben dieser Kolosse fertig und wurden an diesem Tage von dem Wiener Bischof, Sigmund, Graf v. Kollonitsch, im Beiseyn des päpstlichen Nuntius, aller Dignitäten und einer unermeßlichen Menge Volkes, die sich, wie das erwähnte Dia-

rium besagt, darum in so unglaublicher Anzahl versammelte, „weil man vorher noch nie dergleichen große Schiffe allhier gesehen," mit großen Ceremonien eingeweiht und ihnen die Namen: St. Maria, St. Leopold, St. Joseph, St. Carolus, St. Elisabeth, St. Stephan und St. Franziscus gegeben.

Als der Bischof den Segen ausgesprochen hatte, erhoben die Matrosen ein lautes Hussah, von den auf den Schiffen befindlichen Geschützen wurde eine dreimalige Salve gegeben, und die aufgestellte Stadtquardia feuerte eben so oft ihre Gewehre ab. Bald darauf fuhren vor der Hand die Schiffe Leopold, Joseph und Karl nach Peterwardein ab. Die Größe dieser Schiffe mochte jedenfalls bedeutend gewesen seyn, da von den meisten derselben die Länge 133 Schuh, die Breite 30 und darüber betrug, und sie 40, 50 und mehr Kanonen führten. Der erste Schiffscapitän, unter dessen Befehl diese drei Schiffe abgingen, hieß Kaspar Schwendimann.

Bis 10. Juni 1717 waren abermals drei Schiffe fertig, die von dem Dompropste Breitenbücher eingeweiht wurden und die Namen Capistran, Theresia (zu Ehren der den 13. Mai desselben J. gebornen Erzherzogin, nachmaligen Kaiserin M. Theresia) und Eugen, dem großen Helden zu Ehren, erhielten. Nunmehr hatte man bereits 10 Kriegsschiffe, deren Erbauung und Einrichtung nach ämtlichen Quellen 273,416 Gulden kosteten, eine Summe, die freilich jetzt ein einziges erfordern würde, allein damals herrschte auch noch keine so außerordentliche Wohlfeilheit — des Geldes, wie jetzt.

Diese Flotille mochte jedoch keine außerordentlichen Dinge verrichtet haben, wie es denn auch wohl kaum möglich war, denn nun trat ein großer Stillstand ein, und wir erfahren nichts mehr von ihrem Schicksale. Erst 1737 wurden wieder vier große Schiffe erbaut, und zu deren Leitung Matrosen aus

Hamburg, Genua und Liverpool angeworben, woraus sich mit vieler Wahrscheinlichkeit muthmaßen läßt, daß die frühere einheimische Schiffsmannschaft ihrem Zwecke nicht genügend entsprochen habe. Diese vier Schiffe, deren das größte 40, die anderen 36 Kanonen führten, wurden sogar einem Admirale, dem Marchese Pallavicini, untergeordnet, den 1. Juli von dem nunmehrigen Erzbischofe, Sigmund Grafen von Kollonitsch, auf das Feierlichste eingeweiht und erhielten den Namen: der Adler, zu Ehren der unbefleckten Empfängniß; der Löwe, zu Ehren des heil. Leopold; das Meer-Roß, zu Ehren des heil. Joseph, und der Wassermann, zu Ehren des heil. Erzengels Michael.

Am Abende desselben Tages besuchten der Kaiser und die Kaiserin mit den Erzherzoginnen diese Schiffe, wohnten verschiedenen Manövern bei und theilten unter das Schiffsvolk 600 Ducaten aus. Den 4. Juli fuhren diese vier Kriegsschiffe, sammt den vier, ebenfalls neu erbauten Schaluppen, unter dem Donner der Kanonen nach Belgrad ab, kamen jedoch nicht weiter, als an den untern Theil des Praters, wo sie ganz wohlgemuth auf den Sandbänken sitzen blieben und trotz aller Bemühungen nicht wieder flott gemacht werden konnten.

Endlich sah man sich abermals genöthigt, die fremden Schiffsleute zu entlassen und die Flotille mit Matrosen, welche zwar nicht der Schifffahrt auf dem hohen Meere, aber dafür jener auf der Donau kundig waren, zu bemannen. Demungeachtet blieb eines dieser Kriegsschiffe kurz darauf wieder auf einer Sandbank bei Petronell stecken, und mußte daselbst über fünf Wochen einen kläglichen Beweis der Unzweckmäßigkeit solcher Fahrzeuge auf diesem Flusse liefern. 1740 starb Karl VI.; der Türkenkrieg hatte für lange Zeit ein Ende; ja es wäre zu wünschen gewesen, er hätte sich auch in der Folge nicht wie-

der so unerfreulich erneuert, und die vierzehn Kriegsschiffe wurden nun in den wohlverdienten Ruhestand versetzt, dem sie nie hätten entrissen werden sollen. Wenigstens hörte man seit dieser Zeit nie mehr etwas von ihrer Existenz. Höchst möglich und wahrscheinlich, daß auch einige derselben schon früher ihren Untergang in dem klippenreichen Flußtheile gegen die Walachei gefunden hatten, und daß sich manche ärmliche Hütte eines walachischen Bauers mit dem traurigen Überreste dieser einst so Verderben drohenden Armada schmückte. — **Sic transit gloria Mundi.**

Der letzte Judentumult in Wien 1700.

Obschon durch eine kaiserliche Verordnung vom 14. Februar 1670 alle Juden aus Wien abgeschafft worden waren und diese Maßregel auch mit solcher Strenge durchgeführt wurde, daß sich bis zum nächsten Frohnleichnamsfeste kein Jude bei Lebensstrafe mehr in Wien sehen lassen durfte, so hatten sich doch im Laufe der folgenden Jahre wieder mehre in Wien eingefunden und waren stillschweigend geduldet worden, da man ihre Gewandtheit in Handels- und Wechselsachen zu jener Zeit nicht wohl entbehren konnte.

Nur durften sie fortan keine eigene Gemeinde mehr bilden, wie es vordem in der ehemaligen Judenstadt, dem größeren westlichen Theile der jetzigen Leopoldstadt, der Fall gewesen war, und bis zur Zeit Kaiser Josephs II. war ihnen auch keine eigene Synagoge gestattet, sondern sie mußten ihre Andacht in ihren Wohnungen verrichten.

Einzelne Israeliten aber, die sich in dieser oder jener Eigenschaft nützlich zu machen wußten, hatten sich mancher kaiserlicher Begünstigungen und Privilegien zu erfreuen und

im Jahre 1697 wurde der reiche und geschäftskundige Samuel Oppenheimer sogar mit der Freiheit begabt, ein Haus in Wien besitzen zu dürfen und, seiner finanziellen Speculationen wegen, wodurch er dem kaiserlichen Hofe mehrmals nützliche Dienste geleistet hatte, wurde ihm wieder der in früheren Zeiten sehr gewöhnliche Titel eines Hofjuden zugestanden.

Das ihm eigenthümliche Haus war jenes, welches die Ecke vom Bauernmarkt auf den Petersplatz macht und jetzt die Numer 577 trägt. Hier hatte er seine Schreibstuben und Geschäftslokale und seine ganze Hausgenossenschaft bestand natürlich auch aus Juden, da damals keinem Israeliten gestattet war, christliche Dienerschaft zu halten. Die Familie Oppenheimer zeichnete sich durch lange Jahre nicht nur durch ihren Reichthum und ihre Geschäftsthätigkeit, sondern auch durch Wohlthätigkeitssinn vortheilhaft aus, wie denn die Stiftung des heute noch bestehenden Israeliten-Spitals in der Roßau ihr Werk ist.

Obschon nun Kaiser Leopold I. durch diese Duldung wieder einen Beweis von Humanität gegeben und sich endlich über die damals so fest gewurzelten Vorurtheile des Volkes erhoben hatte, so legte das Letztere doch seinen angestammten Haß gegen die Juden noch lange nicht ab und sah im Allgemeinen jene Begünstigung nur mit Verdruß und Widerwillen. Wo es nur die Gelegenheit gestattete, wurden die Juden mißhandelt und verspottet und es bedurfte oft strenger Maßregeln, um sie vor den Gewaltthätigkeiten der rohen Menge zu schützen. So hatte man denn auch in Oppenheimer's Hause eine förmliche Wachstube einrichten lassen und dieselbe mit Rumorknechten (damalige Polizeisoldaten) besetzt, um jeder allenfalls sich ergebenden Unordnung zu steuern und die Einwohner zu beschützen. Dem-

ungeachtet aber wurde bei jeder Gelegenheit Anlaß zu Händeln gesucht und eine solche ergab sich besonders im Frühlinge des Jahres 1700. Zu jener Zeit trieben die Schornsteinfeger am häufigsten in dieser Gegend ihr Wesen und hielten in dem, dem Hause gegenüberliegenden Gasthause ihre Trinkgelage, welches deshalb auch bis auf die neuere Zeit das Rauchfangkehrer Bierhaus genannt wurde *). Auch hieß bis etwa vor 40 Jahren der Schild einer Leinwandhandlung links vom Thore des genannten Eckhauses aus gleichem Grunde: „zum Rauchfangkehrer.“

Den 21. April des genannten Jahres nun unterhielten sich zwei Schornsteinfeger auf einer Bank vor dem Wirthshause mit dem bekannten Spiele des Mühlfahrens. Ein Jude sah ihnen vom Fenster aus zu und als sich der eine Spieler, seines fortwährenden Verlustes wegen, ärgerte und seinen Unmuth in lauten Worten ausließ, konnte der Jude unglücklicher Weise sein Lachen nicht unterdrücken. Der ohnedieß Aufgeregte wurde dadurch noch mehr erbittert und, begierig, eine Gelegenheit zu finden, den verhaßten Israeliten einen Possen zu spielen, klopfte er mit der umgekehrten Hand auf die Bank. Dieses Manöver scheint zu jener Zeit ein allgemein angenommenes Zeichen des Spottes und den Juden eben so verhaßt gewesen zu seyn, als ein gewisses Spottwort in neuerer Zeit.

Kurz, der Jude wurde darüber im höchsten Grade erboßt und da der Spötter trotz aller Ermahnungen mit dem verhöhnenden Pochen nicht nachließ, so berief der Jude einige Rumorknechte, und diese verjagten den Schornsteinfeger, wo-

*) Heutzutage ist das sogenannte bayerische Bierhaus in dem kleinen Gäßchen, welches von der Wallnerstraße zum Neubade führt, größtentheils das Erholungslokale der Schornsteinfeger.

bei dieser jedoch, weil er sich auf das Heftigste widersetzte, einige Streiche erhielt.

Natürlich hatte sich bei diesem lärmenden Vorgang schnell eine Menge Volkes gesammelt, welcher sich die höchste Indignation bemächtigte, weil ein Christ eines Juden wegen geschlagen worden war. Auf nähere Untersuchung der Umstände ließ sich der Pöbel, wie gewöhnlich, nicht ein. Anfangs machte sich der allgemeine Unwille nur in lautem Gemurre und Gezänke kund. Allein die edle Jugend, besonders die von jeher durch ihre eifrige Bereitwilligkeit in solchen Fällen bekannte Corporation der Schuster- und Schlosser-Lehrjungen, ergriff auf das Begierigste die ersehnte Gelegenheit zu einem kleinen Skandal. Rasch wurden einer an der Ecke des Hauses sitzenden und markthaltenden Bäuerin die Eier weggenommen und die Fenster des Juden damit bombardirt. Dem belebenden Beispiele folgte auch bald der ganze Haufe, wie nur der erste Anlaß gegeben war.

Als die erste Munition verschossen war und eine ganze Poularderie die Wände und zerbrochenen Fenster färbte, griff man zu Steinen, so daß in kurzer Zeit kein Fenster mehr ganz blieb. Da nun die Sache einmal im Gange war und unverantwortlicher Weise von keiner Seite her Einhalt geschah, obschon die Militärwache am Petersplatz nur wenige Schritte davon entfernt war, so fehlte es auch nicht an mannhaften Anführern, die mit lauter Stimme die Tumultuanten zu immer größeren Excessen aufforderten und worunter sich besonders die Genossen der Rauchfangkehrergilde, als die jedenfalls an der Sache zumeist Betheiligten, auszeichneten.

Der tobende Haufe, sowie dessen unbezähmte Wuth, vermehrte sich zusehends und endlich faßte man den festen Entschluß, das Haus förmlich zu erstürmen. Das Thor, welches die

erschrockenen Juden nur nothdürftig verrammelt hatten, wurde gesprengt, der rasende Pöbel drang wuthschnaubend ein, alle Hausgeräthe wurden zerschlagen, die Schriften und Handlungsbücher in Stücke zerrissen, Gold und Silber Händevoll zu den Fenstern hinausgeworfen, die Boden der Weinfässer eingeschlagen, Spiegel und Uhren zertrümmert, kurz aller erdenkliche Gräuel verübt, ohne daß demselben der mindeste Einhalt von Seiten der Behörden gethan wurde. Die auf den Tod erschrockenen Juden aber hatten sich mit genauer Noth in feste unterirdische Gewölbe gerettet und dieselben, so gut es anging, verschlossen und verrammelt.

Endlich, nachdem der Unfug schon über eine Stunde gedauert hatte, und der tobende Haufe bereits damit beschäftigt war, die Thüren dieser festen Gemächer mit Äxten und Brecheisen zu sprengen, um die Unglücklichen ihrer Wuth aufzuopfern, erschien ein kaiserlicher Befehl an die Wache, dem Unwesen zu steuern. Die Menge war aber bereits so angewachsen, ihre Wuth hatte einen solchen Grad erreicht, daß ein förmlicher Kampf entstand, und nur, als den Soldaten endlich scharf zu feuern befohlen wurde und einige von den Tumultuanten todt auf dem Platze blieben, verloren sich die Übrigen nach und nach.

Gegen Abend erneuerte sich jedoch der Tumult abermals; aufs Neue wurden Massen von Steinen auf das Haus und die Militärwache geschleudert, und eine Masse Volks rottete sich um das Haus und in den benachbarten Gassen zusammen, so daß Niemand seines Lebens sicher gehen konnte. Nun endlich wurden die ernsthaftesten Anstalten getroffen. Man führte sechs Stücke, mit Kartätschen geladen, dergestalt auf, daß man alle Gassen damit bestreichen konnte, welche in diese Gegend führten; das Haus des Juden aber wurde von einer hin-

länglichen Militärwache besetzt. Nun verlief sich das Volk, durch diese drohenden Maßregeln eingeschüchtert und die Nacht verfloß ruhig. — Auch den Behörden wurde die strengste Wachsamkeit eingeschärft und noch an demselben Abend begannen die Untersuchungen und Verhöre mit jenen Tumultuanten, die man eingefangen hatte. Da man durch diese in Erfahrung gebracht hatte, welche Individuen den ersten Anstoß zur Erstürmung des Hauses gegeben und dabei selbst auf das Thätigste Hand angelegt hatten, so wurden am folgenden Tage Morgens um drei Uhr, ein Schornsteinfeger-, nebst einem Schwertfegergesellen aus dem Bette geholt, ihnen als Rädelsführer ein kurzer Proceß gemacht und beide schon um 4 Uhr an die eisenen Fenstergitter des Judenhauses aufgeknüpft, wo sie zur Abschreckung und Warnung bis Abends hängen blieben. Diese schnelle Gerechtigkeitspflege hatte nun freilich das Gute, daß die Ordnung fortan nicht mehr gestört wurde; früheres Einschreiten würde jedoch vieles Unheil verhütet und vielleicht auch diese schauerliche Gewaltmaßregel erspart haben.

Den folgenden Tag durchritt der damalige Stadtcommandant, Guido Graf von Starhemberg, an der Spitze einer bedeutenden Truppe von der Garnison, einige Male die Stadt und Nachmittags wurde auf verschiedenen Plätzen der Stadt unter Trompetenschall ausgerufen, daß, wer etwas von Briefschaften, Geld oder anderen Gute des Oppenheimer hätte, solche auf die Schranne zum kaiserlichen Stadt- und Landgericht auf den hohen Markt bringen sollte, wofür er wegen der Theilnahme an dem Tumulte pardonirt werden würde. Auch die Geistlichen mußten das Volk von der Kanzel ermahnen, das Geraubte wieder zurückzustellen und so kam denn auch ein großer Theil desselben wieder in die Hände des Juden. Demungeachtet berechnete man dessen unersetzbaren Schaden

auf mehr als 100,000 Gulden, zu jenen Zeiten eine allerdings artige Summe, die uns von dem Reichthume Oppenheimers und der Gier des Volkes, ihn desselben zu entledigen, einen hinlänglichen Beweis geben kann.

Für die Folge wurden solche Anstalten getroffen, daß sich Gottlob ein so empörender Frevel nie mehr ereignen konnte, bis endlich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhundertes die so lange gedrückten Israeliten vollends unter den Schutz weiser Gesetze gestellt wurden und überhaupt zunehmende Humanität ihnen ein besseres Los sicherte.

Kaiser Joseph I.

Das Leben und Wirken dieses erleuchteten Monarchen.

Wenn uns die großen Eigenschaften und das wohlthätige Wirken des unvergeßlichen Kaisers Joseph II. mit Bewunderung erfüllen und dessen Ruhm mit Recht ein europäischer, ja cosmopolitischer geworden ist, so verdient die leider nur kurze Regierung Joseph I. nicht minderen Ruhm, um so mehr, wenn wir bedenken, daß dieselbe in eine Zeit fiel, in welcher es einem Monarchen bei Weitem schwerer wurde, sich über seine Zeit und Zeitgenossen zu erheben, seit Jahrhunderten eingewurzelte und noch in ganzer Kraft bestehende Vorurtheile zu bekämpfen und über dieselben das Licht der echten Humanität leuchten zu lassen.

Zudem fiel sein ganzes Leben in eine höchst bewegte Zeit und sein Vater Leopold I. war, trotz vieler guten Eigenschaften, wahrlich nicht der Mann, welcher Gesinnungen, die seinem bisherigen Regierungssysteme fremd waren, in dem jungen

Prinzen erweckt und begünstigt hätte. Joseph's weise und edle Eigenschaften entwickelten sich daher vorzugsweise durch seine eigenen trefflichen Anlagen und durch eine sorgfältig geleitete Erziehung und in diesem Punkte gereicht es jedenfalls Kaiser Leopold zum großen Lobe, die nöthigen Mittel derselben gewählt oder mindestens zugelassen zu haben.

Joseph I., der älteste Sohn Kaiser Leopolds und der Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia, Prinzessin von Pfalz-Neuburg, einer durch ihre Frömmigkeit und Herzensgüte bekannten Dame, wurde geboren zu Wien den 26. Juli 1678 und erhielt in der Taufe die Namen Joseph Jakob Ignaz Johann Anton Eustach. Seine Taufpathen waren die Königin von Spanien, Maria Anna, Tochter Kaiser Ferdinand III., deren Stelle durch den Herzog von Pfalz-Neuburg vertreten wurde; Ferdinand Maria, Kurfürst von Bayern und die verwitwete Kaiserin, Eleonora von Mantua, des Prinzen Großmutter. Zur Feier der Geburt wurde die Stadt Wien drei Tage hindurch auf das Festlichste erleuchtet und sowohl durch Veranstaltung des Magistrates auf dem Graben, als auch bei den Wohnungen des päpstlichen Nuntius und des spanischen Gesandten sprang rother und weißer Wein und wurden Brot, Fleisch und Geld unter das Volk ausgeworfen.

Obschon nun schon die ersten Jahre seines Lebens in mißliche und unruhige Zeiten fiel und der Prinz zweimal im zartesten Lebensalter von Wien hinweg geflüchtet werden mußte und zwar 1679 zur Zeit der großen Pest und 1683, als sich das türkische Heer Wien näherte, so wurde dessen Erziehung doch auf das Sorgfältigste betrieben und zu seinem Oberstthofmeister mit dem glücklichsten Tacte der wissenschaftlich gebildete und durch die humansten Gesinnungen ausgezeichnete Fürst von Salm-Neuburg gewählt, unter dessen

Leitung der gelehrte und durch seine edlen Eigenschaften bekannte Franz Ferdinand, Freiherr von Rummel, damals Propst zu Breslau und Glogau in Schlesien, später (letzter) Bischof von Wien, die eigentliche Erziehung besorgte.

Joseph zeigte sich schon in frühester Jugend äußerst wiß- und lernbegierig, mild und leutselig, aber auch lebhaften Geistes und entschiedener Feind alles Aberglaubens; so sehr er sich auch, wie alle Glieder des habsburgischen Stammes, durch echte Frömmigkeit und Gottesfurcht auszeichnete. Die innigste Freundschaft verband ihn schon in frühester Jugend mit dem tapfern Kurfürsten Friedrich August von Sachsen (nachmals als König von Polen August II.) und bekannt ist folgende Anecdote aus dieser Zeit: Während der Anwesenheit des Letzteren in Wien schliefen beide in einem Zimmer der kaiserlichen Burg. Einmal wurden sie des Nachts von einem unheimlichen Lichtschein und einer dumpfen Stimme geweckt und eine Gestalt in weißem schleppenden Gewande stand vor ihrem Bette, ihrer Verbindung mit hohler Stimme Unheil drohend. Rasch sprang der junge Kurfürst auf, ergriff das sich sträubende und schreiende Gespenst mit nervigen Armen und warf es ohne weiteres Bedenken durch das Fenster in den Burggraben hinab. Ein schändliches Complot wurde durch diese rasche That enthüllt.

Schon in seinem neunten Jahre (1687), wurde der Erzherzog Joseph zu Preßburg zum König von Ungarn gekrönt, in seinem zwölften, den 24. August 1690 erhielt er durch einstimmige Wahl zu Frankfurt die römische Königskrone. Von seinem siebzehnten Jahre an widmete er sich mit ganzer Seele den Staatsgeschäften. Besondere Vorliebe zeigte er für die kriegerische Laufbahn und äußerte dabei eben so viel Einsicht als Unerschrockenheit. Als im Jahre 1698 der große Czar

Peter Wien besuchte und der Kaiser ihm zu Ehren ein prachtvolles Bankett in der kaiserlichen Favorite gab, zeichnete sich König Joseph durch mehre ritterliche Übungen vor dem Czar aus, der ihn besonders lieb gewann. Bei dem eben daselbst angestellten Maskenfeste trug er die Charactermaske eines Ägypters und seine Genossin war Gräfin Traun, Gemahlin des obersten Landesmarschalls.

Im Jahre 1699 fand Josephs feierliche Vermählung mit der Prinzessin Amalie Wilhelmine von Braunschweig Statt. Sie war in Italien von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten und kam den 18. Februar des genannten Jahres mit ihrer Mutter nach Tuln, von wo sie König Joseph mit einem Gefolge von 120 Postillons zu Pferde abholte, die beim Einzuge in Wien fröhlich ihre Hörner ertönen ließen. Die weiteren Festlichkeiten s. bei dem Artikel: Wiener Freuden- und Ehrenfeste ꝛc.

Da 1701 der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, so begab sich König Joseph zur Armee an den Rhein und legte daselbst die ersten und zwar bedeutenden Proben seiner Tapferkeit und Einsicht ab. 1702 eroberte er die bisher für unüberwindlich gehaltene Festung Landau in Elsaß nach einer Belagerung von 82 Tagen. Auf die Mauern dieser von dem berühmten Vauban erbaute Festung hatte man den stolzen Spruch einhauen lassen: **Haec Nemini cedit** (Sie ergibt sich Niemand). Nach der Eroberung fand man nicht nur schnell aus, daß in diesen Worten das Chronostikon der Jahreszahl 1702 stecke, sondern man verwandelte sie mit der damaligen Sprungfertigkeit des Witzes in folgende: **tanDeM CessIt CaesarI.** (Doch aber an den König.)

Den 5. Mai 1705 starb Kaiser Leopold I. und Joseph folgte ihm ungehindert auf dem Throne nach. Den 22. Sep-

tember desselben Jahres hatte die feierliche Erbhuldigung in Wien Statt, von welcher eine Beschreibung derselben in Folio, mit zahlreichen, gut gearbeiteten Kupferstichen erschien.

Als Kaiser machte er sogleich die zweckmäßigsten Einrichtungen und Verbesserungen im Staatshaushalte. Er verminderte die bisher übermäßige Zahl von Mitgliedern des geheimen Rathes und der Kammerherren und vereinfachte zuerst das Hofceremoniell. Im Jahre 1706 wurden zwei Anstalten in Wien errichtet, die noch bis auf den heutigen Tag segenbringend bestehen: Die kaiserliche Bank und eine Akademie der Künste und Wissenschaften. Erstere wurde an den Wiener-Stadtrath übertragen und ihr erstes Locale befand sich am Dominikanerplatze in der einstigen Barbarastiftung.

Die Akademie hatte ihr prachtvoll erbautes Locale, das noch 1730 mit einer neuen Façade versehen wurde, an der Stelle der heutigen großen Militärcaserne in der Alsergasse. Es war ein langes, zweistöckiges und höchst geschmackvolles Gebäude mit 38 Fenstern in der Fronte und hatte zwei große Einfahrtthore. Den Fronton zierten 12 schöne korinthische Säulen, in deren Mitte in einer Nische die Bildsäule Minervens aufgestellt war. Der Giebel war mit einem großen allegorischen Basreliefs geschmückt. In dieser Anstalt, welche der Obsorge der niederösterr. Stände übertragen und daher gewöhnlich kaiserl. Landschafts-Akademie genannt wurde, waren die Hauptlehrgegenstände: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Mathematik und Mechanik mit den verwandten Wissenschaften. Zu Protectoren wurden der damalige Hofkanzler Graf von Sinzendorf und der Oberstküchenmeister Graf von Paar ernannt. Die ersten Curatoren aber waren die als ausübende Künstler wohlbekannte Johann Stadl und Peter Strudl von

Strudeldorf, von welch Letzterem sich der noch heute also genannte Strudelhof in der Karlsgasse, Alservorstadt, herschreibt. Die Lehrfächer wurden von ausgezeichneten Künstlern besetzt, auch Kunstwerke aller Art, vorzüglich aus Italien, als Muster angeschafft und die Akademie feierlich den 18. December 1706 eröffnet*).

Kaiser Joseph war selbst, wie überhaupt höchst wissenschaftlich gebildet, auch in der bildenden Kunst wohl erfahren und es mag interessant seyn, zu erfahren, daß wir noch heute ein Denkmal in Wien besitzen, das ursprünglich aus seinem Geiste hervorgegangen. Von ihm ist nämlich der Entwurf zu dem schönen Tempel auf dem hohen Markte, den Fischer von Erlach nach des Kaisers eigener Zeichnung ausführte. Leider entspricht die darin befindliche Gruppe von Corradini an Kunstwerth bei Weitem nicht dem herrlichen Gebäude.

Obwohl Kaiser Joseph I. kein Freund von übermäßigem Prunke war, so zeigte er sich doch bei passenden Gelegenheiten gerne im Glanze der Majestät und seine Vorliebe für ritterliche Übungen führte manches prachtvolle Schauspiel herbei. So hatte den 7. und 8. Juli 1706 ein glänzendes Turnier im kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn Statt. Die dazu auserwählten Cavaliere theilten sich in zwei Züge, deren einen der Kaiser selbst, den andern dessen Schwager, Prinz Maximilian von Braunschweig anführte.

Die erste Abtheilung bildete sich folgendermaßen: Zuerst

---

*) Erst nach der Aufhebung der Jesuiten wurde die Akademie unter veränderten Bestimmungen und dem angemessenen Titel: Academie der bildenden Künste, in deren Collegiatgebäude in die Annagasse versetzt, wo sie sich noch heute befindet.

kam der Unterbereiter, dann acht herrlich geschmückte Reitpferde, deren jedes von zwei Reitknechten in reicher Livree geführt wurde. Ein doppelter Chor von zwölf Trompetern zu Pferde. Zehn kaiserliche Läufer in reich mit Gold gestickter Kleidung. Zwölf kaiserliche Leiblakeien. Graf Guido von Starhemberg als Unteranführer der ersten Abtheilung in rother, reich mit Gold gestickter Kleidung, auf dem reichen Barett einen Busch von weißen Straußfedern, aus dessen Mitte eine große blaue Feder ragte. Sechs kaiserliche Edelknaben mit vergoldeten Lanzen. Der Kaiser selbst, im prachtvollsten, von Juwelen blitzenden Costume. Hinter demselben folgten die Cavaliere paarweise, alle in kostbaren rothen goldgestickten Kleidern, ebenfalls zu Pferde. — Die zweite Abtheilung folgte unter Anführung des Prinzen von Braunschweig und des Grafen von Herbeville in gleicher Ordnung. Ihre Kleidung war blau mit Gold und reichem Juwelenschmuck. Auf dem Barette hatten sie ebenfalls weiße Straußfedern mit einer hervorragenden rothen. Nachdem der herrliche Aufzug vorüber war, stellte sich jede Abtheilung an den bestimmten Ort und das Turnier begann, dessen Anfang der Kaiser selbst mit dem Prinzen von Braunschweig machte. Nach vollendetem Rennen wurden von den bestimmten Preisrichtern die kostbaren Preise und zwar auf folgende Art ausgetheilt: Im Lanzenstechen dem Grafen Johann Joachim vor Zierotin einen großen silbernen Leuchter mit drei Armen. — Im Pistolenschießen dem Kaiser ein großes, silbernes Lavoir. — Wegen der Darda oder kurzen Lanze dem Grafen Leopold von Colalto zwei silberne Wandleuchter mit Spiegeln. — Im Degengefechte dem Grafen Johann von Paar eine große, kostbare Uhr. — Wegen Mehrheit der im Ringelrennen heruntergestochenen Köpfe (welche aus hölzenen Türkenköpfen bestanden) dem Kaiser eine kostbare Nachttoi-

lette. Abends hatte noch ein prachtvoller Ball bei Beleuchtung des Schlosses und Gartens Statt.

Auf das Glänzendste feierte Joseph auch 1707 die Vermählung seines Bruders, des Königs von Spanien Karl III. (als Kaiser VI.) mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, mit welcher er selbst mittelst Procuration getraut wurde, da sich Karl damals noch in Spanien befand, in demselben Jahre auch die Vermählung seiner Schwester, der Prinzessin Maria Anna mit dem König Johann V. von Portugal.

So eifrig Joseph für das innere Wohl seiner Länder sorgte, so thätig war er auch in der Leitung der äußeren Staatsgeschäfte. Der fortwährende Krieg mit Frankreich zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich und obwohl er als Kaiser nicht selbst mehr zu Felde zog, so wußte er doch durch kluge Wahl von Feldherren auf das Thätigste zu wirken. Sein ganzes Vertrauen schenkte er mit vollem Rechte seinem Jugendfreunde Eugen von Savoyen, der selbst oft erklärte, Kaiser Joseph sei ihm bei allen Gelegenheiten wie ein Bruder gewesen.

Mit dem Scharfblicke des neuen Oberhauptes des Hauses Österreich kam darum ein neuer Schwung in den Krieg und seine milden und versöhnenden Maßregeln beschwichtigten auch bald die Unruhen in Ungarn, die sich noch bei dem Tode seines Vaters drohend genug gezeigt hatten; so geschah es, daß die kaiserlichen Heere in Spanien und Italien siegreiche Fortschritte machten und daß sich Frankreichs Schatz in unermeßlichen Anstrengungen erschöpfen mußte, um einen Zweig seines Hauses auf den spanischen Thron zu erheben. Joseph war aber nicht allein tapfer und scharfsinnig in Angelegenheiten des Krieges, er besaß auch feine Politik genug, um

sich nicht bloß aus Etikette-Rücksichten einen neuen gefährlichen Feind zu erwecken. So ließ er den Schwedenkönig Karl XII., der damals auf dem Gipfel seines Glückes stand, den eigenmächtigen Durchzug durch Schlesien ungeahndet dahingehen, obschon man ihn von mehren Seiten zur Widersetzung oder Ahndung dieser Eigenmächtigkeit angefeuert hatte.

Den 11. Juli 1709 wurde in der kaiserlichen Favorite abermals ein prachtvolles Turnier abgehalten, wobei drei Abtheilungen in Roth mit Gold, Blau mit Silber und Grün mit Gold waren und der Kaiser wieder in der Lanze, dem Pistole und der Mehrheit der Köpfe wegen Preise errang. In demselben Jahre ordnete der Kaiser eine enge Conferenz oder geheimen Rath von acht der vornehmsten Hofbeamten an. Zu jener Zeit hatte bei der anwachsenden Volksmenge in Wien mit den steigenden Bedürfnissen der Wucher so um sich gegriffen, daß auf Befehl des Kaisers Joseph I. das Versatz- und Fragamt (bis 1783 in der Annagasse, dann im Dorotheerklostergebäude nach Aufhebung dieses Stiftes) errichtet wurde. Nebst Salz und Tabak wurde auch das Baumöl als kaiserliches Monopol erklärt, endlich erschien eine Brennholzordnung zur Vermeidung des übertriebenen Preises dieses immer nothwendiger werdenden Materiales.

Nachdem sich in Ungarn die Unruhen noch nicht vollständig gestillt hatten und durch die Einfälle Rakoczy's noch einmal die Hauptstadt bedroht wurde, krönte Joseph sein segensreiches Wirken durch die Präliminarien des versöhnenden Vertrages von Szathmar, dessen vollständigen Abschluß er jedoch leider nicht mehr erleben sollte.

Den 12. April 1711 speiste der Kaiser bei den Carmelitern auf der Laimgrube zu Mittag, hatte aber bereits Mangel an

Appetit und befahl, um diesen zu erregen, bei der Rückfahrt die Pferde gallopiren zu lassen. Es war jedoch vergeblich und auch die des andern Tages angestellte große Jagd brachte keine Änderung seines Unwohlseyns hervor, er bekam während derselben so heftige Rückenschmerzen, daß er sich bei der Nachhausekunft sogleich zu Bett begeben mußte. Die schnell gerufenen Ärzte erkannten sogleich die Symptome der Kinderpocken, welche eben damals gefährlich in Wien grassirten. Es wurden schnell alle damals üblichen Mittel angewandt, die Pocken zeigten sich auch Anfangs ziemlich gutartig und kamen häufig zum Vorschein, so daß man die beste Hoffnung hegte. Auch wurden, wie gewöhnlich bei solchen Fällen, Prozessionen und Betstunden angeordnet. Den 16. April Abends auf einmal überfiel den Kaiser große Hitze im Kopf und man fürchtete einen üblen Ausgang.

Sogleich wurde ein Consilium von Ärzten zusammengerufen, bei welchem der kaiserl. Leibarzt Dr. Stockhammer präsidirte. Die Herren erkannten zwar, daß die höchste Gefahr vorhanden sei, brachten aber die ganze Nacht mit Consultationen zu und erst des andern Morgens frühe, als es schon zu spät war, wurde man über die Arzneien einig, welche dem Kaiser gereicht werden sollten. Joseph sah dem Tode mit gefaßtem Blicke entgegen, er nahm den herzlichsten Abschied von seiner Familie, übertrug seiner Mutter die Interims-Regierung bis zur Ankunft seines Bruders und Nachfolgers Karl und entschlief nach erhaltenen Sterbesakramenten den 17. April 1711 nach 10 Uhr Vormittags. Den 20. Abends wurde der Leichnam mit den üblichen Ceremonien in der kaiserlichen Gruft beigesetzt. Bei der Obduction hatte man das Eingeweide von dem Pockengifte angegriffen gefunden.

Kaiser Joseph hatte 32 Jahre, 8 Monate und 25 Tage gelebt, 24 Jahre war er ungarischer, 22 Jahre römischer König gewesen, als Kaiser hatte er nur 6 Jahre regiert. Seine Witwe Amalia Wilhelmine stiftete in der Folge das Salesianerkloster, wo sie oft ihre Zeit mit seinem Andenken beschäftigt zubrachte. Sie hatte ihm außer einen in der Wiege gestorbenen Prinzen zwei Töchter geboren, Maria Josepha, welche in der Folge mit dem Kurfürsten August von Sachsen, und Maria Amalia, welche mit dem Kurfürsten von Bayern Karl Albrecht vermählt wurde, der in der Folge, nach Karl VI. Tode, Ansprüche auf das österreichische Erbe machte und als Karl VII. zum römisch-deutschen Kaiser erwählt wurde.

Kaiser Joseph I. war in seiner Jugend das Ideal der männlichen Schönheit. Seine Statur war über die Mittelgröße. Er hatte eine hohe Stirne, blonde Haare, hervorstehende blauen Augen, hohe, etwas aufgeworfene Lippen, einen weiblichzarten Teint und eine blühende jugendliche Farbe. Im Knabenalter übertraf seine Schönheit die eines Frauenzimmer, wovon ein noch vorhandenes gutes Portrait in dem Buche: „Der durchleuchtigsten Erzherzogen zum Österreich Leben ꝛc.“ Nürnberg bei Endters 1704; Zeugniß gibt; in reiferen Jahren verwandelte sich die zarte Bildung in eine herrliche Männergestalt, nachdem die vielen Jagden, bei welchen er stundenlang sich der drückendsten Sonnenhitze und jedem Witterungswechsel aussetzte, so wie der Feldzug sein Antlitz gebräunt und seinen Körper abgehärtet hatten.

In seinen Zügen lag hohe Anmuth, etwas Durchdringendes und Imponirendes in seinen raschen feurigen Blicken. In seinem Character stach Jovialität hervor. Daher seine Neigung zum Vergnügen, ohne daß er darüber seine Herrscher-

sorgen nur einen Augenblick vergessen hätte; daher seine unzerstörbare Munterkeit selbst unter den ernsthaftesten und verdrüßlichsten Geschäften, daher seine Vorliebe für Männer von frohem Witze und guter Laune.

Die Hauptergötzlichkeit Josephs war die Jagd. Mit ihr beschäftigte er sich ganze Tage; oft hielt er in Jagdhäusern Staatsconferenzen. Auch der Musik, der Baukunst, dem Schauspiele und den meisten Künsten, die das gesellige Vergnügen erhöhen, war dieser Fürst ergeben, ohne seine höheren Pflichten dabei zu vernachläßigen. Darin kam ihm seine treffliche Weise zu arbeiten sehr zu Statten. Sein heller Blick ergriff sogleich das Wesentliche und Nothwendige und er wirkte mit aller Kraft und Schnelligkeit stets auf den Hauptpunct hin, indem er, gleich seinem großen Nachfolger Joseph II., alle Details seiner Selbstherrschaft für unwürdig hielt und sich weise damit begnügte, über die Vollziehung seiner Befehle zu wachen.

Joseph besaß auch eine ausgebreitete Kenntniß der Geschichte, der Rechtsgelehrsamkeit und, da er seit seinem sechzehnten Jahre den Sitzungen des Staatsrathes ununterbrochen und mit Aufmerksamkeit beigewohnt hatte, vertraute Kenntniß seiner Erbstaaten, ihrer Verhältnisse und Interessen. Er durchsuchte als Regent die ganze Staatsverwaltung, spürte ihren Gebrechen nach und stellte viele derselben ab. Noch in der letzten Zeit seines Lebens nahm er sich vor, sobald der Krieg mit Frankreich geendet seyn würde, jedes seiner Länder zu bereisen, um auch alle einzelnen Theile der Staatsverwaltung kennen zu lernen. Oft sprach er mit Wärme und Sehnsucht von dieser Reise, schon hatte er sich ein kleines Gefolg dazu ausersehen, als ihn der Tod viel zu früh der Erde entriß.

Joseph redete und schrieb vollkommen die deutsche, lateinische, französische, spanische, italienische, böhmische und ungarische Sprache. Von rein sanguinischen Temperamente, war er heftig und aufbrausend, aber eben so schnell wieder besänftigt. Wenn der Moment es forderte, bewaffnete er sich mit den Donnerkeulen der Majestät; kaum war aber jener vorüber, so erschien er wieder herablassend, mittheilend, als der glänzendste Gesellschafter. In den Audienzen bewies er eine solche Geduld, daß er die Gründe seiner Weigerung mit Theilnahme und Umständlichkeit auseinander setzte.

In seinen Rathsversammlungen hörte Joseph die Meinungen, Rathschläge und Propositionen seiner Minister mit Aufmerksamkeit an und beantwortete sie mit Einsicht und Weisheit. Seine eigenen Rathschläge waren fast immer von dem glücklichsten Erfolg begleitet. Nur dann, wenn Jemand ihn mit Gründen eines Bessern belehren konnte, wich er von seiner Meinung ab und zwar, nach besserer Überzeugung, mit Freuden, ohne indessen je der Selbstständigkeit seiner Gewalt etwas zu vergeben. Er besaß große Geschicklichkeit und seltene Menschenkenntniß in der Wahl seiner Feldherren und Minister und ließ sich dabei durch keinen Einfluß bestimmen. Zwar war Joseph außerordentlich prachtliebend und übertraf hierin sogar seinen Vater, aber er entfernte auch zuerst das strenge Ceremoniel, das vor ihm ängstlich beobachtet wurde, entledigte sich der steifen, spanischen Manteltracht und war überhaupt ein Feind alles Zwanges. So trug er z. B. an Liebsten seine eigenen, langgelockten Haare und war eine Perücke unvermeidlich, so mußte sie der natürlichen Haarform gemäß gearbeitet seyn.

Mit ungemeiner Güte und Herablassung behandelte er

seine Dienerschaft und verabscheute jede Schmeichelei. Auf der Jagd ließ er sich oft mit Bauern in ein Gespräch ein und ergötzte sich an ihrer Naivität. Dem Müßiggange war Joseph Feind; darum wurden auf seinen Befehl Arbeitshäuser errichtet und nur den wahren Hilfsbedürftigen Versorgung angewiesen. Joseph war fromm ohne Heuchelei, andächtig ohne Bigotterie und seiner Religion vom Herzen zugethan, damit verband er jedoch eine milde Duldung Andersdenkender und er war es, der zuerst den Grund zur Humanität und allgemeinen Menschenliebe legte, die in neueren Zeiten so schöne Früchte trug.

Joseph wurde von seinen Unterthanen fast abgöttisch geliebt, er besaß schon als Prinz eine ungeheure Popularität und als die Gefahr, in welcher sein Leben schwebte, in der Hauptstadt kund wurde, strömte Alles in gedrängten Haufen nach den Tempeln; sogar die Juden und Türken theilten unter die Armen reichlich Almosen aus, auf daß für den geliebten Fürsten gebetet werde. Allgemein und herzlich wurde sein früher Tod beklagt und die Bewohner der Hauptstadt betrauerten den Verlust ihres vorzüglichsten Wohlthäters, da er ihnen durch Milde und Liebe ein goldenes Zeitalter geschaffen hatte. Seine sanfte und wohlthätige Regierung, sein offener, froher Sinn, seine unermüdete Wirksamkeit belebte Alles; der Staat schien wie neugeboren, das bürgerliche Leben gesellschaftlicher und traulicher, indem sich der Geist und die Heiterkeit des Fürsten überall mittheilten. Ungeachtet des durch die langen Kriege herrschenden Geldmangels erhöhte Joseph nie die Steuern, ja es war sein fester Vorsatz, nach geendigtem Kriege die gewöhnlichen Auflagen zu vermindern. Alles schnell begreifend, mit durchdringendem Blicke übersehend, arbeitete er

mit großer Leichtigkeit; sein Gedächtniß war so trefflich, daß er nichts vergaß, was er einmal gelesen oder gehört hatte. Entschieden war seine Neigung für das Kriegsleben und nur die angelegentlichste Sorge um den Staat konnte ihn verhindern, noch als Monarch an demselben Theil zu nehmen.

Er war mit einem Worte ein Fürst von seltenen Fähigkeiten, die Wonne seiner Unterthanen, ein guter Sohn und Gatte, ein edler Mensch und ein einsichtsvoller, gütiger und selbstständiger Herrscher. Sanftmuth, Mitleid, Gutmüthigkeit und Großmuth waren die Hauptzüge seines Characters. Darum ist es nur billig, daß man über die Vortrefflichkeit seiner Nachfolger auch Joseph I. nicht vergesse und den Monarchen ehre, der in seiner leider so kurzen Regierung des Guten und Vortrefflichen so viel geleistet hat, dessen segensvolles Leben durch echte Humanität ausgezeichnet war, die sich in jedem seiner Schritte auf das Herrlichste kund gegeben hat. Als Sommeraufenthalt liebte Joseph vorzüglich Schönbrunn und die alte kaiserliche Favorite, den heutigen Augarten, wo er jene großen Alleen von Kastanienbäumen setzen ließ, die sich vom Gartengebäude rechts nach dem Tabor hinziehen und deren Pflanzung man so oft Joseph II. zugeschrieben hat, obschon uns schon der bloße Anblick derselben eines Besseren belehren kann *). In der Burg bewohnte er den ersten Stock des Leopoldinischen Tractes, links gegen das Ausgangsthor.

Kaiser Joseph I. Sarkophag in der Kaisergruft bei den Kapuzinern ist der reichste, pracht- und geschmackvollste unter

*) Joseph II. pflanzte die Baumreihen, welche sich vom Eingange gerade gegen die Terassen hinziehen.

allen daselbst befindlichen Särgen. Er ist aus getriebenem Silber und mit zwei kunstreichen Basreliefs geziert.

Die verwitwete Kaiserin Amalia Wilhelmine überlebte den Kaiser um 31 Jahre. Sie starb den 10. April 1742 und ruht in dem von ihr gestifteten Kloster der Salesianerinen in Wien, nur ihr Herz in der Kaisergruft. Ihr Andenken lebt auch in dem von ihr neuerbauten Amalienhofe der kaiserlichen Burg fort, der früher von dem bekannten mächtigen Geschlechte der Cillyerhof hieß.

Die letzte grosse Pest in Wien und der Umgebung 1713, verbunden mit der Gründung der Karlskirche.

So fürchterlich und verheerend die große Pestseuche im Jahre 1679 in Wien war, welche oft und ausführlich beschrieben wurde, so trat doch der letzte Besuch jenes verheerenden Unheils im Jahre 1713 nicht weniger drohend auf und nur den ruhigeren Zeiten, den seitdem geschwächten Vorurtheilen und den besser geregelten Anstalten hatte man es zu danken, daß die Seuche nicht in gleichem Grade um sich griff, wie damals, obschon ihr demungeachtet Opfer genug fielen und besonders auf dem flachen Lande die Verheerungen fast noch größer waren. Ich bin in den Stand gesetzt, sowohl durch seltene Quellen und Urkunden, die nicht Jedermann zu Gebote stehen, als auch durch bewahrte Traditionen alter Leute, die ich in meiner Jugend gekannt habe, manches Interessante aus jener verhängnißvollen Epoche anzuführen.

Jedenfalls ist es sonderbar, daß von diesem großen und

unheilvollen Ereignisse, welches so wichtige Folgen nach sich zog und das schon als der letzte Besuch dieser furchtbaren Landplage in Wien merkwürdig genug ist, in Geschichtswerken, welche vorzugsweise Wien betreffen, gar so wenig gefunden wird und daß selbst Hormayr, der sich doch sonst über manche unbedeutende Vorfälle bis zur Ermüdung weitläufig ausläßt, die große Pest von 1713 mit einer einzigen Seite *) abfertigt.

Schon gegen Ende des Jahres 1712 griff die Seuche in Ungarn um sich und näherte sich bereits der österreichischen Gränze. Viele Vorsichtsmaßregeln wurden deshalb getroffen und die Regierung erließ einen strengen Befehl an die Obrigkeiten aller der Gränze nahen Ortschaften, von acht zu acht Tagen den Gesundheitsstand derselben genau nach Wien zu berichten und alle Vorkehrungen zu treffen, um das weitere Umsichgreifen der Seuche zu verhindern. Den 31. Jänner 1713 wurde in Wien durch öffentlichen Ausruf kund gemacht, daß Niemand ohne einen, von den betreffenden Behörden ausgestellten, gehörig beglaubigten Gesundheitspaß in die Stadt Wien gelassen werden solle.

Dessen ungeachtet aber zeigten sich mit Anfange des Jahres 1713 schon Spuren der verheerenden Seuche in mehren Ortschaften dießseits der österreichischen Gränze, so z. B. in Hainburg, Altenburg, Petronell, ja selbst in der Nähe der Hauptstadt und einzelne Fälle in Wien selbst. Deßhalb wurden nun daselbst nicht nur die Vorsichtsmaßregeln verdoppelt, sondern auch alle öffentlichen Lustbarkeiten verboten und das in den Wirthshäusern und bei andern Zusammenkünften gebräuchliche Tanzen wurde auf das Strengste unter-

*) Wien's Geschichte und Denkwürdigkeiten IV. Band, S. 270.

sagt. Auch wurden alle Juden, welche keine kaiserlichen Freiheiten zu genießen hatten oder nicht mit Hofpässen versehen waren, aus Wien und ganz Unterösterreich abgeschafft. Jenen aber, welche daselbst zu bleiben berechtigt waren, wurde die äußerste Reinlichkeit in ihren Wohnungen eingeschärft, welche allerdings höchst nöthige Maßregel auch den übrigen Einwohnern Wiens strengstens aufgetragen wurde. Indessen konnte ungeachtet aller dieser Vorkehrungen das Eindringen der bösartigen Seuche nicht verhindert werden.

Den 7. Februar wurde im hiesigen Bürgerspital (damals in der Kärnthnerstraße in dem noch heute also genannten Gebäude) woselbst sich auch eine Abtheilung für schwangere Frauen befand, eine Weibsperson, Namens Christine Hüttendorferin, aufgenommen, die aus Schwaben gebürtig und von Totis in Ungarn nach Wien gekommen war, wo sie zuerst in der Roßau gewohnt hatte. Schon den zweiten Tag nach ihrer Aufnahme zeigten sich die furchtbaren Pestbeulen an ihren Händen und die Krankheit nahm einen schnellen, tödtlichen Verlauf. Durch sie wurden mehre schwangere Frauen und auch deren Wärterinnen mit diesem Übel angesteckt und es griff immer weiter und drohender um sich. In der Eile wurden nun die nöthigsten Anstalten gemacht, die inficirten Frauen in das sogenannte Bäckenhäusel in der Währingergasse gebracht, dasselbe cernirt und mit allen Bedürfnissen versehen. Bald aber zeigte es sich für die immer anwachsenden Patienten zu wenig geräumig, daher wurde das große Lazareth in der Währingergasse zum Contumaz-Hause bestimmt und diesem zwangsweise Doctoren der Medicin, Chirurgen, Gehilfen und sogenannte Bindknechte beigegeben.

Zur Abwendung größeren Unheiles durch göttliche Vorsorge wurden nun auch Buß-, Bet-, und Fasttage ausgeschrie-

ben. Täglich wurde zweimal, durch das Geläute aller Glocken, das Zeichen zum allgemeinen Gebete gegeben, wobei die Leute nicht nur in den Häusern, sondern auch selbst auf öffentlicher Straße, wo sie eben gingen und standen, auf die Knie niederfielen und den Allmächtigen um Abwendung der drohenden Gefahr anflehten. Es mag dieß jedenfalls ein erhebendes Schauspiel gewesen seyn, eine andere Frage ist jedoch, ob eine solche allgemeine Zerknirschung zur Beruhigung der Gemüther wirkte.

Zuerst griff das Übel außer dem erwähnten Bürgerspitale in der Stadt, in der Roßau um sich, wo die genannte Schwäbin muthmaßlich den Samen der bösartigen Seuche zurückgelassen hatte. Wie gewöhnlich, waren auch schon damals die Doctoren verschiedener Meinung über dieselbe. An der Spitze einer Partei stand ein gewisser Doctor Ruck, der das Übel sogleich ohne Weiteres für die orientalische Pest erklärte und die strengsten üblichen Maßregeln dagegen empfahl. Die andere hatte einen Doctor Schulz zum Wortführer, welcher die Sache leichter nahm, die Contagiosität derselben bestritt und nur Furchtlosigkeit und diätetisches Verhalten als die besten Präservative anrühmte. Interessant wäre es jedenfalls, wenn uns die näheren Gründe der beiden Herren aufbehalten worden wären, da in neuerer Zeit bei Epidemien sich die Meinung des Letztgenannten als höchst zweckmäßig bewährte. Damals mochte sie indessen doch nicht hinlänglich begründet gewesen seyn, denn Doctor Schulz wurde leider eines der ersten Opfer seiner Sorglosigkeit.

Durch die sorgfältigen Maßregeln und Gegenanstalten wurde das Umsichgreifen der Seuche für einige Zeit gehindert, allein auf einmal brach das unter der Asche verborgen fortglimmende Unheil in der Mitte des April desto heftiger

aus und zwar vorerst im Lichtenthal. Von da übersprang es wunderbarer Weise die Stadt und zeigte sich in Erdberg, dann auf der Landstraße. Hierauf wurde abermals mit Überspringung einiger Vorstädte die Josephstadt, dann die Wieden davon ergriffen und weiterhin eine Vorstadt nach der andern, von welchen es nun mit verstärkter Gewalt von allen Seiten in die Stadt eindrang.

Ein schönes Beispiel von Muth und Vertrauen, so wie von landesväterlicher Vorsorge gab Kaiser Karl VI., indem er nicht, wie 1679 sein Vater, Kaiser Leopold I., bei annahender Gefahr Wien verließ, sondern zum Troste seiner Unterthanen und zur Belebung ihres Muthes, ruhig in der Burg blieb und mit eigenen Augen über die Anstalten wachte. Nur wurden die allerdings billigen Maßregeln getroffen, daß Jedermann, der sich nach Hofe begab, mit einem Zeugnisse versehen seyn mußte, daß er aus einem unverdächtigen Hause komme. Die Cavaliere, welche ihre Aufwartung machen wollten, mußten ebenfalls aus Häusern kommen, welche der Infection nicht verdächtig waren und durften von ihrer Dienerschaft nur einen Pagen und einen Lakai zur Begleitung mitbringen. Auch wurde die Hofdienerschaft in scharfe Aufsicht genommen, damit durch sie keine Einschleppung Statt finden konnte. Das gute Beispiel des Monarchen wirkte auch so viel, daß sich nur wenige Einwohner und fast gar Niemand aus den höheren Ständen von Wien entfernten, wodurch ebenfalls das Vertrauen und der Muth der geringeren Classen nicht wenig erhöht wurden.

Im Laufe des Monats Mai nahm das Übel bedeutend zu, so daß allein den 24. dieses Monates dreißig verdächtige Kranke in eigens zu diesem Zwecke verfertigten, ganz bedeckten und numerirten, schwarz angestrichenen Tragsef-

seln durch die Siechknechte in das Lazareth gebracht wurden. Auch von den nahen Ortschaften liefen die betrübendsten Nachrichten von den Verheerungen der Seuche ein. Besonders wüthete sie auf der südwestlichen und westlichen Seite der Stadt auf das furchtbarste.

Im Monat Mai wurden in Wien folgende Verordnungen getroffen: die Universität und alle öffentlichen Schulen in und vor der Stadt wurden geschlossen, in den Wirthshäusern alle gewöhnlichen Zusammenkünfte untersagt, die Apotheken in und vor der Stadt gesperrt und den Leuten nur durch ein in der Thüre angebrachtes kleines Fenster die Recepte abgenommen und die erforderlichen Medicamente hinausgereicht. Allen Trödlern wurde das Aushängen, Feilhaben und der Verkauf alter Kleider und Mobilien auf das Strengste verboten und allenthalben auf die größtmögliche Ordnung und Reinlichkeit gesehen. So mußte z. B. in jedem Wirthshause, in jedem Verkaufslocale der nöthigsten Lebensbedürfnisse ein Gefäß mit Wasser bereit stehen, in welches das abgereichte Geld (damals gab es nur klingende Münze) geworfen werden mußte und dieses Gefäß mußte täglich gereinigt und mit frischem Wasser versehen werden. — In den Vorstädten und besonders bei den Linienthoren wurden Schnell-Galgen errichtet, sowohl zum abschreckenden Warnungszeichen, als auch im Nothfalle zur Ausübung schleuniger Justiz für unbefugt Einschleichende. Die Verdächtigen und Erkrankten wurden so schnell als möglich von den Gesunden entfernt und abgesondert. Obwohl während der ganzen Zeit der herrschenden Seuche die Kirchen und Capellen nicht gesperrt wurden, und der ordentliche Gottesdienst daselbst Statt fand, so wurden doch die gewöhnlichen Sonn- und Feiertagspredigten in den Kirchen eingestellt und dafür an öffentlichen Plätzen bei den

Säulen gehalten, so z. B. auf dem Graben, Hof und hohen Markt. Die damals sehr häufigen Prozessionen und Wallfahrten wurden, des häufigen Zudrangs der Leute wegen, suspendirt. Die Frohnleichnams-Prozession wurde zwar abgehalten, doch mußten die Zünfte für dießmal wegbleiben und es durfte derselben überhaupt Niemand beiwohnen, als die Geistlichkeit, der Stadt-Magistrat und die Universität. Auch blieben an diesem Tage bis nach vollendeter Festlichkeit die Stadtthore geschlossen, um den Andrang aus den Vorstädten abzuhalten. Endlich mußte sich nach abgehaltener Prozession Jedermann, selbst die Geistlichen nicht ausgenommen, unverzüglich nach Hause begeben, ohne, wie sonst gewöhnlich, noch einige Zeit in der Stephanskirche zu verweilen.

Nicht uninteressant sind einige eigens vorgeschriebene Diät- und Präservativ-Maßregeln, worunter besonders Folgendes: „Man soll jeden Morgen eine saure Suppen essen, Dotter-Suppen oder eingebrennte Suppen, darauf ein Gläsel Wein trinken, worinnen über Nacht einer Mitteren Arbes groß Campher gelegen oder von Cronabet-Salsen einen halben Leffel voll nehmen. Gar arme Leute können ein oder zwei Messerspitz voll gestossenen gemeinen Schwefel oder Schwefelblühe mit Butter auf Brod oder etliche frische oder in Essig gebeizte Cronabetbeer oder etliche Rauten-, Blättl oder ein Lorbeer oder ein Knoblauchzehel essen oder vier Tropfen Cronabetöhl auf einen Leffel voll Suppen oder Bissen Brod, oder einer halben Arbesgroß Campher nehmen. Man kann Schwämmlein, in Weinrauthen oder beistehenden Gifft-Essig*) genetzt

*) Das Recept dieses Giftessigs ist jener Verordnung beigegeben und stimmt genau mit jenem des später so bekannten und bei Contagionen allgemein angewandten Pestessigs oder vinaigre des quatre voleurs überein.

oder in Cronabet- oder Agtsteinöhl befeuchtet in die Knöpfeln tragen und öffter dazu riechen, auch mit gemeldeten Essig oder Öhl die Pulßadern an Händen und Schläffen schmieren, benebens kann gar nutzlich das Johannesöhl, gemeine Scorpionöhl (oder das große aus der Apotheken) täglich hinter die Ohren, unter die Achseln und die Schoß angestrichen werden."

Ende Juni begab sich Kaiser Karl nach Linz, um seine aus Spanien daselbst angelangte Gemahlin, die Kaiserin Elisabeth Christine, abzuholen. Ungeachtet der eben auf das heftigste wüthenden Seuche begaben sich Kaiser und Kaiserin sogleich nach Wien, wo sie den 11. Juli anlangten und mit großem Jubel empfangen wurden. Am folgenden Tage wurde deßhalb bei St. Stephan ein feierliches Dankfest abgehalten.

In den Monaten August und September währte die Seuche mit gleicher, ja eher vermehrter Heftigkeit fort. Den 15. September und 8. October wurden außer dem großen Haupt-Lazareth in der Währingergasse noch zwei Lazarethe eröffnet und zwar das eine im Zucht- oder Strafhause in der Leopoldstadt, das andere im sogenannten Trappelhofe auf der Wieden. Auch wurde schon früher durch öffentlichen Ausruf die Verfügung getroffen, daß sich die, sowohl in der Stadt, als in den Vorstädten befindlichen Bettler und andere arme Leute, die sich und die Ihrigen nicht zu ernähren im Stande wären, in die zu diesem Zwecke mit Hütten versehene Donau-Insel, die Spittelau genannt, begeben sollten. Viele derselben verstanden sich freiwillig zu dieser Emigration, mehre Widerspenstige mußten jedoch durch die Wächter und Rumorknechte (damalige Polizeisoldaten) mit Gewalt dahin gebracht werden. Es wurden ihnen zwei Geistliche mit einem Meßner

und Schulmeister beigegeben. Außerdem waren ein Obervater, einige Übergeher, ein Beschauer, ein Profoß, Wirth, Krämer, Bäcker, Koch, Hebamme und die nöthigen Wächter bei dieser kleinen Colonie angestellt. Es waren sieben große Hütten errichtet, jede mit sechs Verschlägen versehen. In einem solchen Verschlage wurden 36 Personen und nach Beschaffenheit der Umstände wohl auch noch mehr einquartirt und, freilich nothdürftig genug, verpflegt. Gegenüber, auf der sogenannten Klosterneuburger-Au, die mit der Spittelau durch einen Steg in Verbindung stand, waren Contumaz-Hütten errichtet, auch stand daselbst eine Wache, welche dafür zu sorgen hatte, daß Niemand ohne Passirung, ausgehaltener vierwöchentlicher Contumaz und gepflogener Beschau entweichen konnte. Auch das Ufer dieser Au zierten einige Schnell-Galgen zur höchst nöthigen Abschreckung für Übertreter des Verbotes.

Da aber ungeachtet aller Vorkehrungen und Anstalten das Übel sich von Tag zu Tag mehr ausbreitete und zuzunehmen schien, so beschloß Kaiser Karl ein Gelübde zur Erbauung einer Kirche zu Ehren des heil. Karl Borromäus, der als Patron gegen die Pest verehrt wird, abzulegen. Er folgte darin dem Beispiele seines Vaters Leopold I., der bei der großen Pest 1679 die Säule zu Ehren der heil. Dreifaltigkeit auf dem Graben gelobt und errichtet hatte.

Der 22. Oktober 1713, ein Sonntag, wurde zu dieser Feierlichkeit bestimmt. Früh Morgens wurde vom Stephansthurme das Zeichen mit der großen Glocke gegeben, worauf sich alle Zünfte der Bürgerschaft, die Geistlichkeit und alle Gerichtsstellen in der Augustiner-Hofkirche versammelten und sich von da in feierlicher Prozession nach St. Stephan begaben. Später erschien der Kaiser mit der Kaiserin, dem gesammten Hofstaate, dann dem Ministerium, ebenfalls in

feierlichem Zuge in der St. Stephanskirche, woselbst Karl VI. am Hochaltare mit gebogenen Knien vor den Augen des gesammten Volkes das feierliche Gelübde zur Erbauung einer Kirche zu Ehren des heil. Karls von Borromä ablegte. Hierauf wohnten die Majestäten dem feierlichen Gottesdienste bei und empfingen nach demselben das heilige Abendmal.

Im Monat November begann die Seuche, bei einfallender Kälte, etwas nachzulassen und den 11. November, als am Sonntage der Oktave des heil. Karl von Borromä, wurden wieder zuerst in der Stephanskirche, so wie auch in andern Kirchen die Sonntagspredigten abgehalten. Im December nahm bei der besondern Kälte dieses Winters die Seuche noch mehr ab und man hörte nur äußerst selten mehr von entschiedenen Pestfällen. Deshalb begann man nun auch die Erkrankten, wenn sie nicht die unverkennbarsten Zeichen der Seuche an sich trugen, nicht mehr in die Lazarethe zu schicken, sondern sie häuslicher Pflege zu überlassen, wodurch allerdings ein großer Keim des Übels vernichtet wurde, indem Personen, welche vielleicht noch keine Ansteckung an sich trugen, derselben gewiß in den Lazarethen theilhaft werden mußten.

Endlich im Februar des Jahres 1714 hatte die Seuche ihr gänzliches Ende erreicht und es zeigte sich fortan keine Spur mehr davon. Auch war dieß, wie bereits erwähnt, der letzte Besuch dieses furchtbaren Übels in Wien und Österreich überhaupt. Seit dieser Zeit wurde durch Errichtung und strenge Überwachung der Militärgränze, durch Cordone und Sicherheits-Maßregeln aller Art an der türkischen Gränze, durch strenge beobachtete Vorsicht und wohl auch durch sorgfältige Überwachung der Reinlichkeit von Außen und Innen der Gebäude jedem Weitergreifen dieser verheerenden Seuche gesteuert und sie ergriff seitdem (und dieß nur äußerst selten)

nur mehr einige Gränzörter gegen Serbien, Bosnien und der Walachei.

Die Zahl der Opfer, die in Wien und der Umgebung 1713 durch die Pest dahin gerafft wurden, war jedoch keineswegs gering. In Wien selbst waren nach ämtlicher Überlieferung an der Seuche erkrankt und gestorben:

	Erkrankt	Gestorben
Im Monat Jänner 1713	52	4
» » Februar »	58	25
» » März »	169	126
» » April »	365	317
» » Mai »	694	484
» » Juni »	891	701
» » Juli »	1656	1221
» » August »	2107	2178
» » September »	2032	1982
» » October »	970	1029
» » November »	391	418
» » December »	121	105
» » Jänner 1714	72	54
» » Februar »	17	—

Zusammen 9563 erkrankt, 8644 gestorben.

Geistliche starben 10 und eben so viele Ärzte. Da nun im Jahre 1713 noch überdieß an andern Krankheiten und Zufällen 7250 Personen verstorben waren, so bildet dieß mit den an der Seuche verstorbenen 8644 eine Gesammtzahl von 15,894, gewiß für die damalige Bevölkerung eine höchst bedeutende Zahl.

Übrigens wurden bereits den 8. Jänner 1714 die Universität und alle andern Schulen wieder eröffnet und an demselben Tage wurde wegen diesem Anlaß ein feierliches Tedeum in der Universitätskirche abgehalten. Den 13. März

aber fand das große Dankfest bei St. Stephan Statt. Deßwegen waren an diesem Tage alle Kaufläden geschlossen und unter dem Geläute aller Glocken begab sich eine sehr zahlreiche Procession, welcher die Geistlichkeit der Stadt und der Vorstädte, die Zünfte, alle Gerichtsstellen, die Landstände und der Kaiser selbst mit dem ganzen Hofstaate und den Ministern beiwohnte, von der Augustinerkirche, unter Vortragung der Reliquien des heil. Karl von Borromä in die St. Stephanskirche, wo eine Predigt und das feierliche Tedeum unter dreimaliger Gewehrsalve und dem Donner der Kanonen von den Stadtwällen abgehalten wurden. Denn 22. März aber erschien ein kaiserliches Edikt, wodurch die Stadt Wien gegen alle angränzenden kaiserl. Erbländer und auch für das Ausland für frei erklärt und die Erlaubniß des freien Handels und Wandels, jedoch mit gehöriger Vorsicht, wieder hergestellt wurde. Letzteres besonders in Hinsicht auf alte Kleider, Betten und andere giftfangende Geräthe und Fahrnisse.

Interessant ist noch anzuführen, daß nach vorübergegangener Gefahr eine Denk- und Dankmünze erschien, die wirklich als Muster der damaligen Wortspielsucht einzig in ihrer Art zu nennen ist und worauf sich der witzige Erfinder gewiß nicht wenig zu Gute that, da in mehren Werken der damaligen, wohl auch noch späterer Zeit, der sinnreichen Composition bewundernd erwähnt wird. Auf einer Seite dieser Münze befand sich nämlich die Stadt Wien mit der chronostischen Inschrift, deren lateinische Buchstaben die Jahreszahl bilden: SIe Ist Ietzt VnterDeM SChVtz Gottes sICher. Oben stand: W i e n o h n e W mit folgenden erbaulichen Versen:

Ein Weh ist weg von Wien, das Wohl wird drauf erscheinen,
Gott schenkt den Freuden-Wein und man hört auf zu Weinen,
Gott geb, daß Stadt und Reich fortan im Wohl-Stand steh
Und Wien, wie auf der Müntz, sein ewig ohne Weh.

Auf der andern Seite stand in einem Kranze unter dem Namen Jehovah folgendes, abermals sehr witzig seynsollendes Wortspiel:

Gott ließ den Kaiser nicht, wie er nicht ließ die Seinen,
Die Pest ließ nach in Wien, das Best wird bald erscheinen.

Endlich wurde in Folge des kaiserlichen Gelübdes bald darauf der Bau der prachtvollen Karlskirche auf dem Grunde begonnen, wo einst, bis zur türkischen Belagerung 1529, die Kirche zu St. Anton gestanden hatte. Vollendet wurde sie jedoch erst 1736 und den 7. September dieses Jahres von dem damaligen Wiener-Erzbischofe, Sigmund Grafen von Kollonitsch, feierlich eingeweiht. Noch erinnern uns die Basreliefs an der Fronte, so wie die einfache Aufschrift: **Vota Mea Reddam In Conspectu Timentium Deum** an die damalige Gefahr und an das gelöste Gelübde des kaiserlichen Gründers.

Zum Schlusse mag es nicht uninteressant seyn, die Verheerungen dieser letzten Pest in Österreich in den bekanntesten Ortschaften um Wien anzuführen, welches Verzeichniß noch das Nebeninteresse der damaligen und jetzigen Häuserzahl derselben, beides nach authentischen Urkunden, verbindet.

	Häuserzahl 1713	Häuserzahl 1847	Gestorben.
Atzgersdorf	66	120	15.
Breitensee	22	35	24.
Baumgarten	44	60	4.
Hietzing	14	188	30.
Lainz	39	52	27.
Speising	35	54	23.
St. Veit (Ober-)	87	145	208.
Laab	34	69	35.
Hütteldorf	60	135	9.
Weidlingau	20	51	34.
Burkersdorf	43	96	49.
Neulerchenfeld	45	165	152.
Ottakrin	49	120	105.
Währing	49	165	27.
Hernals	98	260	135.
Dornbach	60	87	131.
Oberdöbling	31	208	13.
Unterdöbling	40	53	42.
Sievering (Ober- u. Unter-)	67	125	267.
Salmansdorf	18	24	74.
Grinzing	70	105	129.
Weidling	64	92	70.
Perchtoldsdorf	240	308	6.
Mödling	196	294	20.
Neudorf	60	112	19.
Traiskirchen	80	142	46.
Leopoldsdorf	15	35	23.
Maria-Lanzendorf	19	40	22.
Unter-Lanzendorf	19	26	5.
Simmering	106	242	87.

Der erste türkische Gesandte in Wien 1719.

Nach einem seit länger als 200 Jahren fortwährenden Kriege zwischen Österreich und der Pforte, der nur durch periodenweise geschlossene Waffenstillstände, deren Ende immer vorher bedungen war, unterbrochen und nach deren Ablauf mit erneueter Wuth wieder begonnen wurde, kam endlich den 24. Juli ein dauernder, ja der erste eigentliche Friede, zu Passarowitz, zu Stande. Die Türken waren durch die glänzenden Siege des unsterblichen Helden Eugen von Savoyen von ihren bisherigen Eroberungsträumen für immer geheilt worden; ja es handelte sich sogar um ihre fernere Existenz in Europa, die sie nur durch einen dauerhaften und auch von ihrer Seite aufrichtigen Frieden bewahren konnten. Denn, wäre dem Kaiser nicht die Erhaltung seiner italienischen Provinzen mehr als die Entfernung der Türken am Herzen gelegen, so wäre es damals leicht gewesen, dieselben ganz aus Europa zu treiben.

In diesem Friedensschlusse erlangte Österreich große Vortheile und die Pforte mußte sich zu bedeutenden Opfern verstehen. So trat sie z. B. einen Theil der Walachei und von Bosnien, das Banat und den größten Theil von Serbien ab, gab auch die Donauschifffahrt und den Handel in ihrem Reiche frei, wurde jedoch durch diesen dauernden Frieden auch zum ersten Male als legal bestehender Staat anerkannt und genau genommen, hielt auch Österreich fortan diesen Frieden, denn in den eigentlich russischen Kriegen 1736 und 1788 stellte Österreich nur Hilfsheere in Folge der Verbindung mit und Verpflichtung gegen Rußland.

Nach dem Passarowitzer Frieden aber wurde in Folge der dadurch erfolgten Anerkennung der Pforte als rechtmäßig bestehender europäischer Staat zuerst statt des sonst gewöhnli-

chen Residenten (Internuntius) am türkischen Hofe ein Groß-botschafter, Graf von Virmont, nach Constantinopel gesandt und auch die Pforte bestimmte Ibrahim Bassa, Beglerbeg von Rumelien, zum Gesandten nach Wien. Den 8. August 1719 kam derselbe mit großem Gefolge in Schwechat an und ließ von da aus dem kaiserlichen Hofe seine Ankunft melden. Sogleich wurden in Wien alle Anstalten zum feierlichen Einzuge der türkischen Gesandtschaft getroffen.

Fürst Adam Franz von Schwarzenberg und Feldmarschall Graf Daun als Commissäre begaben sich mit dem kaiserlichen Dolmetscher Pfondte den 14. um 10 Uhr Morgens auf die Simmeringer Heide, die zum Empfangsorte bestimmt war und erwarteten daselbst die Ankunft des Gesandten. Auf der Heide war die gesammte Cavallerie der Garnison aufgestellt und eine unermeßliche Zahl von Zusehern, unter ihnen die vornehmsten Cavaliere und andere Standespersonen zu Pferde, hatten sich eingefunden, die seltene Feierlichkeit mit anzusehen.

Nach eilf Uhr langte der Gesandte mit seinem Gefolge von Schwechat hier an und wurde von den Commissarien mit dem Bedeuten empfangen, daß sie und besonders Fürst Schwarzenberg als Oberst-Hofmarschall, von des Kaisers Majestät abgeordnet und angewiesen wären, den Botschafter zu empfangen und in seine Wohnung im feierlichen Zuge zu geleiten. Nachdem der Botschafter den Fürsten auf das Herzlichste umarmt hatte, präsentirte ihm dieser ein herrliches Pferd aus dem kaiserlichen Marstall, dessen reiches Geschirr von Gold und Edelsteinen glänzte, um sich dessen beim Einzug zu bedienen. Sogleich setzten sie sich zu Pferde und der prachtvolle Zug begann, welchen eine Abtheilung der kaiserlichen Cavallerie eröffnete und beschloß. Das Gefolge des Gesandten

bestand aus 763 Personen aus allen Nationen und Volksstämmen des türkischen Reiches.

Man sah hier Türken, Mohren, Armenier, Griechen, Juden, dann auch Kauf- und Handwerksleute, alle prunkvoll auf orientalische Weise gekleidet. Außerdem hatte der Botschafter noch 645 Pferde, 100 Maulthiere und 180 Kamele mit sich genommen, wovon ein Theil ihn begleiten mußte, der andere, größere, aber schon Tages vorher um die Stadt an ihren Bestimmungsort abgeführt wurde.

Der Zug ging bei der Favoriten-Linie hinein, bei der damaligen kaiserlichen Favorite vorbei, wo der Kaiser und die Kaiserin incognito den Zug besahen und dann durch das Kärnthnerthor in die Stadt. Hier durchzog er die Kärnthnerstraße, den neuen Markt, die Kloster- und Augustinergasse, ging über den Kohlmarkt, Graben, Stephansplatz, Bischof- und Rothenthurmstraße, zum rothen Thurm hinaus über die Schlagbrücke bis zu der für den Gesandten eigens und prachtvoll zubereiteten Wohnung im Gasthause zum goldenen Lamm, in dessen Nebenhäusern das zahlreiche Gefolge untergebracht wurde.

Das übrige kaiserliche Militär, so wie die Stadtquardia machte während des Zuges Spalier zu beiden Seiten von der steinenen Brücke bis in die Stadt, so wie vom rothen Thurme hinaus bis zum Quartiere des Botschafters. In der Stadt selbst aber, von einem Thore zum andern, standen acht Compagnien der ganz neu und prachtvoll uniformirten Bürgerschaft mit ihren Fahnen, Trommeln und Feldmusik, welche unausgesetzt während des ganzen Zuges spielte, worunter sich in Absätzen auch die türkische Musik hören ließ, welche der Gesandte mit sich gebracht hatte und deren Corps aus lauter Mohren in reicher flimmernder Kleidung bestand.

Alle Gassen und Fenster waren bei dieser seltenen und glanzstrahlenden Festlichkeit, wie natürlich, von Zusehern überfüllt und bald erschienen auch Specialbeschreibungen davon, deren einer ich diesen Auszug entlehnt habe.

Als einige Tage darauf, den 19. August, die feierliche Vermählung des sächsischen Kurprinzen, Friedrich August, nachmaligen Königs August III. von Polen, mit der Erzherzogin Maria Josepha, Tochter Kaisers Joseph I. Statt hatte, genoß auch der türkische Botschafter die Ehre, diesem Feste incognito beizuwohnen. Während seiner ferneren Anwesenheit wurde der Gesandte bei allen Gelegenheiten seinem Range und seiner Stellung gemäß ausgezeichnet und die Wiener genossen zuerst wiederholter Malen das Vergnügen, orientalischen Prunk und Glanz vor ihren Augen zu sehen und anzustaunen, ohne dabei irgend eine Gefahr befürchten zu dürfen.

Nachdem alle Angelegenheiten, welche der Gesandte am kaiserlichen Hofe zu besorgen hatte, glücklich geordnet waren, hatte derselbe den 13. April 1720 Vormittags seine öffentliche Abschieds-Audienz, wozu er von dem dazu ernannten kaiserlichen Commissär, dem Feldmarschall-Lieutenant Heinrich Joseph Graf von Daun aus seiner Wohnung mit großem Gefolge abgeholt und wieder dahin zurück begleitet wurde.

Den 23. fand die feierliche Abschieds-Audienz bei dem Prinzen Eugen in dessen Palaste in der Himmelpfortgasse Statt und den 9. Mai reiste der Gesandte mit seinem Gefolge unter Begleitung von 80 Mann der Wiener Stadtquardia unter Commando des Hauptmanns von Pryotini nach Comorn ab, von wo er sich mit 89 kaiserlichen Schiffen zu Wasser nach Belgrad und von da nach Constantinopel begab. Merkwürdig ist, daß während der Anwesenheit des türkischen Gesandten

in Wien mehre Personen aus dessen Gefolge entwichen und in Österreich zurückblieben. Obendrein waren es nicht etwa gezwungene Renegaten, sondern geborne Türken in der Blüthe ihrer Jugend und schon im Monat Juni wurden zwei derselben in Wien und zwei im Cisterzienserkloster zu Heiligenkreuz durch die heil. Taufe in den Bund der Christen aufgenommen.

Den 28. October kam auch ein Gesandter von Tripolis, Mohamed Effendi, unter der Begleitung eines Lieutenants mit 30 Dragonern hier an und wurde auf kaiserliche Kosten bei dem schwarzen Adler in der Leopoldstadt einquartirt.

Von dieser Zeit an blieb man überhaupt in den friedlichsten Verhältnissen mit der Türkei, bis endlich 1736 in Folge des 1726 mit Rußland geschlossenen Defensiv-Bündnisses ein Hilfsheer von 30,000 Mann gestellt werden mußte und der Krieg gegen den Wunsch und Willen des Kaisers Karl VI. auf's Neue ausbrach. Die Wendung desselben war leider aus Mangel an guten Heerführern ungünstig für die österreichischen Waffen und der Friede von Belgrad, den 28. September 1739, raubte Österreich wieder alle Früchte des durch Eugens Siege so glorreichen PassarowitzerFriedens.

Tief wurde der Kaiser dadurch gebeugt, seine ohnedieß kränklichen Umstände verschlimmerten sich täglich, er starb den 20. October 1740. Seine Erbin und Nachfolgerin, die große Maria Theresia aber hatte in weiser Voraussicht durch diese allerdings schmerzlichen Opfer einen ruhigen Zustand ihrer Reiche und während ihrer ganzen vierzigjährigen Regierung einen guten und friedlichen Nachbar an der ottomanischen Pforte gewonnen.

Das alte Amt- und Gerichtshaus in der Rauhensteingasse in Wien.

Dieses Amtshaus, der Sitz des Criminalgerichts für Wien und überhaupt zum Aufbewahrungs- und Strafort schwerer Verbrecher bestimmt, befand sich in der Rauhensteingasse, gegenüber dem alten Kloster zur Himmelspförtnerin auf derselben Stelle, wo sich jetzt das Privathaus Nr. 933 befindet. Es wurde erst 1722 zu diesem Zwecke erbaut. In früherer Zeit pflegte man Missethäter gewöhnlich in die Thürme an den Festungswerken gefangen zu setzen und besonders war der Kärnthnerthurm zum Gefängnisse derselben bestimmt. Als aber nach Anlegung der neueren Fortification diese Thürme nach und nach verschwanden und auch der Kärnthnerthurm abgetragen wurde, mußte man für ein anderes Locale zu diesem Zwecke sorgen und auf Befehl des Kaisers Karl VI. wurde den 18. April 1722 ein magistratisches Gebäude in der Rauhensteingasse abgebrochen, von Grund aus neu gebaut und zum neuen Amt- und Gerichtshause bestimmt. Zuerst berief der Magistrat alle zum Baue bestimmten Handwerker auf das Rathhaus und verlas ihnen den kaiserlichen Befehl wegen dieses Baues. Dann verfügte sich der Unterrichter im feierlichen Zuge mit Meistern und Gesellen nach dem Amthause, zeigte ihnen, daß es von Verbrechern ganz leer sei und rief dreimal der Stadt Befehl, daß Keiner dem Andern wegen dieses Baues einen Vorwurf machen solle. Sodann führte er mit seinem Amtstabe, die Meister und Gesellen aber Jeder mit ihrem Werkzeug drei Streiche an das Haus, das damit, nach den Begriffen dieses Zeitalters, für frei und ehrlich erklärt war.

Das Haus war zweckmäßig erbaut, zwei Geschosse hoch,

zu ebener Erde befanden sich drei eisenbeschlagene Eingangsthüren, zu beiden Seiten und in der Mitte des Calvarienberges, von welchem sogleich die Rede seyn wird. Auch waren daselbst vier vergitterte Fenster angebracht, zwei hart an den äußeren Thüren und zwei zwischen den Wölbungen des Calvarienberges. Im ersten Stockwerke befanden sich drei stark vergitterte Doppelfenster und zwischen diesen zwei einfache. Das zweite Stockwerk hatte nur zwei nach der Länge halbrunde Fenster. Das Dach war mit Schindeln gedeckt, in dessen Mitte befand sich ein niedriges, viereckiges, mit Ziegel gedecktes Thürmchen, mit einer Glocke, vier bogenförmigen Schallöchern und oben mit einem einfachen Kreuze. Die äußere Mauer hatte tafelförmige Abtheilungen. Der aus rohen Steinen zusammengesetzte Ölberg erstreckte sich vom Boden der Straße aus in drei Bogen bis gegen den ersten Stock und enthielt 6 kolossale Figuren. In der Mitte befand sich auf großem viereckigen gemalten Grunde Christus am Kreuze mit Maria, Magdalena und Johannes, zu beiden Seiten die Schächer. Die drei Kreuze waren von zierlich geformten Wetterdächern überragt, deren mittleres bis fast an das Dach reichte. Die Gefängnisse befanden sich meistens unterirdisch und nahmen einen ziemlichen Raum bis unter die nächststehenden Häuser ein. Nach dem Zeugnisse des, besonders in gleichzeitigen Localangelegenheiten, authentischen Fuhrmann war dieses Amtshaus „von einer sonderbaren Erfindung erbaut, indem die meisten Criminal-Gefangenen unter der Erden in absonderlichen Kerkern, welche zu besseren Sicherheit inwendig mit dicken, harten Pfostenläden ausgetäfelt, können versichert aufbehalten werden, so ja nicht Menschen möglich, daß jemand allhier nunmehro wie vorhin, durch so vielfältig starkes Holzwerk, eiserne dicke Gegitter und Thüren sollte durchbrechen können.“

Nach Vollendung des Gebäudes wurden die Verbrecher, welche früher auf der sogenannte Schranne am hohen Markt (das heutige Civilgerichtsgebäude) und im Rumorhaus (im tiefen Graben) verwahrt wurden, in diese neue Untersuchungs- und Strafanstalt gebracht und die Bestimmung des Hauses, so wie dessen characteristische Außenseite, waren durch lange Jahre Sündern und Gerechten abschreckend und ein Gegenstand heimlicher Scheu. Denn hier wurde vorzugsweise die peinliche Frage oder Tortur, deren Martergrade der Theresianische Codex in schaudervollen Kupferstichen bis heute bewahrt, häufig geübt, bis den 1. Jänner 1776 die peinliche Frage gänzlich abgeschafft und die Todesstrafe nur auf die schwersten Verbrecher beschränkt wurde. Als 1782 nebst mehren Klöstern auch jenes der Carmeliterinnen zu St. Joseph oder der sogenannten Siebenbüchnerinnen aufgehoben und zum Polizeihause verwendet und 1785 die sogenannte Schranne auf dem hohen Markte vergrößert und in ihrer gegenwärtigen Gestalt hergestellt wurde, gab man die schweren Verbrecher in letztere, die leichteren (wegen schwerer Polizei-Übertretung) in das neue Polizeihaus und so wurde denn das Amt- und Gerichtshaus wieder aufgehoben, abgebrochen und zu einem Privathause umgebaut. Das Andenken dieser furchtbaren Strafanstalt aber lebt noch heute im Gedächtniß vieler Zeitgenossen und in den Gerichtsannalen fort. Um so wunderbarer aber ist es, daß man noch vor Kurzem ganz ernsthaft behaupten konnte, dieses Gebäude sei das noch heute bestehende beim A B C gewesen, was wohl der bloße Augenschein widerlegt, da dieses von bei Weiten älterer Bauart ist als das schon vor 60 Jahren abgetragene und auch der Raum des letztern viel größer seyn mußte.

Ein Wiener Feuerwerk vor mehr als hundert Jahren.

Salomon hat unter andern nützlichen und zweckmäßigen Dingen gar ein treffendes Sprüchlein gesagt: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“ und Schillers berühmtes: „Alles wiederholt sich nur im Leben,“ ist nur eine Paraphrase dieses ewig wahren Satzes. Jedes Element, das heut zu Tage in die verschiedensten und wunderlichsten Formen gepreßt wird, die moderne Schauluft zu ergötzen, hatte schon vor längst vergangenen Zeiten seine zum Theile großartigeren Vorbilder. Unzählbar waren die Schnörkel und Biegungen, zu welchen sich Erde und Wasser bequemen mußten, um eine schönere, mindestens bizarrere Augenweide zu geben, als die Natur in ihrer edlen Einfachheit und nur die Luft ist in dieser Hinsicht, weil unbildsam, auch am freiesten. Denn auch das Feuer hatte schon lange vor Girandolini und Stuwer seine Meister gefunden und mußte sich, durch menschliche Kunst und Künstelei gefallen lassen, in bestimmten Formen die Luft zu durchkreuzen und Knalleffecte im vollsten Wortverstande hervorzubringen. Freilich steht das Feuer zu den andern genannten Elementen ungefähr in demselben Verhältniß, wie bildende und schaffende zu ausübenden Künstlern, sein Glanzpunct ist nur für den schnell verrauschenden Augenblick berechnet und, wie dem Mimen, flicht ihm die Nachwelt keine Kränze. Doch weiß es, wie jene, auch den Augenblick zu benützen und, wie ebenfalls jene, entschädigt es der lärmende Jubel des Augenblickes für den ungewissen Dank und Beifall der Nachwelt. Denn wenn die Gebilde der Erde und des Wassers in traurigen und todten Überresten von einst prachtvollen Springbrunnen,

Wasserkünsten und künstlichen Schnörkeleien der Bäume und Gesträuche noch heute Zeugniß des Geschmackes und der Prachtliebe unserer Altvordern geben; wenn uns noch heute künstliche Höhlen und Grotten, so wie eine Unzahl von Statuen, Geländern und Gallerien an eine fröhlichere, geselliger Lust geweihtere Zeit erinnern, so verpufft des Feuers Ruhm nur allzubald und nur Tradition und schriftliche Überlieferung kann uns symbolisch denselben bewahren. Auf daß demselben aber wo möglich genug geschehe, das ist der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes.

Es war im Frühjahre 1732, als sich Kaiser Karl VI. mit seinem ganzen Hofstaate nach Karlsbad begeben hatte, um die Wirkungen der heilsamen Quelle zu erproben und erst den 7. October desselben Jahres kehrte er wieder in die Residenz zurück. Zu jener Zeit aber war eine Reise nach Karlsbad sowohl in Hinsicht auf Raum als Zeit zu den absonderlichen Dingen zu rechnen und darum wurde die glückliche Rückkehr des Monarchen durch allerlei Freudenfeste in der guten Stadt Wien gefeiert. So gab es da Beleuchtungen, Bälle und Bankette, besonders aber that sich, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, der Magistrat der Stadt Wien durch die sinnigsten und kostspieligsten Feste hervor. Bei dieser Gelegenheit sollte nun obendrein eine große Ernst- und Lust-Feuerwerksprobe abgehalten werden, deren Leitung Herrn Anton Ospel, kaiserlichen Stuck-Hauptmann und gemeiner Stadt Wien Zeugwart, übertragen wurde. Es war aber besagter Herr Anton Ospel ein gar kunstreicher Mann, welcher die Lust-Feuerwerkskunst der alten Italiener wohl studirt hatte und sowohl um Raketen, Leuchtkugeln und Schwärmer, als auch um Tourbillons und den 1519 durch Jakob Fugger zu Augsburg zuerst angewendeten Goldregen genauen

Bescheid wußte. Allein auch in den ernsteren Zweigen der Feuerwerkskunst war Herr Ospel wohl erfahren und wußte Geschützmunition, Schläge, Pechkränze und Brandtücher wohl zu handhaben, weswegen er denn auch von einem löblichen Stadtrathe gemeiner Stadt Wien in Rücksicht auf seine Verdienste einhellig zum Zeugwarte ernannt wurde und diese Stelle durch mehre Jahre bis auf seinen Tod rühmlich bekleidete.

Zur Abhaltung des erwähnten Ernst- und Lustfeuerwerks wurde der 17. November 1732 bestimmt. Auf Verordnung des Magistrates nahm nun besagter Herr Ospel einige Büchsenmeister und Feuerwerker in die besondere Lehre, um die Stadt Wien und den allerhöchsten Hof durch eine Feuerwerks-Probe zu vergnügen, wozu auch Letzterer durch feierliche Auffahrt einer städtischen Commission gebührend eingeladen wurde.

Zum Productionsorte war die sogenannte Spittel- und Klosterneuburger-Au am Ende des Praters auserwählt worden, zu welcher damals auch jener Theil, wo sich noch heute das kaiserliche Lusthaus befindet, gerechnet wurde. Daselbst wurden nun seit mehren Tagen die großartigsten Vorrichtungen getroffen, Gerüste, Tribunen und große Lager zu beiden Seiten des Lusthauses errichtet, sowohl für den Hof, die Damen, Minister, Generalität und den Adel, als auch für sonstige distinguirte Zuschauer. Der weite Platz aber vor dem Lusthause, so wie die dahin führenden Alleen waren für das schaulustige Volk bestimmt, das sich am bestimmten Tage in großen Massen versammelte. Da an demselben eine ziemliche Kälte eingetreten war, so wurde das Lusthaus mit Tapeten, Teppichen und Glasfenstern versehen und zum Empfange und Schauplatz des Hofes bestimmt. Abends gegen fünf Uhr er-

schien der Kaiser mit dem gesammten Hofe, auch die Erzherzoginnen, und wurde durch eine Salve von 12 Stückschüßen empfangen, von dem Magistrate feierlichst bewillkommt und unter Trompeten- und Paukenschall in das Lusthaus geführt, worauf sogleich das Feuerwerk mit der Ernstprobe seinen Anfang nahm. Zuerst schossen die Scolaren des Herrn Anton Ospel aus 12 dreipfündigen Regimentsstücken auf einen 400 Schritte entfernten, 17 Schuh hohen und 14 Schuh breiten Wachthurm, der statt einer gewöhnlichen Scheibe diente und in dessen Mitte ein mit Gittern verwahrtes Fenster das Centrum vorstellte. Unter 24 Schüssen gingen nur drei daneben und der Thurm wurde dadurch vollständig zerstört. Hierauf wurde ein ebenfalls zu diesem Zwecke erbautes türkisches Raubschloß, 36 Schuh hoch, 72 lang, 96 tief, von der Erfindung des kaiserl. Theatermaschinisten Galli Bibiena, aus sechs sechzigpfündigen Mörsern in einer Entfernung von 500 Schritten beschossen und Bomben, Feuerballen, Brandkugeln und sogenannte Carcassen in dasselbe geworfen, so daß das Castell schon auf den dritten Schuß durch einen Feuerballen in Brand gerieth. Dessen ungeachtet wurde die Bestürmung mit Feldstücken, Hand- und Haubitzgranaten, Sturmkränzen, Wurfkolben und Sturmlanzen von allen Seiten fortgesetzt; endlich wurden auch die untergrabenen Minen, die mit Sturmfässern gefüllt waren, gesprengt und solchergestalt die Festung ganz in Grund geschossen und zerstört. Geknall und Gekrache bei dieser Explosion soll wahrhaft furchtbar gewesen seyn, der ganze Platz erbebte ringsum und als gegen Ende der Beschießung ein in die Erde gegrabener Mörser abgefeuert wurde, der allein 60 Granaten in die Feste schleuderte, zersprangen durch den ungeheuren Knall einige Fenster des Lusthauses und mehre Zuschauer wurden von der Erschütterung zu Boden

geworfen, was, freilich auf deren Kosten, den Effect und die Illusion bedeutend vermehrte.

Mit der Zerstörung des Barbaren-Schlosses hatte indessen die Ernstprobe ihr Ende erreicht, die freilich ohne Gefahr nicht wohl höher zu treiben gewesen wäre und nun begann das Lust-Feuerwerk. Auf dem Platze der in den Grund geschossenen Festung stieg nunmehr eine sogenannte Girandola von 200 Raketen in die Höhe und von beiden Seiten flogen Schwärmer und Leuchtkugeln auf, Feuerräder zischten und wirbelten in der Mitte, mit welchen Knallkugeln und farbige Sterne wechselten, so daß die ganze Gegend wie in einem Feuermeere erglänzte. Darauf stiegen noch sechs kleinere Girandolen in die Luft; besonderes Vergnügen aber gewährten die sogenannten Triumphkugeln, welche dazwischen aus den 60pfündigen Mörsern geworfen wurden, zu einer großen Höhe stiegen und sich dann in mehre kleine Sterne zertheilten. Länger als eine Stunde währte das Lustfeuerwerk, bis endlich unter Trompeten- und Paukenschalle und dem rauschenden Getöne der Feldmusik eine Girandole mit 250 Raketen aufprasselte und die Production mit einer Fronte, in welcher das verschlungene C. VI. nicht fehlte und mit einer betäubenden Salve von 200 Doppel-Haken ihr Ende erreichte.

Noch ist zu erwähnen, daß der ganze Platz mit einer doppelten Allee von jungen Tannenbäumen eingefaßt war, zwischen welchen Guirlanden von farbigen Lampen hingen. Zwischen den Bäumen erhoben sich farbige, beleuchtete Pyramiden, auf deren Spitzen Raketen angebracht waren, die von Zeit zu Zeit durch Lauffeuer entzündet wurden. Der Weg durch den ganzen Prater bis in die Jägerzeile oder damals also genannte Venediger-Au war durch farbige Feuerkugeln beleuchtet und während beiden Feuerwerksproben erschallten unausgesetzt die Klänge mehrer Musikchöre. Nach Beendigung

der Production bezeigte der Kaiser seine vollkommenste Zufriedenheit mit denselben. Der Magistrat, Herr Ospel und die Büchsenmeister wurden zum Handkusse gelassen und letzteren eine ansehnliche Belohnung eingehändigt, worauf sich der Hof unter einer abermaligen Salve von 12 Schüssen entfernte. Zu verwundern ist, daß ungeachtet des in großer Menge versammelten Volkes und des allerdings ziemlich ernstlichen Spectakels sich auch nicht ein einziger Unglücksfall ereignete, was die allgemeine Fröhlichkeit und Zufriedenheit nicht wenig vermehrte. Der allgemeine Beifall, den dieses Feuerwerk sowohl vom Hofe, als auch von den Einwohnern Wiens erntete, hatte auch im folgenden Jahre, den 12. November, eine Wiederholung desselben zur Folge, welche die erste an Größe und Bedeutung noch übertraf, indem dabei die auf Anstalt des Magistrats errichtete Compagnie der bürgerlichen Feuerwerker, 45 an der Zahl mit 90 Büchsenmeistern, mitwirkte und eine eigene Art von einer noch stärkeren Festung erbaut war, auf welche aus Kanonen und Mörsern geschossen wurde. Von dem Kaiser, der abermals mit dem gesammten Hofe der Production beiwohnte, waren 55 Preise für die besten Büchsenmeister und Feuerwerker ausgesetzt und Herr Ospel erhielt öffentlich das lauteste Lob über seine Geschicklichkeit und Kunst. In der Folge wurden diese Productionen immer häufiger und beliebter, bis endlich um 1750 der Italiener Anton Girandolini durch ein besonderes Privilegium der Kaiserin Maria Theresia die Feuerwerke zu einer stabilen Belustigung der Wiener erhob und der alte (Caspar) Stuwer mit ihm um deren Gunst und Beifall rühmlich wetteiferte.

Längere Zeit behaupteten sich beide gleich ehrenhaft, indem Ersterer seine Vorstellungen im Augarten, letzterer auf dem noch heute zu diesem Zwecke benutzten Feuerwerksplatze

im Prater gab. Beide wurden gleich häufig besucht, obgleich sich schon damals, wie gewöhnlich, die Urtheile und Vorurtheile auf diese oder jene Seite neigten und Einige der Zierlichkeit des Italieners, Andere der Kraft des Deutschen den Vorzug gaben. Als endlich Girandolini um 1770 starb, blieb Stuwer im ausschließenden Besitze seines Vorrechtes und vererbte dasselbe bis auf seinen Enkel, dem Feuerwerker Anton Stuwer, der noch heut zu Tage durch seine gewählten und kunstreichen Produktionen die Vorliebe der Wiener für dieses glänzende und rauschende Vergnügen zu fesseln versteht.

Die Katastrophe des Panduren-Obersten.

Der Huldigungstag.

Mit dem frühesten Morgen des 22. November 1740 entwickelte sich geschäftiges Leben und Treiben in Wien. Es war ein schöner, heller Wintermorgen; nur die Dächer glänzten reifüberzogen, bis die höher steigende Sonne, die, nach Goethe und der Natur, nichts Weißes duldet, die hohen Giebel wieder in ihrem alterthümlichen dunklen Aussehen erscheinen ließ. Kaum war es Tag geworden, so erblickte man den lebhaftesten Verkehr auf den Straßen, Bediente und Lakaien in der damals üblichen, schwerfälligen Tracht, mit langen weitschößigen Livreeröcken versehen, mit gold- und silberbordirten Aufschlägen auf den weiten Ärmeln, mit langen und vorne geschlitzten Westen von rothem oder lichtgelbem Tuche, gepuderten Haaren und kleinen Cadogans oder Haarbeuteln, liefen hin und wieder, mit allerlei Geräthen und Kleidungsstücken festlichen Aussehens bepackt.

Auch trippelten nicht minder Mägde mit kleinen schwä-

bischen Hauben, die steif und breit besetzt, kaum den Scheitel bedeckten, dann mit kurzen Röcken und langen Contuschen in geschäftiger Eile durch die Straßen, gar mancherlei Lebensbedarf in schweren, dicht geflochtenen Körben und sogenannten Zögern tragend und aus den meisten Häusern tönte das Gestampfe von Mörsern und das Schnurren der mächtigen Bratenwender; in den geräumigen Küchen prasselten große Feuer und es entwickelte sich überhaupt ungemeine Geschäftigkeit, das Rüsten eines festlichen Mahles verkündend.

In den Prunkgemächern aber, besonders an den Toiletten der Frauen ging es noch geschäftiger und festlicher zu. Unter den Händen der damals so sehr in Anspruch genommenen und in bedeutendem Ansehen stehenden Haarkräusler entstanden die nach damaliger Mode hochaufragenden, mit mehren Abtheilungen, wie die chinesischen Porzellanthürme, versehenen, wohlbepuderten Haargebäude der Damen, in welche Perlenschnüre, Zitternadeln und Schmuck aller Art geflochten und gesteckt wurden.

Kurz, Alles deutete darauf hin, daß an dem heutigen Tage in Wien ein seltenes Fest begangen werden sollte, an welchem alle Classen der Einwohner Theil nahmen und als um 9 Uhr Vormittags die hehre Josephinische Glocke, gewöhnlich die große Pummerin genannt, das erste Zeichen gab und von den Basteien zugleich eine weithin schallende Salve von 50 Kanonenschüssen ertönte, mehrte sich das Getümmel auf den Straßen; aus den meisten Fenstern in der Kärnthnerstraße, am Kohlmarkte und auf dem Graben wurden reiche bunte Tücher und kunstvoll gewirkte Teppiche ausgehangen, mit Guirlanden von künstlichen Blumen geziert und das zu jener Zeit noch ziemlich holprige und unebene Kieselpflaster wurde in diesen Straßen, wie am Stephansplatze, mit Bret-

tern belegt, über welche grobes Tuch gebreitet war. Auch erhoben sich in der Mitte der Kärnthnerstraße beim alten Hasenhause, so wie am Stockimeisenplatze beim sogenannten Elephantenhause und endlich am Kohlmarkte beim Eingange auf den Michaelsplatz drei stattliche Triumphbogen in dem damals üblichen und beliebten geschnörkelten Kunstgeschmacke, mit allegorisirenden Emblemen und Trophäen aller Art geziert, oben mit Vasen und Blumentöpfen besetzt. Auf den ebenfalls mit Tapeten behangenen Altanen aber waren reich geschmückte Musikchöre aufgestellt, die nur des verabredeten Zeichens harrten, um mit den rauschenden Tönen der Harmonie- und sogenannten türkischen Musik die Feier des Tages zu verherrlichen.

Es war dieß aber der Tag der feierlichen Erbhuldigung Maria Theresiens, die sich seit dem Tode ihres Vaters Karl VI., als dessen alleinige Erbin, nach den Gesetzen der Natur und der pragmatischen Sanction, Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Österreich nannte und ihren geliebten Gemahl, den Herzog Franz Stephan von Lothringen, Großherzog von Toskana, zum Mitregenten gewählt hatte.

Nach 10 Uhr setzte sich der glänzende Zug von der Hofburg aus in Bewegung, unter dem Schalle der Musikchöre, dem Donner der Kanonen und dem lauten Jubel des Volkes, das seine schöne und geliebte Herrscherin mit freudigem Zujauchzen begrüßte. Vorne ging die ständische Dienerschaft mit Trompeter und Pauker, ihnen folgten die Mitglieder der Landstände in aufsteigender Ordnung; zuerst die Abgeordneten des vierten Standes, Magistratsglieder der landesfürstlichen Städte und Märkte in Unterösterreich, und der Wiener Stadtrath als halber vierter Stand, dann nach dem fliegenden österreichischen Panier die Herrenstände, endlich, vorgetreten von dem österreichischen Herold in seinem eigenthümlichen Habit, der niederösterreichische Landmarschall, allein mit bedecktem Haupte.

Nun folgten die Oberst-Erbland-Hofämter und zwar: Der Oberstthofmeister mit dem Stab in der Hand; der Oberstkämmerer mit dem Scepter, der Oberst-Truchseß mit dem Reichsapfel, der Oberst-Mundschenk mit dem Erzherzogshute, welche Insignien sämmtlich auf rothsammtenen, mit Goldquasten besetzten Kissen getragen wurden; endlich der Oberst-Erbland-Marschall zu Pferde, jedoch unbedeckten Hauptes, mit dem entblößten Schwerte in der Hand. Zum letzten Male fungirten bei dieser Gelegenheit die Hofbeamten, Ständemitglieder und die zahlreiche Dienerschaft in der seit lange üblichen, von Karl VI. aber besonders begünstigten schwerfälligen spanischen Tracht mit faltigen, reich bordirten Mänteln, langen Halsschleifen und wolkigen, wohlgepuderten Allongeperücken, da Maria Theresia, welche Einfachheit und Beweglichkeit liebte, so weit dieselben mit ihrer hohen Würde verträglich waren, bald nach ihrem Regierungsantritt alles Ceremoniell nach spanischer Sitte verbannte.

Unmittelbar hinter dem Erbmarschall, Franz Gundacker Grafen von Starhemberg, kam, von Edelknaben und Hatschieren umgeben, die prachtvolle, jedoch der Trauer wegen, schwarz ausgeschlagene Senfte mit der jungen anmuthsreichen Königin. Sie selbst hatte, des feierlichen Anlaßes wegen, für diesen Tag die Trauer abgelegt, und erschien in einer Robe von weißem schweren Seidenzeuge (Gros de Tours), reich mit Gold gestickt, darüber trug sie einen purpurnen, mit Hermelin gefütterten und ausgeschlagenen Mantel, auf der Brust die große Decoration des goldenen Vließes in Brillanten. Ihre blonden, seidenweichen Haare ringelten sich in reichen Locken bis auf den blendend weißen Nacken herab und waren nur mit einem schmalen, diamantenbesetzten Diadem geziert, von welchem eine große, goldgefaßte Perle bis auf die schöngebil-

dete Stirne reichte. Ein Wunderbild weiblicher Schönheit und Anmuth war sie anzusehen und noch heute gibt uns das, der damals erschienenen Beschreibung der Erbhuldigung beigegebene, von Martin Altomonte gezeichnete, von G. Müller gestochene Bildniß der Königin einen Begriff ihres damaligen blendenden Leibreizes.

Den Zug beschloß eine Abtheilung Bürgermiliz in der damaligen Tracht, mit kurzen Beinkleidern, Strümpfen und Schnallenschuhen, mit weiten Röcken, von oben bis unten mit großen Knöpfen versehen und noch weiteren Ärmeln, deren Aufschläge ebenfalls mit drei großen Knöpfen besetzt waren. Die Patrontasche hatten die Soldaten auf der rechten Seite, den Säbel zur Linken, die Muskete über die Schulter, auf den Kopf den dreikantigen Hut. Die Offiziere, auf gleiche Weise, doch von besserem Zeuge bekleidet, mit bordirtem Hute, den Sponton gravitätisch in der Hand, schritten voran, ihnen folgten Trommler und Pfeifer, der Vortrab aber hatte die Flinten umgekehrt über die Achsel, den Kolben hinten, zur Bezeichnung der Landestrauer wegen des Todes des Kaisers Karl VI. Die Musikbanden waren zu beiden Seiten des Zuges aufgestellt, so wie die damals noch üblichen Lanzknechte und sonstige Infanterie, die sämmtlich beim Vorüberpassiren der Monarchin ihre Spieße und Waffen zur Erde senkten.

Der Zug begab sich über den Kohlmarkt und Graben nach dem St. Stephansdome, wo der feierliche Gottesdienst durch den Erzbischof Sigismund Grafen v. Kollonitsch abgehalten und das Tedeum von Salven und Kanonenschüssen von den Basteien aus begleitet wurde. — Unter den Plätzen und Straßen der Stadt, worüber sich der Zug vor und zurück begab, nahmen sich Kohlmarkt, Graben und Stephansplatz am Festlichsten aus, darum gab es auch dort die meisten Zuseher. Be-

sonders waren auf dem Graben nicht nur alle Fenster, Balkone und Dachfenster gedrängt voll, sondern auch von den Dächern und deren Vertiefungen, ja selbst auf den Schornsteinen lugten waghalsige Neugierige, und im alterthümlichen Gebäude des Freisingerhofes*) waren alle Winkeln und Spalten, deren das alte Gebäude überlei bot, die Rinnen zwischen den Giebeldächern, die niedrigen Vorgebäude und der große Altan neben der St. Georgscapelle überall von eleganten und gemeineren Zusehern, welche, die Hüte abgenommen, mit den Tüchern schwenkten und die schöne Königin mit enthusiastischem Jubel begrüßten.

Auf dem Graben, am Eckhause zum Hirschen, das 1842 abgebrochen wurde, war das zierliche Gerüst errichtet, in welchem, nach der damals bei Huldigungen üblichen Sitte, weißer und rother Wein sprang. Es bestand aus einem offenen Porticus mit Pilastern in jonischer Ordnung, die mit Festons und Guirlanden geschmückt waren und eine offene Ballustrade trugen, auf welchem sich ebenfalls Zuseher befanden. Ganz oben war das Gebäude mit dem kolossalen österreichischen Wappen geschmückt.

Nach beendigter Feierlichkeit sprang nun in der untern Halle desselben rechts weißer, links rother Wein; Braten und Brot so wie silberne Denkmünzen wurden unter das Volk geworfen, das sich deshalb in großen Massen hier zusammen drängte. Im Ganzen herrschte zwar rauschende, lärmende Fröhlichkeit, doch fielen nur wenige und unbedeutende Unord-

*) Dieser schon um 1310 von dem damaligen Bischofe Otto von Freisingen, einem Sohne des heil. Leopold erbaute Hof, wurde 1776 abgetragen und an dessen Stelle der große Trattnerhof erbaut.

nungen vor, welchen die aufgestellte Rumorwache*) in ihrer grauen, gelb ausgeschlagenen Kleidung, nicht zu wehren vermochte. Es schien auch dießmal, wie gewöhnlich, ohne besonderen Unfall vorüber zu gehen. — Ein Umstand ereignete sich jedoch, der, ohne im Ganzen auf die Störung der Festlichkeit einzuwirken, durch seine Folgen merkwürdig genug ist.

Während des fortwährenden Strömens und Drängens der Massen zu diesem interessanten Zielpuncte des Volksvergnügens bildete sich plötzlich in der Gegend des Einganges zur obern Breunerstraße eine isolirte, sich immer mehrende Volksgruppe, aus deren Mitte man lautes und immer heftiger werdendes Zweigespräch vernahm, das sich endlich in tobenden Wortwechsel verwandelte. Auf einmal theilte sich auf einer Seite die Menge fast gewaltsam auseinander und zwei Männer, deren Einer sich durch seine schöne, athletische Gestalt, mit Raufdegen und Federhut, der Andere durch jugendlichen, stolzen Anstand und reiche Kleidung auszeichnete, traten stürmisch heraus und verließen mit hastigen Schritten den geräuschvollen Schauplatz. Schnell eilten sie davon und verschwanden bald in den Windungen des engen Schlossergäßchens. Anfangs staunte ihnen die Menge neugierig nach, bald aber beschäftigte sie neue Spendung und sie unterdrückten, von sinnlichen Genüssen überwiegend angereizt, die sonst gewiß unbezwinglich gebliebene Lust, den Ausgang dieser Begebenheit mit anzusehen. Aufmerksamer aber waren die Anführer der Rumorwache geblieben, die sogleich eine Abtheilung ihrer Untergebenen in der Richtung mitsandte, welche die Abgehenden wahrscheinlich genommen hatten.

Des andern Tages verbreitete sich das Gerücht, daß am

*) Damals wurde die Polizeiwache also genannt.

Ufer der Wien, zwischen dem Stuben- und Kärnthnerthore, ein Duell zwischen den beiden Fremden Statt gehabt hatte, das jedoch vor dem ernstlichen Ausgange durch die plötzliche Dazwischenkunft der Rumorwache beendigt worden war; ferner, daß Beide arretirt worden waren und daß der erwähnte stattliche Mann dem reich gekleideten Jüngling noch im Abgehen die furchtbarste Rache geschworen habe. Im Verlaufe des Tages hatte man auch schon herausgebracht, daß Ersterer ein früher in kaiserlichen, dann in russischen Diensten gestandener Offizier sei, der nach Wien gekommen, um der Königin seine Dienste mit einem Freicorps zu dem bevorstehenden Feldzuge anzubieten. Letzterer aber sei der Sohn eines ungarischen Gutsbesitzers, dessen Vater sich jedoch erst durch Heirath in Ungarn ansäßig gemacht hatte und aus Bayern gebürtig war. Er hieß Albrecht von Waldheim und besaß noch ein väterliches Erbgut bei Deckendorf an der Donau. Wie aber der Streit zwischen Beiden entstanden war, darüber wußte Niemand Näheres anzugeben. Vor der Hand hatte auch die Sache keinen weiteren Erfolg, als daß Beide, wahrscheinlich auf höhere Anordnung, von Wien abreisten und zwar der Offizier nach Ungarn, der junge Mann aber, mit höherer Erlaubniß, nach Bayern.

Nur in höheren Cirkeln verlautete noch Näheres über den Hergang der Sache. Die Väter der beiden Gegner waren nämlich Gutsnachbarn in Ungarn und hatten bisher in gutem Einvernehmen gestanden. Ja als der Sohn des Einen aus den russischen Diensten zurückkehrte, wurde das Verhältniß noch inniger und man sprach viel von seiner bevorstehenden Vermählung mit Fräulein Aloise von Waldheim, die ihm seiner schönen mannhaften Gestalt und seiner ritterlichen Gesinnungen wegen nicht abgeneigt war.

Auf einmal aber, als ihr Bruder von einem Jagdzug

mit dem neuen Freunde zurück kam, schien sich die Sache mächtig verändert zu haben und alle Verbindung zwischen beiden Familien wurde mit Eins abgebrochen. Man rieth vergebens auf diese und jene Ursache, ohne die Wahrheit ergründen zu können, so viel aber stellte sich als ziemlich wahrscheinlich heraus, daß der junge Waldheim auf diesem Zuge seinem Genossen auf die Spur ziemlich verdächtiger Verbindungen mit wilden Freibeutern in den dortigen Wäldern und Bergen gekommen war. Dem mochte nun seyn, wie ihm wollte, genug, das gute Einvernehmen zwischen den beiden Familien hörte seit jener Zeit auf und schien sich, besonders unter den beiden jungen Männern, in den bittersten Haß verkehrt zu haben.

Aloise schien Anfangs in den Tiefen ihres liebenden Gemüthes dem schönen und mannhaften Kriegsmann unmöglich so Arges zutraeun zu können; indessen wurde auch sie durch weitere Beweise von ihrem Irrthume überzeugt und wendete sich von ihrem wilden Verehrer vollständig ab, obschon dieser kein Mittel unterließ, sich aufs Neue bei ihr in Gunst zu setzen. Die Bewerbungen eines bayerischen Gutsbesitzers in der Nähe von Deckendorf, der das schöne Mädchen bei einem Besuche in Wien kennen gelernt hatte, wo er früher eine Anstellung bei der bayerischen Gesandtschaft bekleidete, wurden allgemach günstiger aufgenommen und endlich wurde die Verbindung zwischen beiden festgesetzt, weshalb der junge Waldheim sich um die Bewilligung bewarb, seine Schwester ihrem Bräutigam zuführen zu dürfen und sie auch erhielt.

Bald nach der Abreise der Geschwister aus Ungarn begab sich der Offizier racheglühend nach Wien und bei Gelegenheit der feierlichen Huldigung trafen sich beide zur unglücklichen Stunde. Weiter verlautete jedoch nichts mehr über

diese Sache und mit ihrer Abreise schienen alle weiteren Folgen dieses unheilvollen Verhältnisses beigelegt zu seyn.

Die Rache.

Fast ein volles Jahr war seit diesem Vorfalle verflossen, der österreichische Erbfolgekrieg war indessen ausgebrochen, die Bayern waren in Oberösterreich, die Franzosen in Böhmen eingefallen; Erstere bedrohten sogar schon Wien. Da erhob sich auf den Aufruf der Königin das treue Ungarland und in kurzer Zeit war kein Feind mehr auf österreichischem Boden zu sehen, ja die österreichischen Heere drangen tief in Bayern ein. Von allen Gegenden Ungarns waren zahllose Streiter herbei geeilt und mehre Freicorps bildeten die Avantgarde.

Eines der gefürchtetsten derselben waren die sogenannten Panduren, durch Franz, Freiherrn von der Trenck gebildet und angeführt. Er war der Sohn eines kaiserlichen Stabsoffiziers, hatte seinen Muth sowohl auf offenem Felde, als gegen manche, damals in Ungarn zerstreute, regellose Banden erprobt und war eben so sehr durch seine schöne, athletische Gestalt, als durch seine Härte und Grausamkeit bekannt. Seine furchtbare Bande hatte ihren Namen von dem Dorfe Pandur im Sohler Comitate und bestand aus raizischem Volke, das sich in dem benachbarten Gebirge streifend und raubend aufhielt *). Mit diesem wilden Corps leistete Trenck zwar als Parteigänger die wichtigsten Dienste, wurde aber durch seine

*) Ihre Kleidung bestand aus langen und weiten blauen Beinkleidern, rothen weiten Mänteln und hoher, rauher Mütze, sie waren mit einer langen Flinte, zwei Pistolen und zwei türkischen Dolchen in ihrem schmalen Ledergürtel bewaffnet.

Erpressungen und durch sein grausames Wüthen allgemein gefürchtet und verabscheut.

Durch seine persönliche, außerordentliche Leibesstärke und Energie wußte er zwar bei seiner rohen Bande stets das Übergewicht zu behaupten, doch benützte er dasselbe nie zum Guten und oft gab es auch Fälle, wo es seiner ganzen Entschlossenheit und Verwegenheit bedurfte, um ihrer Wildheit Herr zu werden. So erhob sich einst eine Meuterei gegen ihn, ein ganzer Zug gab Feuer auf ihn, wodurch er am linken Arme leicht verwundet und sein Pferd getödtet wurde. Sogleich lief er wüthend auf die Rotte los, zählte 1, 2, 3 und hieb dem vierten Mann den Kopf herunter. So war er bis auf den zwölften Mann gekommen, da trat ein Harumbascha, wie er seine sogenannten Hauptleute nannte, hervor, zog den Säbel und drang mit den Worten auf ihn ein: „Ich habe zuerst auf dich geschossen, nun wehre dich deiner Haut!“ Alles stand unbeweglich bei diesem Auftritte; Trenck aber griff ihn an und hieb ihn nieder. Nun wollte er die Exekution mit dem vierten Manne fortsetzen, da spannte aber die ganze Truppe den Hahn und schlug die Gewehre an. Sogleich hieb er wüthend mit dem Säbel rechts und links ein. Diese Entschlossenheit wirkte. Alle fielen auf die Knie und gelobten Gehorsam. Er hielt hierauf eine kurze Anrede an sie, verzieh ihnen und seit dieser Zeit rebellirte Keiner mehr.

Aus diesem barbarischen Verfahren gegen seine eigenen Leute kann man wohl ermessen, wie er in Feindesland verfuhr. Furchtbar und unerhört waren die Grausamkeiten, welche er mit seinen Panduren in Bayern verübte. Sie plünderten, brannten und mordeten, wo sie nur hinkamen; die Beute eignete sich aber größtentheils der Anführer zu, der auch durch seinen unersättlichen Geiz berüchtigt war: die größten Grau-

samkeiten wurden in Vilshofen, dann in Cham ausgeübt. Letztere Stadt wurde an allen Ecken angezündet und die Einwohner, soviel man deren habhaft werden konnte, in die Flammen geworfen. Die fliehenden Weiber und Kinder, die eine Brücke zu passiren hatten, wurden an dieser angehalten, erst rein ausgeplündert und dann ins Wasser gestürzt. Bei Vilshofen wurde nach dessen Zerstörung die Donau übersetzt und der Zug ging nun in ungestümer Hast stromaufwärts, ohne Rast zu halten, so daß einige der am Wege liegenden Dörfer gegen alle Hoffnung von der Plünderung verschont blieben. Denn schon seit dem Beginne des Feldzugs war Trenck's Sinnen und Trachten voll Rachedurst und Mordlust nach Deckendorf gerichtet. Dieses wollte er unvorbereitet überfallen und daselbst ein Beispiel von Rache geben, wie es die Weltgeschichte nicht zum zweitenmale aufzuweisen haben sollte.

In Deckendorf war man indessen nicht ganz unvorbereitet geblieben. Durch Flüchtlinge aus der Gegend von Vilshofen war der Allarm etwa eine Stunde vor dem Anstürmen der wilden Bande dahin gekommen und obwohl nun zwar nicht viele Zeit zur Rettung blieb, so wurde diese doch so gut als möglich benützt. Während der nunmehrige Eigenthümer des Schlosses seine Gemahlin und seine besten Schätze über die Donau in Sicherheit brachte, sammelte dessen Schwager, der uns wohlbekannte Albrecht von Waldheim einen Haufen entschlossener Landleute der Umgebung und faßte mit ihnen in dem nahen Dorfe Seebach Posto, um durch tapferen Widerstand die Unholde zurückzuschlagen oder wenigstens so lange aufzuhalten, bis die Rettung seiner Schwester und ihres Gemahles vollkommen gelungen war.

Wie eine Wetterwolke stürmte der wilde Haufe daher, Pechkränze und Brandfackeln in den Händen, die krummen Säbel hoch

geschwungen. Löwenmuthig stürzten sich Albrecht und seine Getreuen dem Todfeinde entgegen. Überrascht und voller Wuth, früher ein Hinderniß zu finden, als er dachte, und bis zur Raserei aufgestachelt, als er den verhaßten Jüngling erblickte, feuerte Trenck seine Leute mehr durch Blicke als durch Worte zum Kampfe an, ja man vernahm aus seinem schäumenden Munde kaum mehr als den fast vor Wuth erstickten Ausruf: „Mord, Feuer — Mord, Feuer!“ Ein furchtbarer Kampf begann, auf beiden Seiten tobte tödtlicher Haß. Doch aller verzweifelten Tapferkeit ungeachtet, war Trencks Bande dem Häuflein Albrechts allzusehr überlegen, schon waren die meisten seiner Getreuen um ihm gesunken, als Albrecht, auf welchen der Panduren-Anführer mit ungestümer Wuth fort und fort einhieb, bedachte, daß längerer Widerstand unnütz sei und die Rettung nun wohl gelungen seyn müsse. Nach einem erneuerten und heftigen Angriffe warf er plötzlich sein Pferd herum und jagte mit den Wenigen, die ihm geblieben waren, in rasender Eile davon. Trenck stürzte ihm mit einem Theile seiner Leute nach, während sich ein anderer, auf des Anführers schnelle Ordre, damit beschäftigte, das unglückliche Dorf zu plündern und in Brand zu stecken.

Die Fliehenden hatte bald ein dichtes Gebüsch aufgenommen, das zwischen Seebach und Deckendorf liegt und als die wilde Bande dasselbe durchstürmt hatte, lag das ersehnte Ziel der Rache vor Trencks gierigen Blicken; allein die Gegner waren verschwunden und erst, als die Panduren dem Schlosse nahe waren, entdeckte sein scharfer Blick mitten auf dem Strome eine Bewegung, wie die eines Schwimmenden. Sogleich befahl er, in ganzen Pelotons nachzuschießen. Der Gegenstand war jedoch schon außer Schußweite und Albrecht hatte sich glücklich über das Wasser gerettet, während sich seine wenigen Gefährten

in der oberen Gegend zerstreuten, da im Angesichte des Schlosses und in Hoffnung auf reiche Beute Niemand daran dachte, ihnen nachzusetzen. Mit fürchterlichen Flüchen, daß er seinen Racheplan nicht vollständig auszuführen im Stande war, befahl Trenck, das verrammelte Thor zu sprengen und Alles, was sich Lebendes im Schlosse befand, zu erwürgen; die Abtheilung, welche unterdessen von Seebach zurückgekommen war, beorderte er in das Ort, um dasselbe mit Feuer und Schwert zu verheeren. Das Thor wurde eingehauen, das Innere des Schlosses auf das Sorgfältigste durchsucht, aber keine lebende Seele darin angetroffen.

Mittlerweile hatte sich schon das Nachtdunkel über die Gegend gelagert, aus dem nahen Orte stieg die furchtbare Lohe gen Himmel und gräßliches Jammergeschrei ertönte von daher; da wollte Trenck, ehe er noch das Schloß der Zerstörung Preis gab, dasselbe nach seiner gewohnten Weise wegen verborgener Schätze durchsuchen. Er befahl seinen Leuten, sich bis auf weitern Befehl vor dem Schlosse zu lagern und begab sich, mit einer Fackel versehen, und von einem einzigen treuen Diener begleitet, in das Innere des Schlosses zur genaueren Durchforschung.

Lange verweilte er darin und eben wollten sich ungeachtet seines strengen Verbotes, auf dessen Übertretung der Tod stand, einige seiner ungeduldigen Genossen auf den Weg machen, ihn aufzusuchen, als man auf einmal von der rechten Seite her einen aufflammenden Blitz wahrnahm, dem ein dumpfer Knall folgte. Sogleich stürmte Alles hinein. Qualmender Pulverdampf zeigte ihnen bald die Spur. Am Ende eines langen offenen Ganges erblickte man Trenck halbverbrannt auf der Erde ausgestreckt liegen, seinen Gefährten mit zerrissenen Gliedern zwei Schritte weit von ihm entfernt, neben einem

zerborstenen Pulverfäßchen, die ausgelöschte Fackel zur Seite. Die Risse in den geschwärzten Mauern, die zersprungenen Fenster ließen nebst den andern Umständen leicht auf eine Explosion schließen. — Trenck hatte nach Schätzen gesucht, das Fäßchen entdeckt, darin Gold vermuthet, der Diener war demselben mit der Fackel zu nahe gekommen und es hatte sich entzündet.

Man schleppte den für todt gehaltenen Anführer in den Schloßhof und machte alle Versuche zu dessen Wiederbelebung. Und, so unwahrscheinlich es zu seyn scheint, es ist doch geschichtlich wahr, daß Trenck's ungeheure Lebenskraft auch diesem furchtbaren Schlage nicht erlag. Obschon er durch die Explosion halb gebraten zu Boden gefallen war, erholte er sich doch nach einiger Zeit wieder und wurde auch endlich ganz wieder hergestellt. Allein von dieser Zeit an war auch keine Spur mehr von seiner ehemaligen ausgezeichneten Schönheit zu entdecken. Sein Gesicht wurde durch tiefe, häßliche Narben und durch das eingebrannte Pulver auf das Fürchterlichste entstellt und er schien allen Menschen nun auch von Außen das Scheusal, welches er im Innern von frühester Jugend an gewesen war.

Das Schloß wurde nun zwar geplündert, in Brand gesteckt und verheert; dessen Bewohner aber, die er seinem Grimme opfern wollte, waren dennoch gerettet und nur ihn traf daselbst zum erstenmale das rächende Schicksal. Als er noch in den größten Schmerzen dalag, fluchte er auf das Gräßlichste und ließ sich auch einigemale mit dem fürchterlichsten Grimme verlauten, daß er durch falsche Kundschafter getäuscht worden war, die ihm hinterbracht hatten, daß in den Gängen des Schlosses zwei Fäßchen mit gemünztem Golde, 500,000 Dukaten an Werth, versteckt wären.

Seine Wuth hatte natürlich durch diesen furchtbaren Vorfall noch bei Weitem zugenommen und nach seiner endlichen Heilung trug er den Schrecken seines Namens und jenen seiner Panduren noch durch ganz Bayern und Schwaben bis an den Rhein. Allmälich aber häuften sich die himmelschreienden Klagen über sein willkürliches und unmenschliches Benehmen so sehr, daß er 1746 des Commando's entsetzt und vor einem Kriegsgerichte zur Verantwortung gezogen wurde. Anfangs stellte er sich bei den Verhören so ungeberdig, daß man ihm Fesseln anlegen mußte, um Unheil zu verhüten. Nachdem er jedoch wieder ruhiger geworden war und einsah, daß er durch allzu tobenden Ungestüm seine Sache nur verschlimmere, nahm man ihm diese wieder ab und der Prozeß ging seinen geregelten Gang fort. Unendlich viele Thatsachen wurden gegen ihn erhoben und bewiesen und endlich den 20. August 1746 das Urtheil gefällt, daß er zeitlebens als Gefangener auf dem Spielberge in Brünn verwahrt und sein ungeheures Vermögen unter Sequester gestellt werde. Daselbst starb er auch schon den 14. October 1749, in einem Alter von kaum 26 Jahren und, wie man sagt, mit allen Zeichen der Reue über sein ruchloses, nur dem Verderben und der Zerstörung geweihtes Leben. Das Corps der Panduren aber wurde aufgelöst und seit jener Zeit lebt dieser Name nur mehr in dem Angedenken an ihre gräuelvollen Thaten.

Die frohe Kunde im Burgtheater.

Wie segensreich auch die ruhmwürdige Regierung Maria Theresiens für die österreichischen Staaten war, wie sehr der Wohlstand ihrer Unterthanen, Künste und Wissenschaften

unter ihrem Scepter blühten, so wurden dennoch alle frohen Gefühle darüber durch eine ernsthafte Betrachtung getrübt. Die beiden Ehen Kaiser Josephs waren ohne männliche Nachkommenschaft geblieben, ja selbst die Erzherzogin Theresia versprach bei ihrer zarten Leibesconstitution kein langes Leben. Der Kaiserin zweiter Prinz Karl Joseph starb schon 1761 in dem zarten Alter von 17 Jahren, und es war nunmehr die ganze Hoffnung der Monarchin und des Landes auf den Erzherzog, Großherzog Leopold von Toscana gerichtet, da der vierte Prinz Maria Theresiens, Ferdinand Karl, der Stifter der österreichischen Tertio-Genitur in Modena, noch unvermählt war, und der fünfte, Maximilian, sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte. Leopold aber war ebenfalls schon drei Jahre vermählt und nur eine Prinzessin (Maria Theresia, nachmalige Gemahlin des Königs Anton von Sachsen) war bisher die Frucht dieser Ehe gewesen. Man erwartete daher mit zitternder Ungeduld die Geburt eines männlichen Erben, da man das precaire Schicksal der Monarchie bei erledigter Erbfolge noch zu frisch im Gedächtnisse hatte. Die Kaiserin selbst war in gespannter, bekümmerter Erwartung, als die Nachricht verlautete, die Großherzogin Maria Ludovica befinde sich abermals in gesegneten Umständen, und das Volk theilte dieselbe mit der geliebten Kaiserin. Auf allen Promenaden, an allen öffentlichen und Vergnügungsorten wurde von nichts als von Nachrichten aus Florenz gesprochen, ob bereits ein Courier angelangt sey, was er gebracht habe u. s. w.

Da brach endlich der Morgen des 14. Februars 1768 an. Es war an einem Sonntage; trübe, regnerische Witterung war eingefallen, welche diese Zeit des Jahres gewöhnlich mit sich zu bringen pflegt. Bei eintretendem Abende

trieb man sich in den Gast- und Kaffeehäusern herum, die erwarteten Nachrichten aus Toscana waren das gewöhnliche Thema der Gespräche. Für heute aber war der allgemeine Antheil des Publikums doch wenigstens in Etwas durch einen andern Gegenstand in Anspruch genommen; es wurde nämlich im Burgtheater zum ersten Male das einst so beliebte Schauspiel: „Clementine“ vom Freiherrn von Gebler aufgeführt, worin die damals ebenfalls allgemein gefeierte Madame Jacquet, Mutter der später so berühmten Mad. Adamberger, die Hauptrolle spielte.

Theater-Novitäten haben für die Wiener zu jeder Zeit und in jeder Lage etwas Reizendes gehabt; überdies war die Gelegenheit willkommen, den langen, regnerischen Abend im Theater zuzubringen, und man trug sich auch mit der Hoffnung, Jemand aus der kaiserl. Familie, vielleicht gar die Kaiserin selbst dort zu sehen; eine Hoffnung, welche noch heute ihre Anziehungskraft übt und deren Erfüllung den Genuß einer Vorstellung noch immer erhöht. Darum waren an diesem Abende die Räume des Burgtheaters überfüllt und mit der gespanntesten Erwartung sah man sowohl dem Aufrollen des Vorhanges als auch dem Aufgehen der Thüre zur kaiserlichen Loge entgegen.

Allein nur die erstere Erwartung wurde endlich erfüllt; die Loge blieb leer, und als das Publikum jede Hoffnung schwinden sah, seinem Enthusiasmus beim Anblicke der verehrten Herrscherfamilie, wie gewöhnlich, Raum zu geben, wandte es sich endlich mit desto größerer Aufmerksamkeit dem Gange des Stückes zu und beehrte jede Tirade, jede Kraftäußerung nach französischer Schule und Manier, die damals auf der Bühne vorherrschend waren, mit lautem Beifall.

Nach dem zweiten Acte wäre zwar bald eine Störung

eingetreten; es erhob sich nämlich Pferdegetrappel von Außen, das seine Richtung vom Kohlmarkte gegen den Burgplatz zu nehmen schien; doch als es bald darauf wieder stille ward und nichts weiter verlautete, legte sich das durch diesen Vorfall entstandene Gemurmel, und als der Vorhang von Neuem aufging, horchte man abermals mit lautloser Stille und neuem Interesse auf die Prachtphrasen des Helden und die breit-sentimentale Declamation der Heldin des Stückes.

Die letztere hatte eben die höchste Pointe erreicht, die jüngeren Herzen schlugen mitfühlend bei den Leiden und Prüfungen Clementinens, die alten Herren aber nahmen ihre Brillen ab, und setzten die Schnupftücher in Bereitschaft, um die unwillkürlich aus den Augen dringenden Mitleidszähren aufzufangen und dabei die Gläser zu schonen; — da vernahm man bei der herrschenden Grabesstille, die durch leises, halbunterdrücktes Schluchzen nur dann und wann gestört wurde, beflügelte, sich mehr und mehr der Thüre zur Hofloge nähernde Schritte, endlich das Rauschen von Gewändern — plötzlich flog die Thüre schallend auf, die Kaiserin stürzte im einfachen Nachtgewande herein, bog sich, eine entfaltete Depesche in der Hand, über den Rand der Loge und rief mit entzückter, lauter Stimme: „Der Leopold hat einen Sohn bekommen!“

Der Enthusiasmus, den sowohl diese freudige Nachricht, als auch vor Allem die herzliche Art und Weise, wie sie kundgegeben ward, hervorbrachte, ist außer allen Gränzen der Beschreibung. Clementine, ihre Leiden und ihre regelrechten Ergießungen darüber, waren vergessen, vom Stücke war keine Rede mehr, jauchzender Jubel erhob sich in der ganzen Versammlung, in welchen auch die auf der Bühne befindlichen Schauspieler, ihre Rollen und alle Illusion ver-

gessend, mit einstimmten; zahllose Freudenthränen flossen, ein sechsmal donnerndes Vivat erhob sich, die Hände wurden fast wundgeklatscht, und so wurde diese herzliche und erhabene Scene zu dem schönsten Intermezzo, das je auf einer Bühne statt gefunden, so wie das Stück die ehrenvollste und glorreichste Unterbrechung erfuhr, deren sich je eines zu erfreuen hatte. Erst nachdem die Kaiserin mit Freudenthränen sich mehrmals für die so innige und überströmende Theilnahme ihres treuen Volkes dankend verneigt hatte, verließ sie die Loge, von einem abermaligen Beifallssturm begleitet.

Das Stück war aber zu Ende. Niemand war mehr fähig, nach solch' erhebender Scene Antheil an den Leiden und Freuden idealer Personen zu nehmen, nachdem die schöne Wirklichkeit so hohes Entzücken hervorgebracht hatte. Und so beurkundete diese schöne und herzliche Begebenheit das schönste Verhältniß, die rührendste Übereinstimmung zwischen der geliebten Herrscherin und dem liebenden Volke. Maria Theresia hat sich in ihrer vierzigjährigen Regierung oft als eine liebevolle Mutter, als eine wahrhaft große Frau, eine der größten in der Geschichte, gezeigt. Diese Scene aber bleibt immer die schönste Perle an ihrer, mit so vielen Tugenden geschmückten Krone. — Der Prinz aber, durch dessen Geburt Maria Theresia so hoch erfreut, durch welche solch' ein beispielloser Enthusiasmus hervorgerufen wurde, war der erstgeborne Sohn Leopolds, der geliebte Neffe und Zögling Josephs, der nachmalige letzte römisch-deutsche und erste Kaiser von Österreich, der in so vielen Trübsalen erprobte Kaiser Franz.

Die Explosion des Pulverthurmes in Wien.

Den 26. Juni 1779, an einem Sonntage, war die Witterung ungewöhnlich heiß. Der heitere Himmel, die reine Luft und der geschäftslose, nur der Verehrung Gottes geweihte Tag hatten viele Bewohner der lebensfrohen Stadt Wien vermocht, sich schon am frühen Morgen auf den Weg zu machen, die freie Landluft zu genießen, in einem der reizenden, den Linien näher oder ferner gelegenen Dörfer ihren Gottesdienst abzuwarten, sich darauf durch Speise und Trank zu laben, welche dem Städter immer auf dem Lande am besten zu munden pflegen, und sich dann an den freien und fröhlichen Eindrücken ländlicher Natur und Gegend so lange zu ergötzen, bis die steigende Sonne und der herannahende Mittag zur, obwohl jederzeit und wenn auch nur um eine Viertelstunde verspäteten, Rückkehr mahnten.

Solche Morgenwanderungen an schönen Sonntagen im Frühling oder Sommer, auch jetzt noch sehr gebräuchlich, tragen für jedes fühlende Gemüth einen unendlichen Reiz in sich. Ein schöner Sonntagsmorgen ist überhaupt an sich schon mit einer eigenen Weihe umgeben, die sich nirgends schöner als auf dem Lande ausspricht. Mit dem Menschen scheint auch die Natur ihr Feierkleid angezogen zu haben. Ringsum herrscht feierliche, erhebende Stille, von keinem profanen Geräusche, das an die Bedürfnisse des Lebens erinnert, unterbrochen. Die Töne der Glocken, welche die Gläubigen zum Gebete rufen, erklingen melodischer und erhabener und die Mienen der Landleute jedes Alters und Geschlechtes sind freundlicher und ruhiger: eine natürliche Folge des arbeitsfreien Tages und der bessern Kleidung, auf welche sich besonders die frischen Land-

mädchen mit ihren schimmernden Röcken und Leibchen und ihren flatternden Bändern viel zu Gute thun.

Es ist daher kein Wunder, wenn bei solch allgemeiner Erhebung und Weihe auch die Phantasie ihr fröhliches und begeistertes Spiel treibt und dieselbe auch auf sinnliche Gegenstände überträgt. So klingt uns selbst im dichtesten Walde am Sonntagsmorgen das Gezwitscher der Vögel viel feierlicher und erhebender, und die Strahlen der Frühsonne, welche das Blättergeflecht und die lichten Zweige durchdringen, tragen eine unerklärliche, heilige Glorie an sich, die uns zu solcher Zeit das Herz erhebt und erweitert, während uns dieselbe Ursache an geschäftsvollen Werktagen kalt läßt oder wohl gar unangenehm berührt. Dagegen trägt aber auch der Sonntagnachmittag ein eben so unerklärliches Gefühl von Langeweile an sich, dessen man bei den rauschendsten Vergnügungen nicht ganz los zu werden im Stande ist.

In der Stadt jedoch hat der Sonntagsmorgen eher ein herabstimmendes Gefühl zur Folge. Die Straßen sind menschenleer, die Augenweide der Läden ist verschwunden und nur schwarz und grün angestrichene Thüren gähnen uns trübselig in den prosaischen Häusern an; die Leute sind alle wie an Wochentagen gekleidet, keine Abwechslung, keine Erhöhung des gesellschaftlichen Zustandes ist sichtbar, und so ist der Umstand wohl zu erklären, daß sich Jedermann wunderselig dünkt, der am Sonntage Morgens der Stadt entfliehen kann.

Darum wimmelte es auch den 26. Juli 1779 schon um sieben Uhr des Morgens, für die Stadtbewohner eine ungewöhnlich frühzeitige Stunde, in den Straßen der Vorstädte, welche zu den Linien führen, so wie an diesen selbst, von eifrigen Pilgern, welche dem Lande zuströmten. Besonders

aber waren es die Währinger und Nußdorfer Linie, aus welchen sich die Spazierenden, wie noch heute, in ganzen Schaaren drängten, da von ihnen aus die nächsten Orte liegen, z. B. Währing, Weinhaus, Pötzleinsdorf mit seinem kleinen, aber netten und freundlichen Parke, das herrliche Thal mit den romantischen Dörfern Neustift und Salmansdorf, das zu größerer und verdienter Beliebtheit nur weiterer Entfernung bedürfte; dann Döbling, Heiligenstadt, Sievering und Grinzing, welch' letztere Orte außer der romantischen Lage auch noch die vielleicht überwiegende Anziehungskraft ihres lieblichen Naturproductes besitzen. Die Wanderung schien diesmal kein Ende nehmen zu wollen; es war, als wolle sich die Stadt aller ihrer Bewohner entledigen, um sich anderwärts eine Colonie anzulegen, und noch um halb 9 Uhr sah man ganze Truppen, obwohl staubbedeckt und sich von Zeit zu Zeit die Stirne wischend, den Linien zuwallen.

Unter ihnen befand sich auch eine, in ihren breiten Schuhen und schweren Röcken schwerfällig, erhitzt und ermüdet dahintrabende kleine Gesellschaft von Landleuten, die wahrscheinlich bei einer entfernteren Linie hereingekommen war und Geschäfte in Döbling oder Nußdorf zu besorgen hatte. Bei dem Geräusche eines ziemlich rasch von der Stadt herbeirollenden Wagens in der unteren Liechtenthaler Hauptstraße traten die sorglos in der Mitte der Straße dahin Schlendernden auf die Seite und zogen ehrfurchtsvoll die breiten Hüte, da in demselben ein ansehnlicher geistlicher Herr saß, ein sammtenes Käppchen auf dem ehrwürdigen Haupte, ein funkelndes Kreuz an einer breiten Goldkette um den Hals. Neugierig zischelten die Bauern untereinander, wer der Hochwürdige wohl seyn möge, und wurden von den Umstehenden belehrt, es sey dies der Prälat

Ambros, Propst von Klosterneuburg, der von einer bei Hofe ausgeübten Function zurück nach Hause fahre.

Kaum aber konnte der Wagen die Linie passirt haben, die Bauern besprachen sich eben unter einander, ob sie in der ermüdenden Hitze den Weg weiter fortsetzen oder sich erst bei der altbekannten Linde, dem Liechtenthaler Bräuhause gegenüber, mit frischem Biere erquicken sollten — als auf einmal, plötzlich und fürchterlich, — ein ungeheurer Knall die Luft erschütterte.

Die Leute fielen betäubt zu Boden, zersplitterte Fenster, Mauergesimse, ja selbst ganze Mauerstücke und Schornsteine rasselten und prasselten herab _Kugeln, Steine und Ziegel durchflogen die Luft in allen Richtungen und ein dichter, erstickender Schwefelqualm umzog mit graugelbem Dampfe die ganze Gegend umher, während aus den Häusern und von ferne her banges Klagegeheule ertönte und ein wirres Herzuströmen von Menschen aus allen Gegenden begann.

Erst nach einiger Zeit erholten sich die Betäubten und mitunter leicht und schwer Beschädigten, zumeist durch die Gefahr des Augenblickes wieder ins Leben gerufen, von ihrem halbbewußtlosen Zustande und trachteten die Ursache dieses schrecklichen Ereignisses zu erfahren. Kaum aber war der Laut: „der Pulverthurm! der Pulverthurm! die armen Leute! der arme Prälat!“ im wilden Durcheinanderschreien kund geworden, als einer der Bauern, ein Greis mit weißen geringelten Haaren, abermals wie bewußtlos mit dem lauten Geschrei: „Mein Sohn Andreas — mein Sohn Andreas!“ zu Boden stürzte und seine Gefährten in lautes Wehklagen ausbrachen.

Die Umstehenden leisteten thätige Hilfe, brachten die Landleute über Schutt und Trümmer, die sich allenthalben

auf den Gassen angehäuft hatten, in ein am wenigsten beschädigtes Haus, und da vernahm man, daß der Bauer, Jakob Robausch mit Namen, aus Aland gebürtig sey, daß sein Sohn Andreas im Regimente Preuß diene, daß er eben heute bis 10 Uhr vor dem Pulverthurme Schildwache stehen mußte, worauf er für den ganzen Tag Urlaub erhielt, und daß der Vater mit einigen Verwandten vor Tagesanbruch aufgebrochen und gekommen sey, ihn abzuholen, und nun dieses schreckliche Unglück erfahren müsse. Denn wer konnte zweifeln, daß die Schildwache in der größten Nähe des Gebäudes nicht in tausend Stücke zerschmettert sey, da mehre Personen in viel größerer Entfernung getödtet und verstümmelt worden waren? Die Umstehenden suchten den Armen daher so viel als möglich zu trösten, und sprachen ihm zu, sich in die Schickung Gottes zu fügen, und das Unvermeidliche mit ergebenem Sinne zu tragen; aber das Vaterherz stürmte zu laut in ihm, er mußte wenigstens die Überreste seines unglücklichen Sohnes sehen, und wenn es ihm vollends das Herz brechen sollte. Als er sich daher nur etwas erholt hatte, brach er auf, wies mit Riesenstärke und mit fast wahnsinnigen Geberden alle Versuche zurück, ihn abzuhalten, und wankte, von seinen Freunden begleitet und unterstützt, unter fortwährendem Wehklagen über Steine und Schutt dem Schauplatze des Jammers zu.

Kaum aber hatten sie die Anhöhe erreicht, die zur Linie und zu der Verheerungsstätte führt, so kam ihnen ein Schwarm Menschen entgegen, die unter wunderlichem Zusammengeschwirre ihrer Stimmen einen betäubten Soldaten mit leichenblassem Angesichte daherführten. Ein Blick — ein Schrei, und Vater und Sohn lagen sich laut aufschluchzend in den Armen. Der Himmel hatte den Armen wunderbar geschützt, die Gewalt

der Explosion war nach oben gegangen und die Trümmer und Kugeln waren über seinem Haupte weggeflogen. Nur war er von dem entsetzlichen Knalle betäubt und sinnlos zu Boden gefallen, und hatte für seine ganze übrige Lebenszeit das Gehör verloren. Die große Kaiserin Maria Theresia beschenkte Vater und Sohn, welcher Letztere natürlich seines Dienstes entlassen wurde, reichlich, und so wurde Andreas noch die Stütze seiner Familie. Er lebte noch lange Jahre ruhig und zufrieden im Vaterhause und erzählte Jedermann mit gerührtem Andenken seine wunderbare Rettung.

Aber auch der würdige Prälat, dessen trauriges Schicksal man als gewiß voraussetzte und beweinte, blieb unverletzt, obwohl ihm ein Pferd aus seinem Postzuge durch eine umherfliegende Kugel getödtet wurde. Die Verheerungen aber, welche durch dieses schreckliche Ereigniß angerichtet wurden, waren deßungeachtet fürchterlich genug. Fünfundzwanzig Handlanger und Constabler wurden so zerrissen, daß man ihre Körper nur stückweise wieder fand. Viele Personen auf der Straße oder auf den nahen Feldern und Wiesen wurden durch die, in zahlloser Menge herumfliegenden Kanonenkugeln, Haubitzen und Granaten getödtet oder schwer verwundet. In der Brigittenau und im Augarten zersplitterten die stärksten Bäume, viele Häuser in den Vorstädten Liechtenthal, Thury und Himmelpfortgrund wurden gänzlich zerstört oder mindestens unwohnbar gemacht. Selbst in der inneren Stadt spürte man eine Erschütterung wie von einem gewaltigen Erdbeben; Dächer und Fenster der nahen Vorstädte, auch in der Stadt und den benachbarten Dörfern, wurden zerstört. Viele Menschen erhielten durch die fliegenden Kugeln und Trümmer Verletzungen, die sie bis zum Grabe an sich trugen, mehre verloren durch den entsetzlichen Knall das Gehör für lange Zeit, einige auch durch

das Sprühen des entzündeten Pulvers und durch den erstickenden Qualm periodisch das Licht ihrer Augen.

Über die Ursachen dieser furchtbaren Explosion, welche nie genügend ermittelt wurden, gab es verschiedene Meinungen. Einige gaben die Schuld auf die starken Nägel in den Schuhen eines Artilleristen, die auf den Steinen Feuer gegeben haben sollten, Andere, und bei weitem wahrscheinlicher, auf unvorsichtiges Tabakrauchen. Seit dieser Zeit durfte jedoch, billiger Weise, kein Pulvermagazin mehr in der Nähe der Stadt errichtet werden.

Als Denkmal dieser furchtbaren Explosion dient noch heute eine vor der Nußdorferlinie an der Straße gegen Nußdorf rechts aufgerichtete Steinsäule, welche der Propst Ambros von Klosterneuburg an derselben Stelle errichten ließ, wo er eben fuhr, als die Explosion erfolgte. Der Knauf auf derselben wird durch eine Kugel gebildet, welche dieselbe Größe hat, als jene, durch die sein Pferd getödtet wurde. Die Inschrift auf der Säule besagt das Übrige.

Papst Pius VI. in Wien. Feierlichkeiten während dessen Anwesenheit.

Im Anfange des Jahres 1782 entschloß sich Papst Pius VI. (mit seinem Familiennamen Angelo Braschi) zum Erstaunen von ganz Europa, selbst nach Wien zu reisen, um sich mit dem Kaiser Joseph über dessen Reformen und über kirchliche Angelegenheiten überhaupt zu besprechen. Zu diesem Zwecke erließ der Papst unterm 9. Februar ein Breve an den Kaiser, worin er ihm seinen Entschluß mit dem Beisatze anzeigte, daß er nur mit einem kleinen Gefolge kommen und

seine Wohnung in der Nuntiatur nehmen wolle. In der Antwort des Kaisers vom 26. Februar bezeigte dieser seine Freude über den Besuch, erbat sich jedoch, daß der Papst in einem Theile der Hofburg wohne. Das Schreiben schloß mit folgenden Worten: „Dieß ist Unserer beiderseitigen Würde gemäß und der Wohlstand erfordert es unumgänglich. Auf solche Art wird geschehen, daß während Dero hiesigen Aufenthaltes Wir einander näher und also vertraulicher unter Uns seyn mögen. Eure Heiligkeit können das Vergnügen, welches Uns die Gelegenheit, Dieselben zu sehen und persönlich zu ehren, bringen wird, sich nicht lebhafter vorstellen, als wenn Sie von Unserer vollkommensten Ergebenheit sich überzeugt halten und versichert seyn wollen, daß Wir Gott um Dero Wohlsein und Erhaltung zum Besten seiner Kirche inständig bitten."

Hiermit wurde in Rom der Tag zur Abreise auf den 27. Februar festgesetzt. Auf Befehl des heiligen Vaters wurden außer der dreifachen päpstlichen Krone oder Tiara, zwei kostbare Infuln, der ganze päpstliche Ornat, zwei prachtvolle goldene Kelche, vier Cardinalshüte und, zum Geschenk an verschiedene Personen, 800 Stück goldene Denkmünzen, jede 15 Thaler an Werth, auf einer Seite mit den Brustbildern der Apostel Petrus und Paulus, mit jenem des Papstes auf der andern, eingepackt. Ferner wurde die Bulle: **Ubi Papa, ibi Roma** von dem heiligen Vater aufgehoben und auf seinen Befehl eine andere des Inhaltes entworfen, daß, im Falle er auf der Reise sterben sollte, das Conclave zur neuen Papstwahl zu Rom, vorzugsweise vor allen andern Städten solle gehalten werden.

Den 27. Februar verrichtete der Papst noch sehr früh das heilige Meßopfer in der Privatcapelle des Vaticans und betete vor den Bildnissen der heil. Apostel Petrus und Paulus.

Hierauf hörte er eine Messe bei dem Altare des heiligen Stuhles und begab sich dann unter dem Zulauf einer außerordentlichen Volksmenge, die sich seinen Segen erbat, hinaus an den mit sechs Postpferden bespannten Wagen, den er unverzüglich bestieg und durch die Porta del Popolo seine Reise antrat. Im Wagen befanden sich noch der Patriarch Marucci, Bischof von Montalto und Vice-Regent von Rom, und Contessini, Erzbischof von Athen, Groß-Almosenier. Vier andere Wagen mit dem Hauspersonale und der nöthigsten Dienerschaft folgten, voraus ritten zwei Couriere.

Das erste Nachtlager wurde zu Otricoli, das zweite zu Foligno, das dritte zu Tolentino, das vierte zu Loretto, das fünfte zu Sinigaglia gehalten. Den 4. März übernachtete der Papst zu Rimini und traf den 5. zu Cesena, seinem Geburtsorte ein, wo deshalb besondere Feierlichkeiten veranstaltet wurden und er auch dem Domcapitel daselbst einen prachtvollen goldenen Kelch zum Andenken hinterließ. Den folgenden Tag brachte er in heiligen Verrichtungen und in der Mitte seiner Anverwandten zu, den 7. reiste er nach Imola, woselbst das Nachtlager gehalten wurde. Den 8. und 9. übernachtete er in Bologna, den 10. erreichte ihn zu Ferrara ein von Wien ihm entgegengeschickter ungarischer adeliger Leibgardist, welcher von Seite des Kaisers die Nachricht brachte, daß das Absteigequartier für den Papst in der Hofburg und zwar in den Zimmern, welche die Kaiserin Maria Theresia bewohnt hatte, bereitet und alle Anstalten zum würdigen Empfange desselben in den österreichischen Staaten getroffen seyen. Der Gardist wurde von dem Papste mit einem Rosenkranze von Lapis Lazuli beschenkt.

An demselben Tage kam der Papst in dem Gebiete der Republik Venedig an und wurde allenthalben auf das feier-

lichste empfangen. Beim Nachtmahle zu Chioggia wurde in goldenen Geschirren servirt. Den 11. bestieg Pius mit seinem Gefolge das bereit gehaltene Prachtschiff, an dessen Bord er den Patriarchen von Venedig, Giovanelli, empfing, fuhr an Venedig vorüber und übernachtete in Mestre. Den 12. war das Nachtlager in Sacile, den 13. in Udine und den 14. wurde die österreichische Gränze erreicht.

Zu Wippach, zwei Stunden außer Görz empfingen den hohen Gast der k. k. Vice-Staatskanzler, Graf Cobenzl, dann der päpstliche Nuntius in Wien, Cardinal Garampi und die zur Ehrenbegleitung bestimmte adelige Leibgarde sammt andern kaiserlichen Hofbedienten. Den 15. wurde das Nachtlager in Görz gehalten und die Reise sodann ohne vielen Aufenthalt nach Gratz fortgesetzt, wo der Papst den 19. eintraf, mit vielen Feierlichkeiten empfangen wurde und im sogenannten Lamprechterhofe wohnte. Den 20. März übernachtete der Papst in dem gräflich Stubenberg'schen Schlosse Wyden, den 21. im Schlosse Stuppach und überschritt am folgenden Tage die Gränze von Steiermark.

Den 22. traf Kaiser Joseph, der in Begleitung des Erzherzogs Maximilian dem hohen Gaste entgegen gefahren war, mit demselben in Neunkirchen zusammen. Der Monarch empfing den Papst auf das Freundschaftlichste und Herzlichste und ersuchte denselben, in den kaiserlichen Reisewagen überzutreten, welches Anerbieten Pius mit Vergnügen annahm. Gegen 11 Uhr traf der ganze Zug in Wiener Neustadt ein und, nachdem der Papst in Gesellschaft des Kaisers die Merkwürdigkeiten dieser altberühmten Stadt besehen hatten, wurde unter unermeßlichem Zudrange des Volkes die Reise nach Wien fortgesetzt.

Nächst dem Spinnerkreuze am Wienerberge erwartete

ein Theil der ungarischen und polnischen Leibgarde den Zug und begleitete ihn in die Hofburg. Beim Absteigen auf der sogenannten Bellaria waren alle Minister, geheimen Räthe, Kämmerer und Truchsesse versammelt, welche den Kaiser mit seinem hohen Gaste bis in die Appartements begleiteten. Nach kurzem Verweilen in der Hofburg erhoben sich Beide in das Oratorium der Kammercapelle, wo ein Tedeum gesungen wurde und begaben sich dann wieder in ihre Appartements zurück. Die nächstfolgenden Tage vergingen mit Audienzen, Vorstellungen und geheimen Conferenzen. Am Feste Maria Verkündigung, den 25. März, fuhr der heilige Vater öffentlich mit drei Wagen zur Kapuzinerkirche in der Stadt, las in der Frauenkapelle daselbst eine Messe und besuchte die kaiserliche Familiengruft, wo er am Sarge Maria Theresiens betete. Den 28. März, am Gründonnerstage, las der Papst in der Kammercapelle eine stille Messe, welcher sowohl der Kaiser als auch der Erzherzog Maximilian beiwohnten und dann aus seinen Händen das heilige Abendmahl empfingen. Dann verfügte sich der heilige Vater zu Fuß, aber im feierlichen Zuge, in die Augustiner-Hofkirche und trug nach den üblichen Ceremonien das Venerabile selbst in das Repositorium. Später nahm der Papst im Audienzzimmer die alljährlich übliche Fußwaschung an 12 armen Greisen persönlich vor, gab ihnen während des Mahles den päpstlichen Segen, nahm den Truchsessen die Speisen ab und setzte sie selbst den Greisen vor. Jeder derselben erhielt außer den gewöhnlichen Gratificationen von dem Kaiser 12 Dukaten und von dem Papste eine goldene und eine silberne Medaille. Der älteste derselben, Mathias Gerhammer, war 93 Jahr, der jüngste 77 Jahr alt.

Am folgenden Tage, am Charfreitage, besuchte der

zu Fuß in folgenden Kirchen das heilige Grab: Bei den Minoriten, bei den Schotten, auf dem Hofe, zu St. Peter und zu St. Michael. An demselben Tage erschien eine gedruckte Anzeige, des Inhaltes, daß Se. päpstliche Heiligkeit am Ostersonntag, Früh um 9 Uhr, sich nach der St. Stephanskirche begeben würden, um allda den Gottesdienst abzuhalten, nach dessen Endigung der heilige Vater von dem Balkone der Kirche am Hof dem versammelten Volke den Segen ertheilen werde. Auch war an allen Kirchenthüren die Nachricht angeschlagen, wie und unter welchen Bedingungen diejenigen, welche nach reumüthiger Beicht und Communion innerhalb der Linien den päpstlichen Segen erhalten würden, einen vollkommenen Ablaß erhalten könnten.

Die Feierlichkeiten am Ostersonntage, welche genau nach römischer Sitte abgehalten wurden, waren folgende: Morgens um 9 Uhr fuhr der Papst in einem sechsspännigen Hofwagen, dem noch mehre dergleichen folgten, unter der Begleitung der adeligen Garden nach St. Stephan. Er war ganz weiß gekleidet, nämlich in einem weißen Talar und Rochet, weiß seidenen Mozzet mit ausgeschlagenem Pelzwerk, einer mit Gold gestickten Stola und Häubchen von nämlicher Farbe, mit dem rothen Cardinalshute auf dem Haupte. Dem Papste gegenüber saßen die Cardinäle Migazzi, Erzbischof von Wien, und Bathyany, Primas von Ungarn, mit Rochetten, rothen Manteletten und Mozetten über ihre langen Kleider, dann rothen Schuhen. Die Bischöfe und Prälaten in Kirchenkleidern und das Domcapitel mit der Churgeistlichkeit gingen dem heiligen Vater entgegen. Cardinal Herzan mit der übrigen Geistlichkeit erwartete ihn an der Kirchenthüre. Bei dem Einzuge in die Kirche wurde mit allen Glocken geläutet.

Sogleich beim Eintritte reichte der Cardinal Migazzi dem

Papste das Asperſorium, womit dieſer zuerſt ſich ſelbſt, dann die Umſtehenden beſprengte. Hierauf verfügte ſich Letzterer in die Katharinencapelle, die ſtatt der römiſchen Camera Paramentorum diente und wurde, nach abgelegter Stola und Mozzet, mit Humeral, Alben, Stola und Pluvial bekleidet. Alsdann wurde ihm die Tiara oder dreifache Krone aufgeſetzt und der Zug ging in folgender Ordnung nach dem Paſſionsaltar, wo das Venerabile ausgeſetzt war: 1. Die erzbiſchöfliche Kurgeiſtlichkeit. 2. Das Domkapitel. 3. Der päpſtliche Leibarzt und Kämmerer in rothen, mit Pelz ausgeſchlagenen Kappen. 4. Zwei Domherrn, die auf rothſammtenen Poſtamenten zwei biſchöfliche Infuln trugen. 5. Ein Domherr mit dem Rauchfaß. 6. Ein päpſtlicher Subdiacon mit dem dreifachen Kreuze, neben und um denſelben ſieben Domherren mit Wachsfackeln. 7. Der Weihbiſchof von Wien, Graf von Arzt und Vaſſegg, als lateiniſcher Subdiacon, ihm zur Seite ein griechiſcher Diacon und Subdiacon. 8. Die Prälaten in Rochetten und Pluvialen, jedoch ohne Infuln und Stolen. 9. Die Biſchöfe, der Patriarch und der Erzbiſchof, welche mit dem Papſte von Rom kamen, mit glattweißdamaſtenen Infuln, jedoch ohne Stolen, dann ein griechiſcher Biſchof in ſeiner eigenthümlichen Kleidung und Kopfzierde. 10. Cardinal Migazzi als Presbyter assistens im Rochet, Pluvial, rothem Häubchen und weißer Inful, der päpſtliche Nuntius als Diacon ihm zur Seite. 11. Der Papſt im langen weißen, golddurchwirktem Pluvial, mit der dreifachen Krone auf dem Haupte; die Cardinäle Batthyany und Herzan trugen als Diakone die vorderen Theile des Pluvials, und endlich 12. der päpſtliche Schleppträger, welcher die Schleppe des Pluvials trug, der Ceremonienmeiſter und der Kreuzträger.

Nachdem der Papſt in dem Paſſionschore das Venera-

bile kniend angebetet hatte, begab sich der ganze Zug in den Speisechor, wo sich der heilige Vater auf einem bereitstehenden Throne niederließ und ihm die Cardinäle die Hand, die Bischöfe die Knie und die Prälaten den Fuß küßten. Nachdem durch den Papst die Terz angestimmt und durch die Kurgeistlichen der Chorgesang gesungen worden war, holte der lateinische Subdiacon die Pontificalstrümpfe und Schuhe von dem Altare ab und der Cameriere zog sie dem Papste an. Bei dem Händewaschen leisteten die Fürsten von Schwarzenberg und Auersberg wechselseitig Dienste und der päpstliche Leibarzt brachte das Tuch zum Abtrocknen auf einer goldenen Tasse. Nun wurden den Domherren, als Akolythen, die päpstliche Meßkleidung übergeben, welche sie zum Throne brachten und dem Nuntius reichten. Dieser kleidete nun den Papst mit Beihilfe der Cardinäle an, setzte ihm die Juful auf das Haupt und Cardinal Migazzi steckte ihm den Pontificalring an, worauf sich der Zug zu jenem Altare begab, wo die feierliche Messe gehalten werden sollte. Dieser Altar war zu dem feierlichen Pontificalamte eigens errichtet worden. Er bestand eigentlich nur aus einem acht Schuh langen und 4½ Schuh breitem Opfertische, welcher vor- und rückwärts mit reichen Behängen ausgeschmückt war. Auf demselben stand bloß ein silbernes Crucifix, nebst sieben Leuchtern von gleichem Metalle, drei zu jeder Seite und einer hinter dem Kreuze. Der eigentliche Hochaltar war abgetragen und an dessen Stelle war ein kostbarer, auf fünf langen und breiten Stufen erhöhter, und mit einem hohen goldreichen Arm und Lehnsessel für den Papst versehener Baldachin errichtet worden.

Neben daran waren zwei Stocksessel für die Cardinäle Batthyany und Herzan, dann ein größerer Sitz zur Rechten

des Thrones auf der obersten Stufe für den Cardinal Migazzi. Außerdem waren noch überzogene Bänke für die Bischöfe und Prälaten vorhanden. Der Altar war dem Throne gerade gegenüber, an der Evangelienseite des Altares stand die gewöhnliche Osterkerze und der Stein, worin das päpstliche Kreuz gestellt wurde. Auf jeder Seite des Altares war eine Credenz, auf deren einer die sieben Leuchter, auf der andern aber die erforderlichen Bücher ihren Platz hatten. Außer dem Altare, unter den Stufen zur Evangelienseite, war ein auf drei Stufen erhöhter, hoher Arm- und Lehnsessel für den Papst hingestellt. Zwischen dem Seitenaltar und den mittleren Kirchstühlen war eine eigene Bühne für die Hofmusik errichtet und vor derselben Schämel für die obersten Hofämter gesetzt. Die mittleren Kirchstühle aber nahmen die Hofcavaliere ein; die Oratorien und der Musikchor waren mit Damen besetzt. Kaiser Joseph selbst wohnte wegen Augenschmerzen dem Gottesdienste nicht bei.

Da ein solches Pontificalamt aus ganz absonderlichen und eigenthümlichen Ceremonien besteht, so, glaube ich, wird die Beschreibung desselben nicht uninteressant seyn. Zuerst incensirte (beräucherte) der Papst den Altar, wurde darauf selbst vom Diacon incensirt und umarmte sodann die drei Cardinäle. Darauf ließ er sich auf dem Throne nieder, der Nuntius und der Weihbischof als Diacone, saßen mit dem Gesichte gegen den Thron gekehrt und lasen die vorkommenden Theile der Messe mit. Auf dieselbe Weise saßen tiefer die zwei griechischen Diacone neben einander. Auf der obersten Stufe des Thrones links hatten die zwei Bischöfe ihren Platz, die dem Papste mit dem Buche und brennender Kerze bedienten. Die Domherrn umgaben, auf den untersten Stufen sitzend, den ganzen Thron. Die Cardinäle hatten aber neben dem Papst ihren

Platz, die Bischöfe und Prälaten aber auf der Seite auf den Bänken. Der lateinische Diacon und Subdiacon lasen in lateinischer, die griechischen in griechischer Sprache die Epistel und das Evangelium und nachdem Jeder in seiner Sprache bei dem päpstlichen Throne um den Segen gebeten hatte, erhielten sie ihn von dem heiligen Vater.

Nach geendigten beiden Evangelien küßte der Papst beide ihm vorgehaltenen Bücher und hielt, mit der Inful auf dem Haupte, eine ausgezeichnete lateinische Rede *), in welcher er die Versammlung zur Freude über die Auferstehung des Erlösers und zur Bereuung ihrer Sünden ermahnte. Nach dieser Rede trat der Nuntius vor den Thron und sang das Confiteor, worauf der Papst selbst das Misereatur und die Absolution absang und den Segen ertheilte. Hierauf wurde die Messe mit dem Credo fortgesetzt, unter welchem die lateinischen Diacone nach den Worten: „Et incarnatus est“ zur Credenz traten, die Hände wuschen und alsdann über den Altar ein prachtvolles, mit Gold reich besetztes Altartuch breiteten. Zugleich wurde dem Diacon Alles zum Meßopfer Nöthige durch den Subdiacon überreicht, welches jener an seine Stelle legte, jedoch vorher jene Hostie, die bei der Messe gebraucht werden sollte, mit einer anderen Hostie abrieb und diese alsdann einem der päpstlichen Caplane zu verspeisen gab. Eine ähnliche Ceremonie wurde auch vor dem Einschenken mit dem Weine und Wasser beobachtet. Fürst Auersberg goß hierauf dem Papste das Handwasser auf, worauf dieser zum Altare trat und das Offertorium verrichtete. Zum Sanctus traten acht Domherren mit Fackeln und Einer mit dem Rauchfaße heraus und blie-

*) Papst Pius VI. war seiner feuervollen Beredsamkeit wegen sehr berühmt, und die Italiener nannten ihn deswegen il persuasore.

ben in zwei Reihen vor dem Altare kniend, bis die Communion vorüber war. Nach dem **Agnus Dei** gab der Papst den drei Cardinälen den Friedenskuß, Cardinal Migazzi gab ihn darauf den übrigen anwesenden Bischöfen. Dann begab sich der Papst wieder auf seinen Thron. Der Diacon und der Subdiacon blieben jedoch bei dem Altare, auf welchem die consecrirte Hostie noch vorhanden war. Nun begann der interessanteste und Haupttheil der Ceremonie.

Es wurde ein goldener Stern gebracht, den der Diacon auf die Paten über die Hostie legte, diese sodann mit der Paten bis zu den Augen erhob und sich damit langsam auf jede Seite und wieder zum Altare wendete, dann dieselbe dem knieenden Subdiacon, dessen Hände mit einem reich mit Silber gestickten Tuche bedeckt waren, übergab. Dieser überbrachte sie dem Papste, der sie knieend anbetete. Mit dem Kelche verrichtete der Diacon die nämliche Ceremonie und brachte denselben, mit einem seidenen Tuche bedeckt, ebenfalls dem Papste, der ihn gleichfalls anbetete und hierauf stehend die vor der Communion üblichen Gebete verrichtete. Nach dem „**Domine, non sum dignus**“ nahm der Papst die Hostie, genoß aber nur die Hälfte derselben. Die andere Hälfte brach er in zwei Theile. Hierauf trank er mittelst eines goldenen Röhrchens einen Theil des consecrirten Weines aus dem Kelch und communicirte sodann die zwei übrigen Theile der Hostie dem Diacon und Subdiacon, umarmte Beide und sprach zu Jedem: **Pax tecum.** Endlich sog der Diacon ebenfalls einen Theil des Weines mit dem goldenen Röhrchen und gab das Übrige dem Subdiacon, der den Rest aus dem Kelche trank. Nun wurde die Messe auf gewöhnliche Weise bis zu Ende fortgesetzt. Noch bleibt zu bemerken, daß der Papst sich bei den öfters in der Messe vorkommenden Worten: **Dominus**

vobiscum", so wie bei dem: „orate fratres" nicht umwendete, sondern stets mit dem Gesichte gegen den Altar gerichtet blieb.

Nach Beendigung des feierlichen Hochamtes begab sich der Papst in derselben Kleidung, in welcher er gekommen war, aus der Kirche und fuhr über den hohen Markt nach der Kirche am Hof, um dem versammelten Volke den feierlichen päpstlichen Segen und Ablaß zu ertheilen.

Auf diesem Platze hatte sich schon mit dem frühesten Morgen eine außerordentliche Volksmenge eingefunden, so, daß bei der Ankunft des Papstes nicht allein der ganze, sehr geräumige Platz, sondern auch alle Fenster und Dächer, ja sogar die auf der Mitte des Platzes befindliche Säule und alle benachbarten Plätze und Straßen mit Menschen vollgepfropft waren, so daß man deren Zahl über 50,000 schätzte.

Auf dem durchaus rothspalirten, mit Teppichen belegten Balkon war ein goldreicher Baldachin errichtet, mit einem eben so kostbaren Arm- und Lehnsessel, nebst Fußgestelle. Mit dem weißen Pluviale bekleidet, die Tiare auf dem Haupte, bestieg der Papst, begleitet von den drei Cardinälen und zwei seiner Bischöfen, den Balcon. Der Subdiacon trug das Kreuz vor und an dem Eingange zum Balcone standen zwei Ceremoniarien mit brennenden Kerzen in silbernen Leuchtern. Der Papst ließ sich auf dem Sessel nieder und sang die Absolution, worauf die Hofsänger antworteten. Hierauf erhob er sich wieder von seinem Sitze, segnete das Volk dreimal und sprach dabei in lateinischer Sprache: „Der Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes komme über euch und bleibe bei euch alle Zeit, Amen." — In demselben Augenblicke wurde auf der Freiung durch ein daselbst postirtes Grenadierbataillon

eine Salve gegeben, worauf auf den Wällen rings um die Stadt die Kanonen abgefeuert wurden, um alle Katholiken inner den Linien dadurch zum vorgeschriebenem Gebete und zur Erlangung des vollkommenen Ablasses zu ermahne. Nach diesem Segen setzte sich der Papst wieder und Cardinal Batthyany beugte sich vor ihm und bat ihn im Namen des ganzen Volkes mit den Worten um Ablaß: **Indulgentias, beatissime Pater!** worauf der Papst antwortete: **plenariam** (ein vollkommener). Diesen verkündigte nun der Cardinal dem Volke durch, vom Balcon heruntergeworfene in lateinischer Sprache gedruckte Zettel, worin die schon erwähnte Bedingung enthalten war, daß nämlich Jeder, der den Ablaß gewinnen wolle, vorzüglich für das Wohl des Kaisers und des Papstes zu beten verflichtet sei. Darauf ging der Zug wieder in die Hofburg und so endete sich diese merkwürdige Feierlichkeit.

Den 2. April besah der Papst die kaiserl. Bildergallerie und ließ sich bald darauf von dem kaiserl. Kammermaler Hickel portraitiren. Den 6. und 7. besah er die Hofbibliothek und die kaiserl. Sammlungen, den 9. das kaiserl. Zeughaus, den 10. die Porcellanfabrik, den 11. das Waisenhaus, den 12. die theresianische Ritteracademie, den 13. die kaiserlichen Stallungen und Schönbrunn. Den 15. besuchte er die fürstl. Liechtenstein'sche Gallerie, den 16. die Ingenieursakademie. Den 19. ertheilte er im Spiegelsaale der kaiserl. Hofburg mit den üblichen feierlichen Ceremonien den Cardinalshut an die Cardinäle Firmian, Bischof zu Passau und Batthyany, welche Ertheilung früher nur in Rom Statt finden durfte. Den 20. fuhr der Papst in Gesellschaft des Fürst-Erzbischofes von Olmütz, Grafen Colloredo nach Klosterneuburg, und besah dort alle Merkwürdigkeiten des Stiftes. Den 21. stattete er bei dem Kaiser

und dem Erzherzog Maximilian seinen Abschiedsbesuch ab und erhielt deren Gegenbesuch.

Den folgenden Tag begab sich der Papst nach Anhörung der Messe abermals zum Kaiser. Nach längerem Gespräch kam er mit diesem und dem Erzherzog Maximilian aus den kaiserl. Gemächern. Der Kaiser setzte sich mit dem Papste in einen zweisitzigen Wagen, der Erzherzog Maximilian folgte in einem zweiten und darauf das ganze Gefolge und so trat der hohe Reisende unter Bedeckung der Garden und unter dem Zusammenlauf einer unermeßlichen Volksmenge seine Abreise aus der Residenz an. Zu Mariabrunn stiegen die Fürsten aus und unter dem Vordergebäude der Kirche erfolgte der Abschied, was noch heute eine Inschrift an demselben bezeugt. Der Kaiser und der Erzherzog wurden von dem Papste auf das Zärtlichste umarmt, gesegnet und geküßt. Darauf kehrten Erstere in die Residenz zurück und der Papst setzte seine Reise über St. Pölten, Melk und Linz nach Deutschland fort. Allenthalben in den österreichischen Staaten, wo er durchreiste, hatten große Feierlichkeiten Statt.

Da die weitere Reise des Papstes nicht zu dem Zwecke dieses Buches gehört, so will ich nur kurz andeuten, welche wichtigen Orte er auf seiner Rückreise nach Rom berührte. Den 26. April traf er in München ein und verweilte daselbst bis 2. Mai. Den 5. Mai feierte er in Augsburg sein Namensfest. Den 7. Mai langte er in Innsbruck an, den 9. in Brixen, den 11. in Verona, den 13. in Padua, den 15. in Venedig, wo ebenfalls große Festlichkeiten Statt hatten und wo der Papst mehre Tage verweilte. Den 22. kam er in Bologna an, den 26. zu Imola, den 30. zu Cesena, wo er dem Frohnleichnamsfeste beiwohnte, den 3. Juni zu Rimini, den 4. zu Sinigaglia, von wo die Reise weiter über Ancona, Lo-

retto, Tolentino, Foligno und Otricoli ging. Den 13. hielt er seinen feierlichen Wiedereinzug in Rom.

Bei der Abreise des Papstes von Wien hatte sich Joseph II. wahrhaft kaiserlich gezeigt. Er verehrte dem Papste ein kostbares brillantenes Kreuz, über 200,000 Gulden an Werth. Die beiden Prälaten in seinem Gefolge erhielten jeder einen kostbaren Ring, im Werthe von 2000 Gulden, eine goldene Dose und eine goldene Medaille mit des Kaisers Brustbild. Von dem Gefolge des zweiten Ranges erhielt Jeder einen Brillantring von ungefähr 800 Gulden im Werthe, dann eine kleinere goldene Medaille. Der päpstliche Kammerdiener erhielt nebst einer kostbaren goldenen Dose auch das Decret eines kaiserlichen Kammerdieners. An die übrige Dienerschaft wurden 500 Ducaten vertheilt. — Die päpstlichen Geschenke bestanden in folgenden: Der Oberstküchenmeister, Graf von St. Julien, erhielt einen Rosenkranz von Lapis Lazuli, nebst einem brillantenen Ring, 500 Duc. an Werth; Graf Rosenberg eine schön gefaßte Reliquie. Der Kammerfourier Le Noble, welcher die Einrichtung der Zimmer zu besorgen hatte, erhielt eine Medaille von 100 Ducaten, ein anderer Kammerdiener ein Amulet von 30 Ducaten im Werthe. Jeder kaiserliche Kammerdiener erhielt überdieß eine Medaille von 6 Ducaten und 50 Ducaten baar. Unter die zu Wien Dienste leistende Dienerschaft wurden 1000 Ducaten, unter jene auf der Reise 500 Ducaten vertheilt.

Das Impromptu des Meisters.

Den 28. Mai 1786 war gewählte Abendgesellschaft in einem schönen Garten der Vorstadt Landstraße in Wien, wel-

cher, nebst einem niedlichen Sommergebäude, Eigenthum des Großhändlers N. war. Bereits trieben sich, nach damaliger Mode glänzend und steif geputzte, Herren und Damen, Erstere in lichtfarbigen Seidenröcken, bunten Westen und zierlichen Chapeaubas; Letztere in schweren faltenreichen Reifröcken von geblümten Damast und dem babelthurmähnlichen Haarauffatze, plaudernd und kosend in den mäandrischen Gängen herum, deren Einfassung aus kunstreich zugeschnittenen Buchs- und Taxusbüschen bestand, und welche sich um künstlich geschlungene Beete drehten, sparsam mit Blumen bepflanzt, aber desto anmuthiger mit farbigem Kies und Glas in symmetrischer Ordnung belegt. Denn damals liebte man es nicht, sich bei dem Hause mit vielen Kosten einen unregelmäßigen Wald zu ziehen, den man in mäßiger Entfernung ganz unentgeldlich und jedenfalls naturgetreuer genießen konnte. In und am Hause mußte damals die Kunst herrschen, was sie denn auch manchmal mit eisenem Scepter that, und so gab es dann keinen Baum und kein Bäumchen, welches sich nicht zu irgend einer plastischen Augenweide hergeben mußte, ja selbst das gestaltlose Element des Wassers wurde uaf die kunstvollste und mühsamste Weise in irgend eine gefällige bildliche Form gezwängt, und noch heut zu Tage liefern, obwohl meistens in Ruhestand versetzte, Fontänen, Wasserspiegel, perückenförmige Wasserkünste ꝛc. die Beweise davon. Über den Werth und Unwerth solcher geschnörkelten und abgezirkelten Gartenanlagen ist viel gesprochen und geschrieben worden, und ich will die Debatten darüber nicht vermehren; jedenfalls aber hat man oft das Kindlein mit dem Bade verschüttet, und selbst der große naturbegeisterte Jean Paul spricht: „Nahe an einem Hause nehmen sich die holländischen Gartenschnörkel mit ihrer häuslichen Winzigkeit besser aus,

als die erschütternde Natur mit ihrer ewigen Majestät. Ich liebe solche Gärten, die im Grunde blos eine fortgesetzte Wohnstube ohne Dach und Fach sind.“

Aber zurück zu unserer Gesellschaft, die ohnehin schon durch das lange Ausbleiben des Hausherrn in eine etwas unmuthige Stimmung gesetzt war. Die galanten Redensarten, so geschweift und geschnörkelt wie der Schauplatz selbst, auf dem sie gehalten wurden, sowie die wenigen Tagesneuigkeiten hatten sich erschöpft; nur Einzelne sprachen noch von Josephs Reformen, von dessen bevorstehender Reise nach Rußland, von dem liebenswürdigen Erzherzog Franz, der im vorigen Jahre nach Wien gekommen war, um sich unter den Augen seines großen Oheims auszubilden und dergleichen.

Natürlich fiel auch das Gespräch auf das Theater, man stritt sich hin und wieder um Madame Adamberger, Sacco, und wie die damaligen Notabilitäten der Bühne heißen mochten, so wie man bei dieser Gelegenheit auch auf die zu dieser Zeit auflebende Oper zu sprechen kam, als deren tüchtigsten Repräsentanten man ohne weiters den damals in Wien anwesenden Maestro Vinzenz Martin mit der allerdings vortrefflichen „cosa rara“ und dem „arbore di Diana“ erklärte, aber nebenher auch die „Entführung aus dem Serail“ pries, und das Für und Wider einer neu zu erwartenden Oper des Salzburger Meisters besprach, die einen spanischen Intriguenstoff zum Gegenstande haben sollte.

Aber allmälig, wie sich die Schatten verlängerten, erschlaffte die Conversation und die sehnsüchtigen Blicke der Gesellschaft richteten sich weniger auf entfernte Kunstgenüsse, als auf den inmitten der großen vergitterten Gartenrotunde aufgerichteten Credenztisch, der bereits mit köstlichem Geschirre

prangte, aber vor Ankunft des Festgebers nicht servirt werden konnte.

Endlich öffnete sich die grün und weiß lackirte Gartenpforte, und der Ersehnte erschien, ein Männlein seltsamen Aussehens mit sich führend, das die lauten Begrüßungen, die eigentlich den Herrn des Hauses allein betrafen, linkisch genug mit beantwortete. Es war ein kleiner, schmächtiger Mann in schnupftabakfarbigem Fracke mit großen, seidenumsponnenen Knöpfen, weißer Weste, schwarzen Kniehosen mit silbernen Schnallen, Schuhen und Strümpfen. Das nicht schöne, aber ausdrucksvolle Gesicht mit wundersam überstürzt gebogener Nase zierte eine runde, nett geordnete und gepuderte Perücke mit stattlichem Zopfe; aus der Weste starrte eine umfangreiche, blendend weiße und steife Busenkrause, der linke Arm hielt den Chapeaubas, während der rechte ein erkleckliches spanisches Rohr mit großem Elfenbeinknopfe handhabte, an welchem zwei ansehnliche schwarze Quasten herabhingen.

Die Gesellschaft glotzte mit neugierigen Augen den fremden Gast an, es im Stillen erwägend, ob seine Conversation die durch seine Anwesenheit geschmälerte Collation überwiegen dürfte. Aber selbst diese Erwartung schien nicht in Erfüllung zu gehen. Während der Hausherr sich mit geschäftiger Höflichkeit, wie sie gebildeten Kaufleuten eigen zu seyn pflegt, mit den gewöhnlichen Begrüßungsformeln von einem Gast zu dem andern wandte, blieb der Fremde, nachdem er sein: „Gehorsamer Diener“ mit schwerfälliger Verbeugung hervorgebracht hatte, verlegen auf einem Flecke stehen, spielte unbeholfen mit seinen Stockquasten und schien sich wie im fremden Elemente zu fühlen.

Auf einmal aber, als der Bankier mit seinen damals

streng geforderten und beobachteten Willkomms-Complimenten fertig war, ergriff er den stummen Gast bei der Hand und stellte ihn der Gesellschaft mit den Worten vor: „Herr Mozart wird mir heute die Ehre geben, an unserer Abendmahlzeit Theil zu nehmen.“

Sogleich durchlief ein leises Gesliſter: „Mozart? — Mozart? — die Gesellschaft, das die Näherstehenden von Mund zu Munde den Entfernteren zulispelten; die Neugierde war befriedigt, man freute sich einen berühmten Künstler in der Gesellschaft zu zählen, und versprach sich Wunderdinge von seiner Unterhaltung, wunderte sich auch wohl, daß er so ganz wie ein anderer Mensch aussah, wie das jederzeit zu geschehen pflegt, wenn man irgend eine ausgezeichnete Notabilität zum ersten Maße erblickt. Der Meister schien aber anfangs in noch größere Verlegenheit zu gerathen und fing nur an, links und rechts ziemlich linkische Bücklinge zu machen, als er auf einmal, durch das unmäßige Gesliſter der Gesellschaft aufmerksam gemacht, wie von einem anderen, höheren Geiste beseelt wurde. Seine eintönigen, fast nichts sagenden Gesichtszüge belebten und veredelten sich, eine plötzliche, begeisternde Idee schien ihn ergriffen, lang Gesuchtes schien er gefunden zu haben, und eben als sich ihm die begünstigteren Mitglieder der Gesellschaft nähern wollten, brachte er nur, mit dem Stocke abwehrende Bewegungen machend, in seinem gewohnten bequemen Dialecte die Worte hervor: „Erlaubens nur einen Augenblick, ich bin gleich wieder da, gehorsamer Diener!“ und entfernte sich mit schnellen Schritten.

Die Gesellschaft starrte ihm verwundert nach und erschöpfte sich in Muthmaßungen über das sonderbare Benehmen des Meisters. Sie hatten jedoch nicht lange gewartet und sich ihre Bemerkungen mitgetheilt, als Mozart schon wieder

erschien. In seinem Benehmen aber war er ganz verändert. Zufriedenheit und Lust strahlte aus seinen Augen, jede Spur von Steifheit war verschwunden, er lachte, schwatzte und scherzte, wußte mancherlei drollige Anekdoten zu erzählen, und als die Collation eingenommen war, setzte er sich ungebeten zum Clavier und phantasirte auf so geistreiche und mitunter muthwillige Weise, daß die ganze Gesellschaft auf das Höchste entzückt war und erklärte, lange keinen so fröhlichen Abend erlebt zu haben.

Ja, seine Begeisterung und seine frohe Laune gingen so weit, daß er, als der Hausherr den Bedienten Martin wegen eines verschütteten Glases Punsch schalt und ihn ganz subtil einen Esel nannte, sogleich in einer Art Übermuth diese Gelegenheit ergriff, die zwei Zeilen: „O du eselhafter Martin, o du martinischer Esel!“ improvisirend vortrug und endlich daraus den berühmten, komischen Kanon bildete, der noch heute zum großen Ergötzen mancher Gesellschaft vorgetragen wird.

Endlich trennte man sich spät und in der heitersten Stimmung. Der Hausherr aber konnte seine Neugierde nicht länger unterdrücken, was Mozart eigentlich fortgetrieben und in so veränderter Stimmung zurückgeführt hatte, und er fragte ihn beim Abschiede um die Ursache. Mozart aber lächelte und sagte: „Haben Sie das Zischeln bei meiner Ankunft gemerkt und wie man mit meinem Namen Fangball spielte? Nun gut, so kommen Sie künftige Woche in meinen Figaro, da wird Ihnen Alles klar werden. Gute Nacht, gehorsamer Diener.“

Und bei der ersten Vorstellung dieser herrlichen und in ihrer Art unübertroffenen Oper wurde zwar Jedermann durch die harmonischen Zauberklänge, durch die Wahrheit und

Feinheit der Charakteristik, so wie durch die köstliche Laune, die sich in Tönen aussprachen, entzückt; die gegenwärtigen Mitglieder der Abendgesellschaft aber wußten sich vor Erstaunen und Bewunderung kaum zu fassen, als sie in dem herrlichen ersten Finale, wo die Gräfin Susannen und diese Figaro die Auskunft über den Pagen zuflistern, ein lebendiges Bild ihrer eigenen Gartenscene erblickten, welche den Meister zu einer so tief gefühlten und herrlichen Scene begeistert hatte, die jedem Fühlenden noch heute so hoch entzückt, obschon nur Wenige den eigentlichen Ursprung davon wissen.

Das aber ist die Weihe des Genies, die Natur in ihren unbedeutendsten Wirkungen aufzufassen und künstlerisch verarbeitet wieder zu geben. Wie viele unwichtig scheinende Vorfälle im menschlichen Leben mögen Veranlassung zu den größten Meisterwerken der Kunst gegeben haben! Ich brauche hier nur an die ewigen Symphonien Beethoven's mit ihrer heiligen Musenzahl zu erinnern; denn jede derselben drückt nicht nur allein irgend eine Gemüthsstimmung, sondern dem geweihten Sinne selbst eine fortgesetzte, durch Töne dargestellte Begebenheit aus.

Mozart hätte wohl auch ohne äußere Einwirkung sein classisches Finale componirt, und auch schön und charakteristisch componirt, allein die Wahrheit der Darstellung wurde jedenfalls durch die Beobachtung und Aufnahme dieser charakteristischen Gartenscene erhöht. So mochte der Meister oft Scenen des wirklichen Lebens still beobachtet und künstlerisch aufgefaßt haben, während er schweigsam in sich versunken da saß und allgemein als schlechter, langweiliger Gesellschafter galt; darum aber sind seine Opern auch Meisterwerke der Charakteristik, zu deren allgemeinen Anerkennung es leider bis heute noch nicht gekommen ist, da sogar, in anderer Hin-

sicht, große Geister, geschweige das eigentliche Publikum, der Musik nur das Sinnliche zugestehen, und es in derselben suchen und vorzugsweise zu finden lieben.

Eine Scene auf dem Graben.

Den 14. Mai 1809, zur Zeit, als die französischen Heere Österreich und Wien besetzt hatten, erschien ein drohender Aufruf an die österreichische Landwehre, folgenden Inhaltes:

1. Die Miliz oder sogenannte Landwehre ist aufgelöst.

2. Ein Generalpardon wird hiermit allen Gliedern derselben bewilligt, welche sich spätestens binnen vierzehn Tagen nach der Einrückung der französischen Truppen, in die Ortschaften, wohin sie gehören, nach Hause begeben werden.

3. Sollten Offiziere derselben in dem gegebenen Zeitraume zurückzukehren unterlassen, so sollen ihre Häuser abgebrannt und ihre Meubeln und sonstiges Eigenthum confiscirt, die daran Schuldtragenden aber zur strengsten Verantwortung gezogen werden.

4. Die Ortschaften, welche Mannschaft zur Landwehre geliefert haben, sind gehalten, dieselbe zurückzurufen und die Waffen, welche diese erhalten haben, sogleich abzuliefern.

5. Den Commandanten der verschiedenen Provinzen ist aufgetragen, alle gehörigen Maßregeln zur Vollziehung des gegenwärtigen Befehles zu ergreifen.

Obzwar diese fulminante Erklärung eigentlich nur ein Schreckschuß war und fast gar keine Folge nach sich zog, so machte sie doch viel böses Blut, eine düstere Stimmung bemächtigte sich der Landeseinwohner und der allgemeine Haß

gegen die übermüthigen Sieger steigerte sich um so mehr auf einen bedenklich hohen Grad, als bald darauf eine zweite Verordnung erschien, welche alle jene Einwohner mit strenger Ahndung bedrohte, die verkleidete österreichische Krieger bei sich aufnahmen und dieselben nicht alsogleich dem Stadtcommando anzeigten. Die Franzosen selbst aber blieben sich in ihrem nonchalanten Benehmen gleich. Zwar übermüthig und siegestrunken, aber sorglos und vergnügenslustig streiften sie in den Gassen Wiens umher, als ob dieselben die Boulevards ihres leicht- und frohsinnigen Paris wären und sie kümmerten sich, wohl auch ihres Übergewichtes bewußt, nur wenig um die mißtrauischen und feindseligen Blicke, denen sie von Zeit zu Zeit begegneten, ließen sich auch durchaus nicht von kleinen Abenteuern abhalten, wie sie dem leichten französischen Blute eigen sind.

So las man kurz darauf einen öffentlichen Anschlag, wodurch allen Sängerinnen, Tänzerinnen und Figurantinnen des Kärnthnerthortheaters bei alsogleicher Dienstentlassung untersagt wurde, sich auch nur bei einem Fenster des Theatergebäudes blicken zu lassen, was mit einem galanten Vorgange welcher an einem der vorhergehenden Abende die Ursache eines bedenklichen Tumultes gewesen war, in Verbindung stand. Zwei bürgerliche Grenadiere nämlich, welche bei dem Eingange, der zur Bühne führt, die Wache und selbst von dem französischen Commandanten den strengen Auftrag hatten, Niemand außer dem Theaterpersonale den Eintritt durch diese Thüre zu gestatten, wiesen einen Offizier zurück, der, durch die auffordernden Blicke einer Figurantin gelockt, mit Gewalt hinein wollte. Nach einem heftigen Wortwechsel fiel er sie sogar mit dem Säbel in der Faust an, so daß ihnen die übrige Theaterwache zu Hilfe eilen mußte. Nun kam auch französisches

Militär herbei, allein dieses, statt den Beleidigten Recht zu schaffen, schlug sich auf die Seite des Offiziers und durch ihre größere Anzahl bemächtigten sich die französischen Soldaten der Gewehre der Bürgerwache. Nun wurde auch das Volk aufgebracht und mengte sich in den Streit und es würde gewiß blutige Auftritte gegeben haben, wäre nicht eine Abtheilung bürgerlicher Cavallerie herbeigekommen, welche sogleich die Gasse sperrte und das Volk, welches bereits die enge Komödiengasse und den Platz vor dem Theater füllte, beredete, sich ruhig nach Hause zu begeben. Die Bürgerwache erhielt auch auf die Verwendung des Bürgerofficiers ihre Waffen wieder und bezog ihren Posten wie vorher.

Trotz dieser im Allgemeinen gereizten Stimmung aber besaßen die Wiener, wie immer, im Ganzen so viel Tact, Beachtung der Umstände und Abscheu vor nutzloser, ja verderblicher Aufregung, daß ein wirklicher Ausbruch ihrer Mißstimmung nicht leicht zu besorgen war, es müßte denn der Anlaß dazu gar zu eclatant gegeben werden. Endlich, das ist nicht zu läugnen, gab es auch unter den Feinden, besonders unter den eigentlichen eingebornen Franzosen, viele Redlichgesinnte, welche nicht allein den Übermuth ihrer Kameraden nicht theilten, sondern ihm bei jeder Gelegenheit entgegen wirkten; ja welche sich selbst dann ihres posse nicht bedienten, wenn sie auf Kosten der Einwohner das volle Recht dazu in Händen hatten. Es fehlte selbst nicht an Zügen hervorstechenden Edelmuthes und des feinsten Ehrgefühles in dieser Hinsicht, wovon nachfolgende Begebenheit, die übrigens nahe daran war, die Ruhe der Hauptstadt in gefährlichem Grade zu stören, eine der sprechendsten ist.

Es war den 4. Juni, an einem schönen Sonntage um die Mittagsstunde, als sich, wie gewöhnlich, eine Masse

Spaziergänger auf dem Graben drängte, unter welchen häufig die glänzenden Uniformen der französischen Offiziere hervorstachen. Einer der Letzteren, ein junger Mann von äußerst vortheilhafter Gesichtsbildung, blieb in der Gegend der Dreifaltigkeitssäule stehen, und ließ die vorüber schwebenden Schönen Wiens die Musterung passiren. Auf einmal faßte er aber auch einen vorübergehenden Mann in Civilkleidung scharf ins Auge und folgte ihm mit sichtlich erregter Neugierde mehre Schritte nach. Doch kaum war er bis gegen den Trattnerhof gekommen, als der Offizier mit französischer Nonchalance seine Forschung aufgab und sich wieder umwendete, wahrscheinlich um zu seinem früheren Standpunct zurückzukehren. In dem Augenblicke aber wurde er von einem Frauenzimmer, das ihn schon einige Zeit beobachtet hatte, am Arme gefaßt, wobei sie ihm einige Worte zuflisterte. Der Offizier aber, weit entfernt, die altbekannte französische Galanterie zu beobachten, starrte sie nur einen Augenblick mit zorniger Miene an und gab ihr dann eine derbe, lautschallende Ohrfeige, so daß sie verblüfft zurück taumelte und sich ohne weitere Lust, die Conversation fortzusetzen, beschämt und eilig durch den Trattnerhof verlor.

Diese rohe Mißhandlung eines gut gekleideten Frauenzimmers auf öffentlicher Straße aber empörte mit Recht die Menge und goß den letzten Tropfen in die ohnehin schon übervolle Schale der Erbitterung. Mit wildem Geschrei und drohenden Geberden versammelten sich sofort mehre Gruppen Volkes um den Offizier und es wäre gewiß zu ernsten Thätlichkeiten gekommen, deren Folgen nur betrübt seyn konnten, hätten sich nicht schnell mehre französische Offiziere um ihren Kameraden versammelt und ihn selbst über sein unverantwortliches Benehmen ernsthaft zur Rede gestellt. Seine Verantwortung aber verkehrte die Wuth der Menge mit Eins in

Beifall und Hochachtung für den Offizier und in Abscheu und Verwünschungen gegen das Frauenzimmer, die zu ihrem Glücke nicht mehr aufgefunden werden konnte. Er erklärte nämlich in gebrochenem Deutsch, die Dame hätte ihm, als er in dem Vorübergehenden einen alten Bekannten vermuthete, zugeflistert, es sei ein verkleideter österreichischer Offizier und er solle ihn ja nicht aus den Augen lassen. Diese Zumuthung sei ihm als einem braven Franzosen und kaiserlichen Soldaten so entehrend vorgekommen, daß er seine Verachtung über ihre Niederträchtigkeit in der Eile auf keine andere Weise zu äußern gewußt habe. Diese Begebenheit ist buchstäblich wahr, ungewiß aber, ob das erwähnte Frauenzimmer eine Deutsche oder eine Ausländerin gewesen ist. Zur Ehre des Vaterlandes und als eine größere Wahrscheinlichkeit aber wollen wir jedenfalls das Letztere annehmen.

Beethovens merkwürdiges letztes Concert im grosen Redoutensaale im Jahre 1826.

Die Versammlung war heute sehr zahlreich. Die Räume des großen weitläufigen Redoutensaales waren in allen ihren Abtheilungen im vollsten Sinne des Wortes überfüllt, theils aus wahrem heiligen Enthusiasmus, theils aus frommer, gläubiger Pietät, zumeist aber aus vornehmer und gemeiner Neugierde, um doch sagen zu können: „Ich bin auch dabei gewesen, ich habe ihn auch gesehen!“

Denn heute sollte er, der größte Meister in dem geheimnißvollen Reiche der Töne, er, dessen Leben selbst in Harmonie aufgelöst war, sollte heute das neueste Product seiner gottbegeisterten Phantasie, seine wundervolle neunte Sim-

phonie dirigiren. Aller Augen waren starr auf das vollbesetzte Orchester mit verschiedenem Ausdrucke, durch obige Ursachen angeregt, gerichtet und als er endlich mit starkem, schnellen Schritte erschien, im ungewohnten schwarzen Fracke und Beinkleid, weißer Weste und lockeren Halstuche; über das markige, geistreiche, aber etwas düstere Antlitz die grauen Haare in genialer, fast etwas wüster Unordnung hängend; die geistvollen, aber wie von unwillkürlicher Rastlosigkeit und Ungeduld belebten Blicke unter den buschigen, etwas zusammengezogenen Brauen hervorsprühend, da erhob sich ein einstimmiger donnernden Beifallssturm.

Doch auch dafür, wie leider sonst im Leben, schien der große Meister nach Außen taub zu seyn, während sein Inneres von den herrlichsten Harmonien erbebte und erklang. Feind jeder Ostentation fertigte er die gespendete, geräuschvolle Anerkennung mit einem Paar kurzen, etwas linkischen Bücklingen ab, griff schnell nach dem Tactstabe und gab das Zeichen zum Beginnen.

Das tobende Getöse verwandelte sich plötzlich in Grabesstille und während nun die gewaltigen Tonmassen der Einleitung erklangen, schien sich erst die Gestalt des alten Meisters zu beleben. Von dem göttlichen Genius erfüllt, untheilnehmend an Allem, was außer ihm, schien er die Seligkeit des Schaffens aufs Neue zu genießen, als sich durch Klang und Schall die schwarzen todten Zeichen auf dem Papiere belebten. In jeder Note schien ein Theil seines Geistes zu ihm zu sprechen; heilige dithyrambische Begeisterung belebte jeden seiner Muskel, das gemeine irdische Leben war weit von ihm gewichen, ein höherer Strahl aus unbekannten Welten hatte ihn fremdartig und fast unheimlich beseelt und — hätte die Musik geschwiegen und nur er seine Bewegungen fortgesetzt, auch

dann würde ein begeistertes Gemüth den Gang seines großartigen Gedichtes vernommen haben.

Aber freilich vermag nur Begeisterung wieder die Begeisterung in seiner höchsten Weihe zu begreifen. Der Funke des Genius bedarf wieder eines empfänglichen, ja gleichgestimmten Gemüthes und so geschah es auch dießmal, daß sich mehre Augen bei diesem Anblicke mit Thränen füllten, während andere, wie bei einem gemeinen Spaß, vergnügt, oder wohl gar, denen die Götter verzeihen wollen, mitleidig lächelten; Beethovens innere, alle Fesseln des Irdischen sprengende Begeisterung für äußere Wirkung und Folge seiner leiblichen Taubheit nehmend.

Als nun endlich nach dem seelenvollen Adagio, nach dem von dem herrlichsten Humor durchdrungenen Scherzo und dem großartigen, jedoch, trotz alles Panegyrisirens, noch bis heute nicht allgemein gefühlten und begriffenen Finale, welches, allerdings sonderbar, mit einem Vocalchor schließt, — der Meister den Tactstab schnell niederlegte und sich eben so schnell entfernte, forderte der Enthusiasmus oder die Mode abermals ihr Opfer und dreimaliger Beifallssturm zwang ihn abermals zu drei schnellen, unbeholfenen Verbeugungen, worauf er sich denn endlich entfernen durfte.

Ein weiteres Stimmen der Instrumente erfolgte, dessen abgerissene Präludien sich jedoch schon auf die vorhergehende Production ausnahmen, wie Waschbecken-Tumult gegen den Niagarafall. Siehe da, weiche, lydische Töne erklangen als Introduction einer wohlbekannten, vielbeliebten und abgeleierten Melodie, welche zu dieser Umgebung paßte, wie ein kranker Seidenhase auf weichem Kissen zu einem Löwen, der mit fliegender Mähne und Triumphgebrülle die heimischen Wälder durchstürmt. Es erschien ein schlanker, wohlgewach-

sener Mann in schwarzem, netten Costume, mit italienischen Gesichtszügen, Manieren und Kehle, er begann das — di tanti palpiti als Futter für geistige Mägen, die nur Leckerbißlein vertragen, oder keine Mahlzeit ohne dieselben verdauen können — er begann es also herabzusingen und mitunter zu krähen, wie es denn schon seine Manier mit sich brachte.

Es schien fast, als wollte man geflissentlich auch unserm Goliath einen — David entgegensetzen, dem aber dießmal die siegende Schleuder fehlte; denn selbst Jene, die in **Zelmina, Donna del lago** etc. sich in rasenden Beifallsjubel erschöpft hatten, fanden sich denn doch durch diese Zusammenstellung wenigstens **par honneur** indignirt. Die ganze Versammlung erhob sich mit Eins wie ein Mann und der arme, dießmal gewiß wohl unschuldige Künstler wurde auf die eclatanteste Weise unanimiter ausgezischt, was wohl ihm, so wie der armen, ebenfalls unschuldigen Cavatine zum ersten und letzten Male wiederfuhr. Freilich erhoben sich hier und da einige aus andern Ursachen indignirte Damen und süße Herren gegen diese barbarische Behandlung, allein sie wurden gegen alle sonstige Galanterie überstimmt und der arme Künstler mußte dießmal abtreten, ohne sich mehr als einzelner, schnell und gewaltsam platzender Leuchtkugeln des Beifalles erfreuen zu können. In der nächsten Zelmira erhielt er dagegen bei dem beliebten Fangen des hohen D wieder seine vollständige Ehrenrettung und das Versäumte ward mit großem Eclat nachgeholt.

Nun erschien der Meister wieder und führte einige Stücke aus seiner neuesten, gottbegeisterten **Es dur** Messe vor, allein mittlerweile war man doch etwas zur Besinnung gekommen, ein bitteres Reuegefühl, den fremden Gast, welchem man so viele Genüsse zu verdanken hatte und obendrein zu Gunsten

eines Einheimischen, ein in Wien unerhörter Fall, gekränkt zu haben, bemächtigte sich vieler Gemüther und so war denn ein großer Theil des anfänglichen Enthusiasmus wieder verraucht und gegen Ende war nur mehr eine kleine Zahl der wahrhaft Geweihten zugegen.

Das Concert währte nämlich ziemlich lange; vor den Augen der Meisten flimmerte der Duft der, ihrer bereits wartenden Suppe so romantisch und idyllisch, daß sie, von unwiderstehlicher Macht ergriffen, den Wanderstab in die Hand nahmen und, noch umsäuselt von den heiligen Tönen der zweiten wundervollen Hymne, welche sie aber in Betracht der warmen Suppe ziemlich kalt ließ, heimwärts pilgerten.

So begann und endete das letzte Concert in Wien, welches Beethoven persönlich dirigirt hatte.

Schon in etwas mehr als einem Jahre, den 29. März 1827, sprach Anschütz an dessen Grabe die herrlichen, tief empfundenen und wahren Worte Grillparzers: „Ein Künstler war er und wer steht auf neben ihm? Wie der Behemoth die Meere durchstürmt, durchflog er die Gränzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners; von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Puncte, wo das Gebildete übergeht in eine regellose Willkür streitender Naturgewalten; Alles hatte er durchmessen, Alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, denn Beethoven hörte nur da auf, wo die Kunst aufhört. — Adelaide und Leonore, Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers gläubiges Lied; Kinder ihr, der drei- und viergetheilten Stimmen; brausende Symphonien! Freude, schöner Götterfunken, du Schwanengesang! Muse des Liedes und des Saitenspiels, stellt euch rings um sein Grab und bestreut es mit Lorbern. Ein Künstler war er, aber

auch ein Mensch; ein Mensch in des Wortes vollkommenster Bedeutung. Weil er von der Welt sich abschloß, nannte sie ihn feindselig, weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht. Gerade das Übermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus. — Wenn er die Welt floh, so wars, weil er in den Tiefen seines Gemüthes keine Waffen fand, sich ihr zu widersetzen; wenn er sich den Menschen entzog, so geschah es, weil er ihnen Alles gegeben und nichts zurück empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein Zweites fand. Aber bis zum Tode bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut aller Welt. So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten.“

Ludwig van Beethoven war geboren zu Bonn den 17. December 1772. Sein Vater, Anton van Beethoven, war Tenorist in der Capelle des Kurfürsten von Cöln. Seine ersten Lehrer waren van der Eden und Christian Gottlob Neefe. 1792 kam er nach Wien und blieb fortan daselbst, wo sich sein Genius erst nach und nach seine sieghafte Bahn brach. Er war nie vermählt. Seine vorzüglichsten Werke sind: Die herrlichen neun Symphonien; sein Septeit, seine Claviercompositionen, die Musik zu Egmont, die Quartetten und endlich seine classische Oper: Fidelio oder Leonore, zu welcher er nach und nach drei Ouverturen schrieb, da die ursprüngliche und eine zweite großartige dem damaligen Geschmacke nicht zusagten. Er starb den 27. März 1827 im sogenannten Schwarzspanierhaus an der Alserglacis, ein Neffe erbte seine geringe Verlassenschaft.